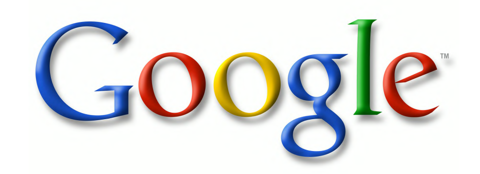
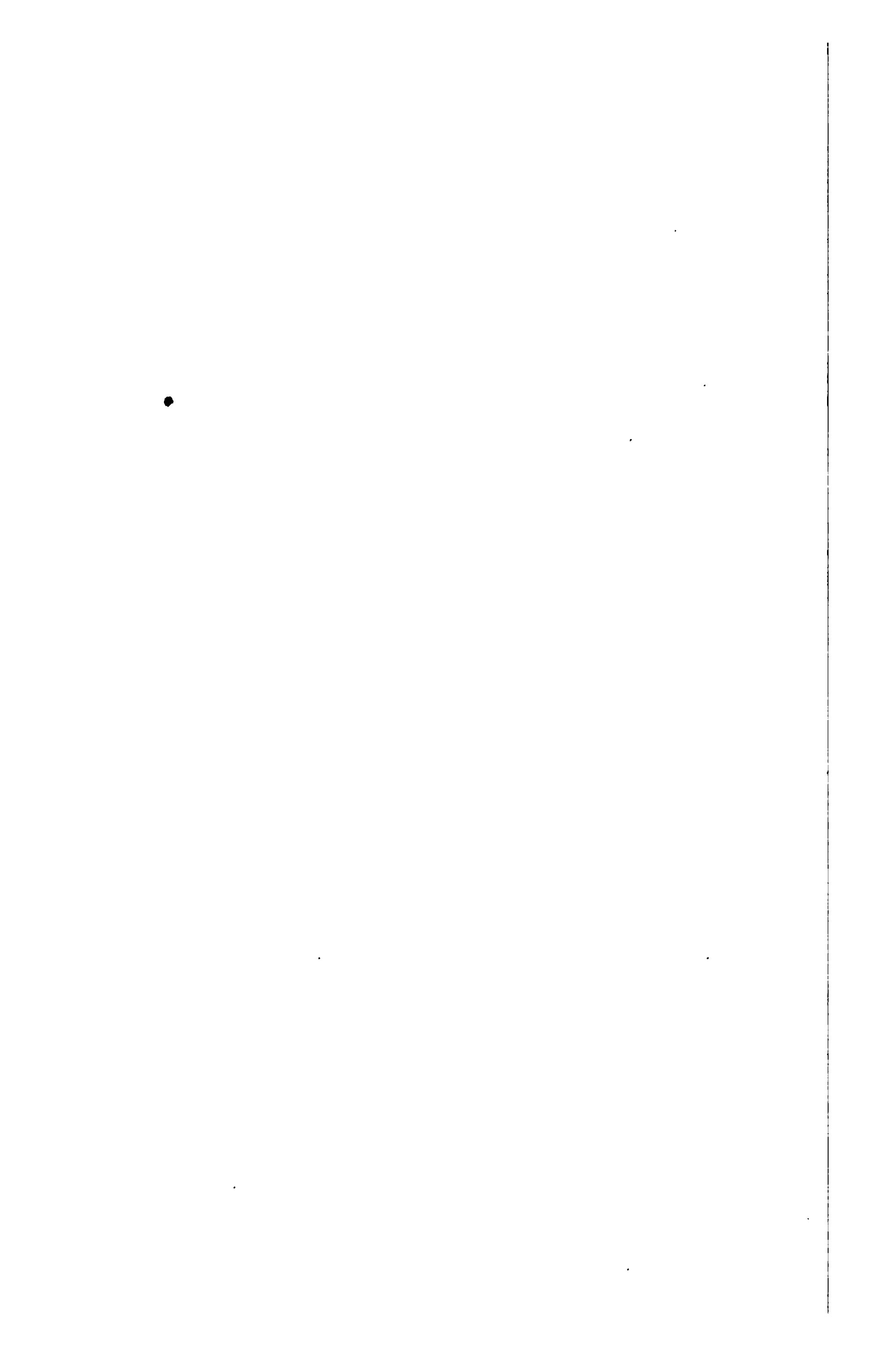





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Blüthezeit der Romantik.

Von

Ricarda Huch.

Zweite, unveränderte Ausgabe.



Leipzig 1901.
Verlag von H. Haessel.

Vorrede.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre her, daß eine Geistesrichtung sich in Deutschland zu entwickeln begann, zu der die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts herrschende einen Gegensatz bildet, die aber seit etwa zwei Jahrzehnten einer Wiedergeburt entgegenzugehen scheint. Deshalb dürfte in unserer Zeit, wo man nach einer vorangegangenen gänzlichen Abwehr der romantischen Ideen sie um sich herum von Neuem aufleben sieht, ein größeres Verständniß dafür möglich sein, als eine frühere Generation haben konnte. In dieser Meinung habe ich das vorliegende Buch geschrieben, das sich den über denselben Gegenstand bereits bestehenden Werken nicht an die Seite stellen, geschweige denn sie verdrängen soll. Denn ich beabsichtige nur den Sinn der Romantik darzustellen, das Denken der Romantiker, wie es aus ihrem Wesen hervorging, und habe deshalb versucht, ein Bild der Menschen, die in Betracht kommen, zu geben, und dann ihrer Ideen.

Meine Quellen waren einzig die Werke der Romantiker, ihre Briefe und sonstiges Biographisches mit eingeschlossen.

Während der vorliegende Band das Entstehen und Erblühen der Romantik zum Gegenstande hat, will ich in einem folgenden versuchen, ihr Reifen und Abwelken darzustellen. Er soll die sogenannte jüngere romantische Schule umfassen oder besser gesagt, alle diejenigen Erscheinungen, die die angeregten romantischen Ideen weitergeführt oder irgendwie innerhalb derselben gelebt und gewirkt haben; wobei es mein Bestreben sein wird, nichts Wesentliches zu übersehen.

Ich hoffe, diesen Band nach Verlauf eines Jahres vollendet zu haben.

Inhalt.

Die Gebrüder Schlegel.

Eine Schaar junger Männer und Frauen stürmt erobernd über die breite träge Masse Deutschlands. Sie kommen wie vor Jahrhunderten die blonden germanischen Stämme der Wanderung: abenteuerlich, siegesgewiß, heilig erfüllt von ihrer Sitte und ihrem Leben, mit übermüthiger Verachtung die alte morsche Kultur über den Haufen werfend. Von der scheuen Ehrfurcht vor überlegener Gewalt, die die feine Ausbildung des Römischen Reiches trotz alledem den barbarischen Eroberern einflößte, empfanden freilich die Romantiker nichts. Sie standen den eigenen Vorfahren gegenüber, deren Schwächen sie durch und durch kannten, und deren Vorzüge ihnen wenig imponirten; ihre Bewunderung griff in entlegene Vorzeit zurück, wo sie die Eigenart ihres Stammes rein ausgeprägt zu finden glaubten.

Das sonnige Glänzen junger wandernder Sieger liegt blendend über dem kleinen furchtlosen Trupp. Aber am meisten gleichen sie gerade jenen Stämmen der Völkerwanderung, den blühendsten, genialsten, die in der Fremde, wo sie heimisch zu werden gedachten, früh untergingen, die Frucht ihrer Kämpfe Späterkommenden überlassend. Sie verbrauchten ihre Kräfte in der muthwilligen Verschwendung des ersten Sturmes, kindisch und sorglos schwelgten sie in leichten Siegen über schwächliche Gegner, die sie verachteten, verspritzten ihr schäumendes Blut ohne Noth, aus Lust des Kämpfens und Ringens, hielten ihren Besitz nicht zu Rathe

und dauerten nicht aus. Ueber der freudigen Pracht ihrer Triumphe liegt schwer schattend der frühe, nicht ruhmlose, aber zunächst erfolglose Ausgang und macht sie zu tragischen Erscheinungen.

Derjenige, der als Führer des streitbaren Häufchens angesehen wird, Wilhelm Schlegel, war kein Feldherrngenie, kein Herrscher von Gottes Gnaden, vor dem sich Alles niederwirft, unwillkürlich einer elementaren Macht huldigend. Er war ein Mensch von hellem und weitem, aber fast ausschließlich äußerem Bewußtsein, von Umsicht und Klarheit; es war kein Lodern allgewaltiger Leidenschaft um ihn her, aber ein vielfarbiges, reizendes Raketensprühen beweglichen Geistes blitzte aus seinen Augen. Leicht, elegant, freundlich, ritterlich, als immer bereite Waffe in der Hand den anmuthig geformten Dolch haarscharfen Witzes, so müssen wir uns sein Bild ausmalen, wie er in guter Stunde war. „Das, was ich am Meisten an Dir liebe“, schrieb ihm sein zärtlicher Bruder, „ist am Sichtbarsten, wenn Du glücklich bist.“ Jung hätte er sterben sollen, in der Fülle des Gelingens; das war die Tragik des eisernen, folgerichtigen Schicksals für ihn, daß er so lange lebte und das Alter erfuhr, das er sein Leben lang mit ahnender Angst gefürchtet hatte. Dies sich Anklammern an die Jugend war nicht etwa Mangel an Fähigkeit oder gutem Willen, die Dinge ernst zu nehmen. Aus dem tändelnden Jüngling wurde sogar, wenn er arbeitete, ein gelehrter Pedant, als welcher er ja auch in der Erinnerung der späteren Geschlechter fortlebte, die für die „übermüthigen Götterbuben“, wie Wieland die Brüder Schlegel nannte, kein Verständniß mehr hatten. Jetzt immer noch kennt man ihn hauptsächlich als den gründlichen Forscher, den unermüdlichen Uebersetzer, der von sich selbst sagte: „Im Stehn, im Gehn, im Wachen

und im Bette, auf Reisen selbst, wie unter'm Schutz der Laren, stets dichtend." Diese eigenthümliche Mischung von Anmuth, Oberflächlichkeit und Pedanterie beruht auf dem Mangel an Gewicht. Es fehlte ihm an Masse, an dem unbewußten Kern, der die Grundlage des Menschen bildet. Alles läßt sich daraus erklären: in seinen Beziehungen zu den Frauen die Unfähigkeit, große, stätige Leidenschaften zu erregen und zu empfinden. Er suchte und fand viel Neigung der Frauen, liebenswürdig, wie er war, mit dem feuchten Schimmer, der seine glänzenden braunen Augen so anziehend machen konnte; aber nur gaukelndes Schmetterlingsglück, alle Lieblichkeit eines spielenden Jünglingslebens war ihm beschieden, niemals das satte, stolze Genügen einer kraftvollen Natur. Von der einzigen Frau, für die er ein echtes, ernstes Gefühl hatte, soweit er das haben konnte, von Karoline muß man wohl sagen, daß sie ihn niemals wahrhaft geliebt hat. In seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre schrieb ihm sein jüngerer Bruder warnend: „Ich wünschte nicht, daß Du die Zeit Deiner Jugend und das Jugendliche in Deiner Liebe als Dein ganzes Leben ansähest . . . Warum wolltest Du das Ende der jugendlichen Liebe als das Ende Deiner Herrlichkeit des Lebens überall betrachten? Sie sollte eigentlich nur den Enthusiasmus in Deiner Seele stark und vollkommen gemacht haben, dessen Gegenstand alsdann im männlichen Alter der Wille und die Gedanken Deines eigenen besseren Selbst sein könnte." — „Das kannst Du, wenn Du willst", fuhr Friedrich fort; aber der unglückliche Narcissus, der sein besseres Selbst über dem zitternden Spiegelbild der unstäten Wellen, in das er verliebt war, vergaß, hätte das nicht einmal wollen können. Wenn er nicht der junge, blonde, muthwillige Schwärmer sein konnte, wollte er nicht leben. Er war ganz ohne

Größe und darum ohne Fähigkeit, das Große ganz zu erkennen, zu lieben, zu wollen. Das ist der Kern all der zarten und liebevollen Ermahnungen, die Friedrich an ihn richtete: wenn er ihn vor Zerstreuung warnt, die der Tod aller Größe sei. — Größe sei nur mit Concentration aller Kräfte verbunden möglich; wenn er ihn bittet, er möchte sich die Begeisterung nicht schwinden lassen, wenn er fürchtet, es möchte eine gewisse unzufriedene Kälte bei ihm herrschend werden. Wilhelm's „uralter Haß gegen die Vernunft" bildete einen beständigen Streitpunkt zwischen den Brüdern, „seine Idiosynkrasie gegen die Vernunft, das Denken", die es ihm unmöglich machte, wie Friedrich sagte, das Große, z. B. in Schiller's Person zu verstehen. Unter Vernunft begriff nämlich Friedrich das Vermögen der Ideale; er nannte sie einen Grundtrieb, den nach dem Ewigen. Wenn nun auch Wilhelm dichtete:

„Ich wollte dieses Leben
Durch ein unendlich Streben
Zur Ewigkeit erhöh'n",

so besagt das nichts Andres, als daß er geschmackvoll und klug genug war, um zu wissen, was man thun und sein müsse. Grundtriebe aber besaß er gar nicht, das war eben das Ein und Alles, was ihm fehlte. Auch die peinliche, stets verletzte Eitelkeit, zu der er verdammt war, hatte in diesem Mangel ihren Grund. Es ist eigenthümlich, wie alle eiteln Menschen den Eindruck einer großen inneren Leere erwecken. In dem dunkeln Gefühl, keinen nährenden Kern im Innern zu haben, hungert es sie beständig nach andern Menschen, an denen sie zehren können. Sie gehören nicht zu den guten Menschen, von denen Salomon in den Sprüchen sagt, daß sie von sich selber gesättigt werden. Eitelkeit ersetzt das Selbstbewußtsein; sie ist wie ein Corsett oder Geradehalter,

der Einem das Ansehen eines aufrechten, starken Menschen geben soll, eine Art Auto-Suggestion: wenn der Schwache sich nicht überschätzte, würde er aus Mangel an Selbstvertrauen zusammenbrechen. Diejenige Selbstliebe, die Friedrich meinte, wenn er schrieb: „Wer sich selbst liebt, der ist auf dem Wege, etwas Großes zu werden", die fehlte Wilhelm. Er war wie ein Schiff ohne Ballast, nur auf einem kleinen ruhigen Gewässer zu spielen gemacht.

In den Augenblicken, wo er das Herz hatte, ganz ehrlich zu sein, gestand er sich, daß ihm in der Kunst der schönste Kranz versagt bleiben müsse. Dann brandmarkte er, wie Friedrich sagt, seine Kraft, in die innerste Eigenthümlichkeit eines großen Geistes einzugehen, unmuthig mit dem Namen „Uebersetzertalent". Was für eine reizbare Empfänglichkeit für das Schöne, welches Verständniß für fremdes Genie, was für ein erstaunliches Sprachgefühl und Gedächtniß mit angestrengtem Fleiße zusammenkommen mußten, damit die unsterbliche Shakespeare-Uebersetzung entstehen konnte, das kann nie genug hervorgehoben werden. Und dennoch — liest man darin, so empfindet, so denkt man an Shakespeare, nicht an Wilhelm Schlegel. Des Dichters Persönlichkeit kann man nur in seinen eigenen Werken suchen. Schlegel's Gedichte belehren uns in feinster Weise darüber, wie aller gute Geschmack und alles Wissen von dem, was schön und nicht schön ist, die geheimnißvoll wirkende Kraft, die blind das Gute hervorbringt, nicht zu ersetzen vermögen. Wie klar sah er, worauf es ankommt. „Unser Dasein", sagt er gelegentlich, „ruhet auf dem Unbegreiflichen, und die Poesie, die aus diesen Tiefen hervorgeht, kann dieses nicht rein auflösen wollen. Dasjenige Volk, wofür es sich der Mühe verlohnt, zu dichten, hat hierüber, wie über Vieles, die natürliche Gesinnung bei-

behalten; Alles verstehen d. h. mit dem Verstande begreifen wollen, ist gewiß ein sehr unpopuläres Begehren. Beispiele werden dies einleuchtend machen. Die Bibel, wie sie gegenwärtig in den Händen des Volkes ist, wird nur sehr unvollkommen verstanden, ja vielfältigst mißverstanden, und dennoch ist sie ein äußerst populäres Buch. Von unsern neueren Exegeten zum allgemeinen Verständnisse zugerichtet, würde sie unfehlbar ihre Popularität großentheils einbüßen. Die alten, besonders katholischen Kirchenlieder, voll der kühnsten Allegorie und Mystik, waren und sind höchst populär; die neuen bild- und schwunglosen, vernünftig gemeinten und wasserklaren, die man an ihre Stelle gesetzt hat, sind es ganz und gar nicht. Und warum sind sie es nicht? Weil in ihrer ekeln Einförmigkeit nichts die Aufmerksamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft und es in die Mitte desjenigen versetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nicht zugänglich werden würde. Mit einem Worte, wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinausgehen soll, darf in der weißen Magie oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen nicht unerfahren sein."

Aber er selbst war kein Magier. Es war nichts, gar nichts Dämonisches in ihm. In seinen Liebesgedichten fehlt der süße Schmelz starker Sinnlichkeit, und nur sein unbestechlicher Geschmack bewahrte ihn davor, anstatt dessen witziger Lüsternheit Raum zu geben, die dagegen in seinen satyrischen Scherzgedichten gern hervortritt. Seine Schwester Charlotte traf ganz das Richtige, wenn sie ihn mit Wieland verglich, indem sie sagte, die beste und wirksamste Kritik eines Autors sei ihrer Meinung nach, in eben dem Fache ein besserer Schriftsteller zu sein, und sie traue Wilhelm zu, auf diese Art gegen Wieland zu Felde ziehen zu können.

Fast niemals fehlt ihm Grazie, die freilich zu elegant ist, um die Grazie eines Naturkindes zu sein. Nicht die Anmuth, die aus Kraft hervorgeht, beseelt seine Gedichte; aber es ist doch etwas Schwebendes in ihnen, wie wenn die Naturtriebe mit der Schwere ihres Müssens nicht auf ihn wirkten. Zarte, im Kopf entstandene Empfindungen hauchen leicht vorüber; man kann wohl unmuthig werden über die seifenblasenartige Glätte und Leere dieser angeblichen Leidenschaften; dafür senken sich die Verse auch niemals mit schwüler Schwermuth belastend auf's Gemüth, des Dichters Geistesunfreiheit verrathend. Man möchte ihm einen Erguß heißen irdischen Blutes in die Adern mehr wünschen, er ist wie eine lose, flatternde Blume, in deren zierlichen Stengel die Säfte der Erde nicht hinaufströmen können.

Nur einmal ist er, wie auch Goethe urtheilte, über sich selbst hinausgegangen: in der Zueignung des Trauerspiels „Romeo und Julia", an Karoline gerichtet, die damals endlich seine Frau geworden war. Mag ihm hier auch seine innige Vertrautheit mit der Dichtung zu Gute gekommen sein, so ist es doch das nicht allein; indem er fein die poetische Weisheit Shakespeare's rechtfertigt, die Romeo und Julia gerade deshalb auf der Höhe des Glückes und der Liebe sterben läßt, damit nicht sie — ein weit herzzerreißender Untergang — ihre Liebe überleben, mochte er die Gefahr mit dunkler Wehmuth ahnen, die in seinem eigenen Wesen und Geschick lag. Kein feindlicher Anblick schreckt Liebe, im Kampfe schwillt ihr Müth, sie schaudert nicht, bei Todten sich zu betten —

„Ach, schlimmer drohn ihr lächelnde Gefahren,
Wenn sie des Zufalls Tücken überwand.
Vergänglichkeit muß jede Blüth' erfahren:
Hat aller Blüthen Blüthe mehr Bestand?

Die wie durch Zauber fest geschlungen waren,
Löst Glück und Ruh und Zeit mit leiser Hand,
Ach, jedem fremden Widerstand entronnen
Ertränkt sich Lieb' im Becher eigner Wonnen."

Es liegt eine wahre und keusche Trauer in den Versen. Das gedämpfte Herzklopfen einer furchsamen Wehmuth über die eigene Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit, das ist, was er am Wahrsten und Tiefsten in sich durchlebte, und überall, wo das anklingt, berührt uns, wenn auch nur ganz leise, der geheimnißvolle Zauber, der aus den Elementen der Natur und des Menschen dringen kann:

„Nicht bloß die Blume welkt, das Duftgewebe
Der Frühe reißt, entflieht des Lenzes Prangen,
Nicht bloß erbleichen junge Rosenwangen,
Dem Geist auch droht's, daß er sich überlebe.
Wie kühn er erst auf freien Flügeln schwebe,
Dumpf g'nügsam bleibt er bald am Boden hangen.
O wißt Ihr für sein grenzenlos Verlangen,
Weis' oder Dichter, keinen Trank der Hebe?"

Die Mängel in Wilhelm's Natur schlossen freilich auch große Vorzüge ein. Frisch und kräftig befaßte er sich nicht mit Psychologie, schrieb einmal Karoline, was hier als entschiedenes Lob gemeint ist; er zerfaserte nicht das Innere, wie es damals die Darstellungsweise der modernen Schriftsteller wurde, denen es dabei nur selten gelang, eine ganze Erscheinung lebendig vor die Augen zu stellen. „Du bist gewaltig bei Frommann's gelobt worden", schrieb sie ihm ein ander Mal, „Du könntest, was Du wolltest und thätest, was Du könntest und wärest ein Kleinod von Rechtlichkeit." Ja, das Kränkliche, Unbestimmte, in's Grenzenlose Ausschweifende der meisten übrigen Romantiker lag nicht in seinem Wesen. Alles, was er schrieb, wenn es auch tiefer und bedeutender hätte sein können, war doch ein Ganzes,

abgerundet, hatte Form. Er verfügte über das, was man Mache oder Virtuosität nennt. Eine gewisse Behendigkeit des Handelns und Ausführens machte ihn im praktischen Leben den Gefährten überlegen, die sich zum Theil mit der Unermeßlichkeit ihrer Pläne begnügten. So wurde er der Direktor, Wortführer, Herausgeber, Anordner, Antreiber; so ist er noch jetzt als das Haupt der romantischen Schule bekannt. Als Vorkämpfer des Guten, Neuen und Bekämpfer des Schlechten in der Literatur, hat er jedenfalls unter allen das Meiste geleistet; der unermüdliche Rufer im Streit.

Die Reinheit und Schärfe seines Verstandes, seine unfehlbare Empfindung für das Schöne, wie für das Häßliche und Lächerliche, sein Muth, seine schneidige Kampflust machen viele seiner kritischen Schriften zu kleinen Kunstwerken. Er selber sagte in späteren Jahren, zwischen Ernst und Ironie, von seinen Leistungen auf diesem Gebiete: „Der Kritiker, aus dessen Schriften man hier eine Auswahl gesammelt findet, stand in seinen jüngeren Jahren in üblem Rufe. Man schilderte ihn wie einen Wütherich, einen Herodes, der an einer Menge unschuldiger Bücher nichts Geringeres als einen bethlehemitischen Kindermord verübt habe. Man hat, wie mich dünkt, dem Manne Unrecht gethan. Er hat sein lästiges Amt mit Mäßigung und Schonung verwaltet.“ Und wirklich wird man in seinen schärfsten Angriffen fast nie die Höflichkeit des Weltmanns vermissen, der sich selbst zu hoch schätzt, um grob oder plump zu werden. Sein Witz ist zu anmuthig, um nicht die Beleidigung durch die spielende Form zu mildern. Und die unerbittliche Schärfe dem Schlechten gegenüber ist besonders nachdrücklich, wenn das Schlechte überschätzt wird und unverdiente Lorbeeren erntet: er suchte sich gern mächtige Gegner, er machte es sich nicht leicht. Was aber seine An-

griffslust um so schätzenswerther macht, ist sein ritterliches Einstehen für das Schöne, das ihm nie entging. Er hatte genug Muth und Zutrauen zum eignen Urtheil, um verborgene, namenlose Talente zu entdecken, verunglimpfte zu vertheidigen; war er doch der Erste, der den jungen Tieck ermunterte und anpries, der Einzige, der sich des unglücklichen Bürger gegen Schiller's allzuharte, verständnißlose Kritik annahm. So erfreulich aber auch diese ernste Würdigung eines großen Todten ist, am Gelungensten sind doch seine übermüthigen Streifzüge in's feindliche Philisterlager. Hier vor Allem findet sich die Urbanität und Festivität des Styles, um die Friedrich seinen Bruder so sehr beneidete, während er „sententiae vibrantes fulminis instar“ vermißte.

Eigenthümlich ist es, daß, wenn man noch eben diese Vorzüge Wilhelm's aufrichtig bewunderte, einem doch wieder ein Ausspruch von seiner Schwester Charlotte Ernst in den Sinn kommen kann, die einmal an Novalis über ihre Brüder schrieb: „Wenn sie sich recht strenge selbst prüfen wollten, so würden sie finden, daß nicht allein die reine Liebe zum Guten und Wahren ihre Triebfeder ist, sondern daß etwas Muthwille zu Grunde liegt und eine Eitelkeit, ihre brillant witzigen Einfälle nicht unterdrücken zu können.“ Diese Eitelkeit ist vielleicht zu allgemein menschlich, um nicht vollkommen entschuldbar zu sein, und doch ist es so: man weiß, es war ihnen ernst; sie sagten ihre Ueberzeugung, auch wenn es gegen ihren Vortheil war, und trotzdem empfinden wir nicht die Bewunderung und Sympathie, die wir für ein muthvolles und uneigennütziges Betragen haben. Vielleicht hängt es mit dem Gefühl zusammen, als hätten sie nicht so handeln müssen, als sei Absicht dabei gewesen; und man schätzt nun einmal den blinden Trieb zum Guten höher als die

löblichste Absicht. Charlotte's Tadel bezieht sich auf beide Brüder; Wilhelm allein eigen — sogar im Gegensatze zu Friedrich — ist eine Eigenschaft, die noch ärgerlicher berührt, als Muthwille oder Eitelkeit; die Correktheit, die über sein ganzes Wesen und alle seine Handlungen ausgegossen war. Schon seine äußere Erscheinung war peinlich correkt, „allerliebst geputzt und gesalbt“, wie Karoline neckend sagte; aber auch das jedenfalls nicht zuviel. Ebenso wenig war jemals etwas an seinem Betragen auszusetzen. Ob Karoline ihm einen Korb gab oder seine Hülfe beanspruchte oder sich von ihm scheiden lassen wollte — er war immer gleich höflich, ohne sich wegzuwerfen, gefaßt und entgegenkommend, ohne frivol zu sein; that, was in seiner Macht stand, um sie zu schonen, ohne zu zögern noch auch zu überstürzen, sowohl ohne Schwäche wie ohne Gewaltsamkeit. Einzig in einer gewissen Schärfe des Wesens verrieth sich zuweilen seine Unzufriedenheit. Ebenso im brüderlichen Verhältniß: Friedrich bat ihn nie umsonst um Geld, er war immer hülfsbereit, und zwar ohne seine Gabe durch mehr Vorwürfe und Ermahnungen als nöthig waren zu vergällen; obwohl er viel zu verständig war, um verschwenderisch oder auch nur besonders freigebig zu sein, hätte man ihn doch nicht berechnend nennen können. Mustergültig war auch sein Benehmen gegen literarische Feinde und Angreifer: er bediente sich nur ehrlicher Mittel im Kampf, nie war er falsch oder hinterlistig, die Geringeren beachtete er kaum, sondern stürmte neuen Feinden entgegen. Andrerseits athmete auch die erwähnte Ehrenrettung Bürger's vollendete Tadellosigkeit aus. Kurz man muß immer loben, wie er handelte; und doch ist vielleicht diese einwandfreie Correktheit gerade das, was ihn der wärmeren Zuneigung am meisten entrückt.

Wie ganz anders Friedrich, an dem seinem Freunde

Schleiermacher die „Leichtigkeit, mit der er sich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in seinen Angelegenheiten nähert", auffiel. „Schlegel ist aber eine hohe, sittliche Natur", setzte Schleiermacher voll Anerkennung hinzu, und es scheint fast, als ob dem ernsten, unbestechlich rechtlichen Geistlichen diese Mischung von hoher Sittlichkeit und moralischer Nachlässigkeit sehr gefallen habe. Wieviel mehr Liebe und Freundschaft erfuhr der stets incorrekte Friedrich als sein Bruder! Wenn Wilhelm der Leichte war — zierlich und beweglich, aber ohne Größe — so war Schwere Friedrich's Wesen. Er sei, sagte seine Gattin Dorothea von ihm, was die Orgel unter den Instrumenten, die Orangenblüthe unter den Blumen, die Pfirsich unter den Früchten; höchst charakteristische Vergleiche für diesen Menschen von imponirender, aber nur schwer beweglicher Masse, der erfüllt war von Gedanken und Gefühlen, von sinnlich-geistigen Schätzen, die aber, allzu tief in den Grund seines Wesens eingewühlt, nur selten, nach den mächtigsten Erschütterungen, gegen die Oberfläche stiegen. Während man Wilhelm beklagen muß, daß er nicht mehr war, möchte man Friedrich vorwerfen, daß er nicht mehr wurde. Denn die Bestimmung zur Größe war in ihm und hatte keinen andern Feind, als seine weibisch-träge Sinnlichkeit. Bewege, tummle dich, schaffe, handle, möchte man ihm immer zurufen, der nicht viel Andres that als lesen, lesen und lesen. Er las so viel, wie Wilhelm schrieb. Unablässig vermehrte er seine Kenntnisse, häufte Ideen auf Ideen, die seinen schwerfälligen Geist belasteten. Es sei keine Gefahr, sagte einmal Dorothea, daß er jemals an Gehalt zu Geisteswerken verarme, allein die Gefahr sei, daß er an seiner Ideenmasse erstícke. In seiner Constitution lag eine Neigung zum körperlichen und geistigen Fettwerden. Sein großer, runder, priesterlicher Kopf mit den etwas schweren,

sinnenden Augen und dem vollen weichlichen Kinn, das sich zu einem doppelten ausbildete, zeigt einen bedeutenden, aber bequemen und sinnlichen Menschen. „Die Männlichkeit seiner Gestalt offenbarte sich nicht in der hervorgedrängten Kraft der Muskeln. Vielmehr waren die Umrisse sanft, die Glieder voll und rund, doch war nirgends ein Ueberfluß. In hellem Licht bildete die Oberfläche überall breite Massen"; so beschreibt er selbst mit Wohlgefallen seinen behaglichen Körper. Weniges klingt so aus seinem Herzen gekommen, wie seine Lobpreisungen des Müßiggangs. „O Müßiggang, Müßiggang, du bist die Lebensluft der Unschuld und der Begeisterung; dich athmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb." Das Sprechen und Bilden sei nur Nebensache in allen Künsten und Wissenschaften, das Wesentliche sei das Denken und Dichten, und das sei nur durch Passivität möglich. Je schöner das Klima, desto passiver sei man. Nur die Italiener wissen zu gehn und die Orientalen zu liegen, am Zartesten und Süßesten habe sich der Geist in Indien gebildet. Das war nicht nur Humor der Uebertreibung; er begnügte sich wirklich mit dem Denken und Dichten und verachtete das Bilden und Ausführen, er hat jedenfalls wirklich unzählige Male „wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenlosen Romanze am Bach" gesessen, „gleich einem Weisen des Orients versunken in heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen." Er erinnert an einen jungen Mann, von dem Steffens in seinen Lebenserinnerungen erzählt, er sei so faul gewesen, daß er ein förmliches Studium darauf verwendet habe, auf welche Weise man am Längsten im Stuhle sitzen könne, ohne seine Stellung zu verändern.

Diesem Trägen hatte sein Genius eine beschwerliche

Lebensbahn ausgesucht, aber er verstand die weise Absicht, benutzte den Wink nicht. Womöglich ließ er immer Andre für sich arbeiten. Und er hatte eine gewisse zuthunliche Kindlichkeit an sich, die machte, daß es thätige Menschen natürlich fanden, etwas für ihn zu thun.

Die Jünglingsjahre, die Wilhelm so leicht und geräuschlos abliefen, verbrachte er unter peinvollen Zuckungen und Krämpfen seines Innern. Er litt unter einem beständigen Mißklang, den er in sich fühlte, und dessen letzte Ursache war, daß er kein hinreichendes Gegengewicht besaß für sein ungeheures Denkvermögen, für seine Receptivität. Das Vermögen und die Lust, hervorzubringen und zu handeln, worin sein aufgespeicherter Ideenstoff sich hätte verarbeiten können, war Wilhelm allein zugetheilt. So gut wie Friedrich sich seines mächtigen Verstandes bewußt war, wußte er, daß ihm etwas Großes fehlte, welches Etwas er verschieden benannte, sehr häufig aber Liebe, die Seele der Seele. Nicht um Verstand möchte er Gott bitten, sondern um Liebe. Die stets rege, Alles durchschauende Kritik seines Verstandes erschwerte ihm das unbefangene Liebhaben, wonach er doch schmachtete. Je nachdem ob er die reich ausgestattete Seite seines Wesens genoß oder die verkümmerte entbehrte, wechselte ein gerechtfertigtes Gefühl von Ueberlegenheit mit einem Gefühl von Ohnmacht und Einsamkeit, was ihn scheinbar unvermittelt zwischen den höchsten Höhen und den tiefsten Tiefen auf- und abschwanken ließ. Er lebte in einem beständigen Wechsel von Schwermuth und Ausgelassenheit, sagt er in der „Lucinde". Rührend ist es, wie er zu sein oder auf die Menschen zu wirken wünschte, nämlich so, „daß von meiner Rechtschaffenheit immer mit Achtung, von meiner Liebenswürdigkeit oft und viel mit Wärme geredet würde. Von meinem Geiste brauchte gar nicht die Rede zu sein,

oder höchstens sollte man mich verständig finden. Jedermann sollte mich gut nennen, wo ich hintrete, sollte sich Alles erheitern, Jeder sich nach seiner Art an mich schmiegen, und die sich was dünken, mich gnädig anlächeln. Aber längst habe ich bemerkt, welchen Eindruck ich immer mache. Man findet mich interessant und geht mir aus dem Wege. Wo ich hinkomme, flieht die gute Laune, und meine Nähe drückt. Am Liebsten besieht man mich aus der Ferne wie eine gefährliche Rarität. Gewiß, Manchem flöße ich bitteren Widerwillen ein. Und der Geist? Den Meisten heiße ich doch ein Sonderling, das heißt ein Narr mit Geist."

Wie deutlich sieht man hier, was er war — klug, geistreich, witzig, interessant, bedeutend — und was er nicht war: unbefangen, liebenswürdig, heiter, herzlich. Erstaunlich ist es, mit welcher Schärfe er seine Größe und seinen unersetzlichen Mangel sah: daß er nicht lieben konnte, weder Andre noch sich selbst. „Ich weiß, daß ich gar nicht leben kann, wenn ich nicht groß bin, d. h. mit mir zufrieden. Denn mein Verstand ist so, daß wäre Alles ihm gleich und Harmonie in mir, so wäre ich's schon."

Das Ideal seines Wesens sah er in Hamlet. Nicht, daß er es ausdrücklich sagte; aber seine Auffassung Hamlet's ist so persönlich, wie man einen fremden Charakter nur vermittels seines eigenen faßt, weil man mit seiner Seele lebt, oder was dasselbe sagen will, ihm die eigene Seele zum Leben leiht. Der Grund zu Hamlet's innerer Zerrüttung, sagt er, liege in ihm selbst, in dem Uebermaß seines Verstandes und dem Mangel verhältnißmäßiger Kraft der Vernunft. Wäre er weniger groß, so würde er ein Heros sein. Seine Unentschlossenheit rühre daher, daß er eine zahllose Menge von Verhältnissen übersehe. „Durch eine wunderbare Situation wird alle Stärke seiner edeln Natur in den Ver-

stand zusammengedrängt, die thätige Kraft aber ganz vernichtet. Sein Gemüth trennt sich wie auf der Folterbank nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gerissen; es zerfällt und geht unter im Ueberfluß von müßigem Verstand, der ihn selbst noch peinlicher drückt, als Alle, die ihm nahen. Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung. Alle Eindrücke, welche einzeln groß und wichtig scheinen, verschwinden als trivial vor dem, was hier als das letzte einzige Resultat alles Seins und Denkens erscheint, vor der ewigen kolossalen Dissonanz, welche die Menschheit und das Schicksal unendlich trennt." Ganz ebenso erschien Friedrich damals seinen Freunden: „Deine urtheilende Idee steht mit Deiner genießenden im Mißverhältniß", schrieb ihm Novalis. Nur daraus, daß er sich eins mit Hamlet fühlte, krank an derselben unheilbaren Disharmonie, läßt sich seine Meinung erklären, die Tragödie könne unter Umständen augenblicklichen Selbstmord veranlassen. Diese Umstände waren eben die seinigen. „Wenn ich auf dem Wege, den ich in Göttingen ging, beständig mit dem Verstande zu genießen ohne zu handeln, blieb, so hätte er mich in Kurzem zum Selbstmorde geführt. Die Liebe zu einem Gegenstande, der Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens muß unsern eilenden Geist aufhalten; denn sonst wird diesem Kurzsichtigen die Welt bald zu klein." Selbstmord war denn auch lange Zeit sein täglicher Gedanke, und er wäre, wie er selbst sagt, diesen Entschluß auszuführen wohl fähig gewesen, „wenn er überhaupt zu einem Entschluß hätte kommen können."

Ich will anführen, wie er selbst den qualvollen Zustand dieser Jahre, wo er „unthätig und mit sich uneins“ war, schildert:

„Eine Liebe ohne Gegenstand brannte in ihm und zerrüttete sein Inneres. Bei dem geringsten Anlaß brachen die Flammen der Leidenschaft aus; aber bald schien diese aus Stolz oder Eigensinn ihren Gegenstand selbst zu verschmähen und wandte sich mit verdoppeltem Grimme zurück in sich und auf ihn, um da am Marke des Herzens zu zehren. Sein Geist war in einer beständigen Gährung; er erwartete in jedem Augenblick, es müsse ihm etwas Außerordentliches begegnen. Nichts würde ihn befremdet haben, am Wenigsten sein eigener Untergang. Ohne Geschäft und ohne Zweck trieb er sich umher und unter den Menschen wie Einer, der mit Angst etwas sucht, woran sein ganzes Glück hängt. Alles konnte ihn reizen, nichts mochte ihm genügen. — Er konnte mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß gleichsam vertiefen. Aber weder hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich oft sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er das hohe Glück, das sein Herz mit Ungestüm forderte. Und so verwilderte er denn immer mehr und mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich.“

Ohne Zweifel hätte er sich herausreißen können. „Es ist Trägheit, was uns an peinliche Zustände kettet“, sagt Novalis. Aber träge war er eben; der Elasticität seines Freundes Novalis gegenüber war er wie etwa eine Kuh, vor deren Augen eine Lerche pfeilschnell in die Wolken steigt. Was für goldene Worte wußte er seinem Bruder über den Nutzen eines bürgerlichen Amtes zu sagen: ein vollkommener Querpfeifer erfülle doch sein Wesen, nämlich die Querpfeiferei; wenn er einen guten Pfiff thue, könne er ebenso zufrieden mit sich sein wie Gott, wenn er eine Welt gemacht habe. Durch sein ganzes Leben hindurch zieht sich der Wunsch, ein Amt, einen festen Beruf zu haben, seinem Hange zum be-

quemen Sichgehenlassen ganz entgegen; und doch wich er gern aus, wenn sich eins bieten wollte. Wenn er seinem Bruder predigte: „Es kommt nur auf dich an, ein großer Mensch zu werden“ oder „Laß doch ja nicht die Gottheit aus deiner Brust aus Trägheit allmälig entweichen“ oder er solle sein Glück für seine Vortrefflichkeit nützen, so ermahnte er damit eigentlich mehr sich selbst als Wilhelm, für den diese Lehren gar nicht paßten und kaum verständlich sein mochten. Klopstock, Schiller, Luther, Fichte, Männer von frischer Thatkraft, waren die Muster, die er aufstellte, die er groß nannte. An Einsicht konnte es ihm bei seinem umfassenden Verstande nicht fehlen; aber er war wie die Jünger, denen Christus zurief: „Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Siehe, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

Das Außerordentliche, das er so lange dunkel erwartet hatte, geschah: er lernte Karoline kennen, und die Liebe, die zerrüttend in ihm gebrannt hatte, weil ihr der Gegenstand fehlte, begrüßte entzückt die endlich Gefundene. Im Allgemeinen waren ihm die Frauen zu platt — denn sie wären noch platter als die Männer, sagte er — um sich mit ihnen abzugeben. Daß er auf diejenigen mit dem Geiste herabsah, die seine Sinnlichkeit mächtig anzogen, war stets die Ursache zu quälenden Conflikten, wenn er mit Frauen in Berührung kam. Damals meinte er, er sei reiner Liebe wohl nur zu Männern fähig. Und die Leidenschaft zu einer Frau, die er als Student in Leipzig durchmachte, war allerdings eine dermaßen verzerrte „armselige Raserei“, daß man ihre Geschichte in seinen Briefen nicht ohne Ekel und Mitleiden lesen kann. Karoline ergriff ihn ganz. Da gab es keine Spaltung in seinem Gefühl, wie es keine in ihrem Wesen gab: seine Freundschaft, seine Bewunderung, sein Urtheil gehörten ihr

wie seine blinde Zuneigung. Aber indem er sich seine schrankenlose Liebe gestand, schwur er sich zugleich Entsagung; denn diese einzig verehrte Frau war die Geliebte Wilhelm's, seines heißgeliebten Bruders. Nie erscheint Friedrich liebenswerther als damals, wo er, still und anspruchslos verzichtend, sich dankbar des Glückes freute, der heimlich Geliebten, die zugleich Freundin seines Bruders war, dienen zu können, des Glückes zu lieben überhaupt. Durch Karoline fühlte er sich dem Leben wiedergegeben; in der Liebe, die eine positive Thätigkeit des Gemüthes ist, fand er das Gegengewicht gegen den negativen Verstand.

Von dem Zeitpunkt an, wo die Liebe der beiden Brüder, durch das Gefühl für dieselbe Frau nicht aufgelöst, sondern erhöht, einen so schönen Triumph feierte, ging sie ihrem Niedergange entgegen. So langsam allerdings, daß das Verhältnis durch eine Reihe von Jahren noch unverändert blieb, ja sogar in vollerer Blüthe zu stehen schien. Beide, Wilhelm sowohl wie Friedrich, konnten glauben, jetzt dem Höhepunkte des Glückes nahe zu sein. Was er so lange vergebens ersehnt hatte, Freundschaft und Liebe, fand Friedrich reichlich in Berlin, wohin er sich als fünfundzwanzigjähriger junger Mann begab: die Freundschaft Schleiermacher's, die Liebe von Dorothea Veit, der Tochter von Moses Mendelssohn. Ein Bild hoher Freundschaft hatte ihm immer vor der Seele geschwebt; er hielt sich für geschaffen, es zu verwirklichen. „Ich bin nun einmal eine unendlich gesellige und in der Freundschaft unersättliche Bestie“, sagte er von sich selbst. Er konnte durchaus nicht allein sein, nichts allein treiben; er brauchte Jemanden zum Symphilosophiren, zum Symfaullenzen, kurz zum Symexistiren — eine charakteristische Wortbildung, die er sich erfunden hatte und gern gebrauchte. „Mittheilung, Theilnahme, Arm, an dem du

wandelst, das wird dir fehlen, und wird dir fehlen, wie es Keinem fehlt", schrieb ihm Novalis einmal, als er nach einer anderen Stadt übergesiedelt war, wo er Niemanden kannte. Aber der „gute innige" Schlegel hatte einen Teufel in sich, der ihm die liebsten Freunde muthwillig und bösartig verscheuchte. So sagte er Novalis geradezu in's Gesicht, daß er ihn zuweilen verachte, und begriff kaum, daß der Beleidigte diese Erklärung nicht mit seinem Wahrheitsdrange oder seiner Eigenheit „Dolche zu reden", wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, entschuldigte. Später freilich zog sich der Zwist wieder zu; Friedrich's „Zauberkraft auf menschlichen Geist" war so groß, seine kindliche Offenheit und Umgangslust so versöhnlich, daß seine Freunde ihm nicht leicht Etwas nachtrugen. Damals aber führte das Leben ihm Schleiermacher zu, der von allen Männern, die Friedrich nahe traten, ihm die zärtlichste und dauerndste Neigung geschenkt hat.

Mit seinen lebhaften Augen, der Schärfe seines Blickes, die sogar etwas Zurückstoßendes haben konnte, mit seinen streng geschlossenen Lippen, immer überlegt und besonnen, war Schleiermacher ein bestimmter Gegensatz zu dem weichen, behaglich trägen Schlegel. Dieser Verschiedenheit waren sie sich auch wohl bewußt und nannten ihr Verhältnis scherzweise eine Ehe, in der Schleiermacher die Frau war. Mit weiblicher Innigkeit hing der kleine, zarte, etwas verwachsene Jüngling an dem schönen, stattlichen Freunde. Friedrich's Kindlichkeit und Naivetät, die Heftigkeit seiner Wünsche, Neigungen und Abneigungen, ja sogar seine Leichtfertigkeit entzückten ihn. Alles, was Schleiermacher fehlte, hatte Friedrich im Uebermaß. Ein großes Wort habe Friedrich einmal von ihm gesagt, schreibt Schleiermacher, „nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich immer frisch

und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nah als ich.“ Friedrich war eher in Gefahr des Erstickens oder dem Tode durch Ueberfütterung nahe. Ihren Verstand bewunderten sie gegenseitig. Und wenn Friedrich durch seine Natur, durch die Wucht seiner Persönlichkeit imponirte, gestand er selbst wiederum Schleiermacher, obwohl er der Jüngere war, eine gewisse Ueberlegenheit zu, die ihren Grund in seiner Frühreife, Besonnenheit, Zielbewußtheit, seinem thätigen Fleiß, seinem Ernst hatte. Friedrich hatte ein sinnliches, Schleiermacher ein moralisches Uebergewicht. Damit hing zusammen, daß Schleiermacher ganz unkünstlerisch war, was aber nicht störend empfunden ward; denn Ethik, Psychologie, Religion, kurz die Wissenschaft war ein so großes Gebiet gemeinsamen Interesses, daß es an Stoff zu endlosem „Symphilosophiren“ nicht fehlte.

Die Freundschaftsehe hinderte aber beide Theilnehmer nicht, auch Frauenliebe zu suchen. Während Schleiermacher einen eigenthümlich geistig-herzlichen Verkehr mit der berühmten Schönheit Henriette Herz pflegte, stürzte sich Friedrich in zügellose Leidenschaft zu der häßlichen Dorothea. Auch Dorothea ergänzte Schlegel: sie war immer thätig, geschickt zu aller Arbeit, ebenso behende zum Schreiben und Schaffen, wie er schwerfällig. Freilich gab es in ihr auch nicht entfernt so viel Gehalt zu verarbeiten. Sie galt für klug und bedeutend; auch dürfte man nicht das Gegentheil von ihr behaupten; aber weder logisch noch tief zu denken war ihre Sache. Daß sie lebhaft, leicht und viel sprach, eine rasche Fassungsgabe besaß, auch gescheidt genug war, um nichts Dummes zu sagen, Nichtwissen einzugestehen und wo es angebracht war, zu schweigen, ließ sie geistvoller erscheinen als sie war. So selbständig sie im Handeln sein konnte, im Denken war sie durchaus abhängig. Grade das machte sie

zu einer bequemen Frau für Friedrich. Während sie alles Praktische für ihn besorgte, so viel als möglich für ihn arbeitete, ordnete sich ihr Verstand dem seinigen völlig unter, und da ihre weibliche Hingebung keine Grenzen kannte, wurde er der Gott dieser unschönen, aber liebevollen, strebsamen und temperamentvollen Frau, der gegenüber sein Mißtrauen und seine Empfindlichkeit ihn bald verließen. Sich so bedingungslos angebetet zu fühlen, das war es, was ihm immer gefehlt hatte; daß sie ihm das gab, zog ihn hauptsächlich zu ihr hin; bei ihm vertraten allmälig Dankbarkeit, Bequemlichkeit und Gewöhnung die Stelle der Liebe, soweit sie nicht nur Sinnlichkeit war. Es ist begreiflich, daß fast alle Freunde Friedrich's sich von diesem Verhältniß, auf das Dorothea so stolz war, peinlich berührt fühlten. Ja, vielleicht haben Diejenigen nicht Unrecht, die sie späterhin seinen bösen Dämon genannt haben. Denn mit ihrer blinden Unterwürfigkeit konnte sie nichts als seiner Trägheit Vorschub leisten. Sie hatte jene Affenliebe für ihn, die Müttern als Sünde angerechnet wird; es war nicht sein guter Genius, den sie in ihm erkannte und liebte. Das Temperament seines Wesens, seine gemüthliche Kindlichkeit, die olympische Ruhe, die er haben konnte, hätten ihn nach zwei Seiten führen können: zur heiteren Ueberlegenheit des Weisen und Glücklichen oder zur immer stumpfer werdenden Behäbigkeit eines Haremsweibes. Ohne es zu ahnen, trieb ihn Dorothea den bösen Weg abwärts. Sein durch ihre geistige Unterordnung gelähmter Intellekt trat mehr und mehr in den Dienst seiner stärker anschwellenden materiellen Seite. Sie hätte ihn beflügeln sollen und zog ihn, in der Meinung, sein Wohl zu befördern, mit starkem Gewicht zur Erde.

Wie anders, wie fördernd wirkte Karoline durch die Ueberlegenheit ihres Geistes auf die Männer ein, die ihr

nahestanden, obwohl sie nicht weniger thätig und liebevoll war. Man kann sich eines wehmüthigen Lächelns nicht enthalten, wenn man sich erinnert, was für Grundsätze Friedrich in Bezug auf Freundschaft und Liebe hatte. Von keiner andern wollte er etwas wissen, als die auf gegenseitiger Anregung zur Sittlichkeit beruhe. Als Karoline das erste Mal Wilhelm's Antrag zurückgewiesen hatte, tröstete er den betrübten Bruder, indem er ihm rieth, seinerseits sie zu verwerfen und sich dadurch über den Verlust hinwegzusetzen: „Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht. Du hast sie nur gebraucht, und mit Recht wirfst Du sie weg, da sie Dir schädlich wird. Oder weißt Du etwa nicht, daß Du in ihr Dein eigenes Ideal der Größe liebtest?" Und über ihr eigenes brüderliches Verhältniß schrieb er an Wilhelm: „Ich sage Dir aber, daß ich es so mit dir halte, wie Lavater mit Christus, der ihm geradezu erklärt, daß, wenn er ein noch besseres Medium mit Gott findet, er den ersten Platz räumen muß." Als er Karolinen kennen lernte, entsagte er dem Glück, „aber er beschloß es zu verdienen und Herr über sich selbst zu werden."

Jetzt berauschte er sich in dem Genuß, dessen Entbehrung so peinlich an ihm gezehrt hatte. Nun hatte er, was er vor Jahren als das Wünschenswertheste hingestellt: die Liebe zu einem Gegenstande, den Kampf mit Hindernissen und die Freude des erkämpften Gelingens; denn da Dorothea verheirathet war, fehlte es nicht an Widerstand und Schwierigkeit von allen Seiten. Da die „Wuth der Unbefriedigung" gestillt war, wurde er liebenswürdiger, zuversichtlicher, froher. Muthig und stolz sah er in's Leben; niemals vorher hatte er eine so rege und fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Bis dahin hatte er mit einer Mühseligkeit gearbeitet, die an einem

Menschen, der sich selbst zum Schriftsteller bestimmt, etwas Komisches hat. Das elegante, liebenswürdige Sichausströmen Wilhelm's hatte ihm als Ideal vorgeschwebt, wiewohl er sich halb und halb seiner gediegeneren, körnigeren Eigenart nicht ohne Genugthuung bewußt war. Jetzt glaubte er seines Bruders Geschmeidigkeit mit seiner Kraft und Tiefe vereinigt zu haben. Wirklich vollendete er mehrere Aufsätze ästhetischen Inhalts voll neuer Gesichtspunkte, originaler Ideen, weiter Aussichten. Er lud einmal etwas ab von dem großen Haufen angesammelter Entwürfe.

Von langer Dauer war indessen dieser Aufschwung nicht. Nachdem der Kampf vorüber war und das Glück gesichert, sank Friedrich tiefer als vorher in seine Trägheit zurück; eine zunehmende Hypochondrie war die Folge. „Wird er aber schwer über den Dingen", erzählte Dorothea, „oder die Dinge schwer über ihm, das ist nicht zu entscheiden, aber gewiß ist, daß das Leben ihm sauer wird"; und in komischem inneren Conflikt zwischen praktischer Einsicht und mißverstandenem Idealismus: „Friedrich wird das Dichten immer leichter, dafür aber — soll ich leider sagen? — das eigentliche Arbeiten und alles Geschäft immer schwerer." An Gründen für seine Unthätigkeit fehlte es ihm nie. Nur blitzartig waren die Augenblicke einer so staunenswerthen Selbsterkenntniß, die ihn einmal zu Wilhelm sagen ließ: „Wußtest Du nicht, daß ich den Mangel an innerer Kraft immer durch Pläne ersetze?" Gewöhnlich schob er Alles auf die Ungunst seiner materiellen Lage. Gewiß ist es, daß für jeden Armgeborenen der Kampf um's Dasein desto härter ist, je mehr er einem ideell-geistigen Leben zugethan, und nicht ohne Bitterkeit kann man die äußere Beschränktheit im Leben eines so hochbegabten Menschen mit ansehen. Aber wo blieben in späterer, besserer Zeit die großen Thaten,

die kommen sollten, wenn nur einmal das Gespenst des Mangels und der Sorge von der Schwelle verscheucht wäre? Muß man nicht Karolinens klaren Blick bewundern, die sagte: „Denn Manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich; es würde nur seine beste Eigenthümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Siegers genösse.“

Seit Karoline und Dorothea neben den Brüdern standen, fing das alte feste Band, durch das sie sich untrennbar vereinigt glaubten, locker zu werden an, und das ist wohl das Traurigste, was sie erleben mußten. Anfänglich war Friedrich, der sechs Jahre jüngere, der unbedingt Aufschauende und Verehrende gewesen, allmälig aber, als der Reichthum und Umfang seines Geistes zur Geltung kam, änderte sich das Verhältniß und Wilhelm empfand ihn als den Stärkeren, den Tonangebenden. In diesem Verkehr einzig war Eitelkeit ganz ausgeschlossen, wo beide gegenseitiger Anerkennung, ja Bewunderung gewiß waren, sich überhaupt als zwei Hälften eines würdigen Ganzen fühlten. Sie wurden inne, wie sie einander ergänzten und wurden nicht müde, es einander zu sagen und sich dieser Blutsfreundschaft und Gemeinsamkeit zu freuen. Sie schwelgten in gemeinsamen Entwürfen und besonders Friedrich war kindlich beseligt, wenn er ihre beiden Namen nebeneinander gedruckt unter ihren brüderlichen Werken lesen konnte. Und diese Einheit und Einigkeit wurde angetastet, nicht durch Feindliches, dessen sie sich hätten erwehren können, sondern durch Frauen, die auch Antheil an ihnen hatten, die ihrem Herzen nahe standen, im Grunde also durch sich selbst. Aber leicht konnten sie von dem Traume ihrer Unüberwindlichkeit im Zusammenwirken nicht lassen. „Ihr seid ein einziges untheilbares Wesen“, schrieb Novalis an Friedrich zu der Zeit, als der Samen der Ent-

zweiung schon gesät war. Mit ängstlicher Besorgniß hielten sie das Kleinod fest, das für sie einen Talisman bedeutete: den Glauben an die innere Nothwendigkeit, den Naturzwang ihrer Liebe. Die romantische Schule selbst ist ein Denkmal dieser Liebe. Der gewichtige Friedrich war der Magnet, der die begabten Freunde anzog, Wilhelm, der Rührige, Helle, Wache, wie Karoline ihn nannte, organisirte sie. Hoffnungsvoll stand er am Strande, um auf seligen Inseln ein neues Reich der Poesie zu gründen:

Verbrüderte Gefährten seh' ich schweben.
Was schreckte mich, daß ich dahinten bliebe?
Es leuchten milde Sterne, droht kein Wetter.

So leit', o süße Poesie, mein Leben!
Du Jugend in der Jugend, Lieb' in Liebe,
Natur in der Natur, Gottheit der Götter!

Karoline.

Wenn über einen Verstorbenen das Urtheil der Zeitgenossen auseinandergeht, Haß und Liebe wetteifern, sein Bild jedes in seinen Farben auszumalen, dann wünschen wir, alle die widersprechenden Zeugnisse einmal vergessen und anstatt dessen einen Blick in das Antlitz thun und ein Wort aus dem Munde vernehmen zu können, die der Tod ausgelöscht hat, damit wir das Geheimniß der Seele daraus abläsen. Wie war sie denn in Wahrheit, diese Karoline, die der große Schiller Dame Lucifer nannte und die so vielen Andern die Einzige, Unvergleichliche war, die unwiderstehlich Alle anzog, [illegible] die der warme, kluge Blick ihres liebevollen Auges [illegible]l? Wenn wir sie selber fragen könnten, würde sie gewiß stolz und freimüthig und klar über sich Auskunft geben, und vielleicht würde sie mit lieblicher, halb scherzender Wehmuth sagen: Seht Ihr es mir denn nicht an, daß mein Herz gut ist?

Sie war nicht eigentlich ein romantischer Charakter mit sonderbaren Mischungen, Dämmerungen, Räthseln, sondern ihr Wesen war die Sicherheit und Ruhe der Harmonie, und es ließe sich auf sie anwenden, was Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde" von der kleinen Wilhelmine sagt: „Der stärkste Beweis für ihre innere Vollendung ist ihre heitere Selbstzufriedenheit."

Sie war die Tochter des Göttinger Professors Michaelis und, im Jahre 1763 geboren, fast noch ein Kind des ancien

régime, aufgeklärt und verständig, in ihrer frühen Jugend sogar ein wenig sentimental. Wie sie in einem Brief an ihre Freundin Luise Gotter ihre Verlobung und Hochzeitsfeier beschreibt, bei welcher Gelegenheit man das junge Paar in bekränzte und mit Versen geschmückte Lauben führte, das muthet wie Klopstock und Wieland an. Aber wenn einmal von Zeit zu Zeit ein heller, starker Naturlaut durchbricht, so spürt man, daß diese Merkmale eines ausgehenden Zeitalters ihr nur angeflogen sind durch Beispiel und Sitte, die auf einen harmonischen Charakter stark zu wirken pflegen. So dichtete ja der junge Goethe seine Anfänge ganz im Geschmacke seiner Zeit und mußte erst von Herder auf revolutionäre Bahnen geführt werden.

Karoline begann ihr Leben als Frau des Bergmedikus Böhmer in Klausthal, eingeengt in Wälder und Berge, zurückgezogen in einen beschränkten Kreis, wo sie sich niemals heimisch fühlte. Es war nicht, daß sie großartigere Verhältnisse ersehnt hätte; aber ihre starke Natur verlangte unbewußt nach Geschicken, die sie bilden und entwickeln könnten; denn der Genius des Menschen will immer, was ihn fördert, und bringt sogar Unglück herbei, wenn der Mensch es braucht und daher ein Anrecht darauf hat. Sie war nicht dazu angethan, über sich selbst nachzugrübeln und sich durch wirkliche oder eingebildete innere Conflikte einen Zeitvertreib zu verschaffen; aber sie fühlte deutlich, daß die Ruhe und Gemächlichkeit ihr nicht gut thaten, und eine leise Angst erwachte in ihr, die „edle Thätigkeit“ möchte ganz erlahmen, sie könnte träger und träger werden in ihrer Meeresstille und zuletzt abseits liegen bleiben mit stockenden Kräften. Sie war auch deswegen frei davon, sich der Schwermuth hinzugeben, weil die ihr natürliche Weltanschauung war, der Mensch sei bestimmt, zu genießen,

mehr als jedes andre Geschöpf, und verfehle seinen Zweck, wenn er es nicht thue. Glücklich zu sein schien ihr, wenn sie es nicht von selbst war, eine Pflicht, und sie versuchte es immer wieder und wieder, wie auch die Umstände es ihr erschweren mochten. Leichtsinn oder Genußsucht war das nicht — wie es sich denn um ein roh materielles Genießen natürlich nicht handelte —, vielmehr eine große, seltene Gerechtigkeit: wenn sie unzufrieden war, suchte sie niemals die Schuld anderswo als in sich. Daß die Welt schön sei, voller Gaben und Segen, war ihr unumstößliches Gefühl; wenn ihr Blüthe und Frucht nicht zufielen, machte sie es sich zur Aufgabe, an einem Zweiglein oder Blatte froh zu werden. Unter gedämpften Thränen lächelnd, suchte sie sich heiter zu erhalten zwischen den ernsten, graden, schwarzen oder verschneiten Tannen des Harzes, mit denen sie nichts anzufangen wußte, las und las in den Büchern, die die Schwester ihr aus der Göttinger Bibliothek durch die Botenfrau hinüberschickte — Romane, Memoiren, Weltgeschichte, verschollene Philosophie und Lebensweisheit — und stellte sich wohl auch inmitten der drückenden Einsamkeit vor den Spiegel, nickte ihrem betrübten Bilde zu und rief es ermunternd an: Gräme dich nicht allzusehr, Karolinchen!

Ihres Mannes Rechtlichkeit achtete sie, und die blinde Zärtlichkeit, die ihr junges liebesuchendes Gemüth auf ihn geworfen hatte, hielt sie ängstlich, wie zum Selbstschutz, in ihrem Herzen zusammen. Auch Schwäche mag man es von einem andern Standpunkte aus nennen, diejenige Schwäche, die ihr eigenstes Wesen ausmachte und zugleich ihre Stärke war, daß sie nämlich ohne Liebe nicht sein konnte. Da er nun einmal ihr Gefährte war, wollte sie nicht wissen und sehen, sondern liebhaben, liebhaben, weil sie ohne das nicht

hätte athmen und sein können. Da er aber, wie es scheint, viel weniger Umfang des Wesens hatte, als sie Liebesfülle besaß, überschüttete sie mit allem Ueberfluß ihres Herzens die Kinder, die sie bekam, so daß man hätte meinen können, die Mutterschaft wäre ihre einzige Bestimmung gewesen.

Ueberhaupt ist das besonders an ihr zu schätzen, daß sie alle Pflichten, die das Leben mit sich brachte, und alle Gelegenheiten, sich zu bethätigen, wenn es auch geringfügige Haushaltsangelegenheiten waren, gründlich ergriff, und bei allem, was sie vorhatte, so sehr mit ganzer Seele war, daß man jedesmal hätte meinen können, grade dies sei für sie die Hauptsache und grade dafür sei sie geschaffen. Die kleine Auguste freilich war und blieb in Wahrheit die Hauptsache, das seltsame Geschöpfchen, unschön zuerst, aber von immer zunehmendem Liebreiz, wie es bei den Menschen der Fall ist, an deren Schönheit der sich entwickelnde Geist großen Antheil hat, altklug, kindisch, naiv, frühreif, wissensdurstig und vergnügungssüchtig, ein staunenerregendes Durcheinander, mit demselben zärtlich weichen Gesicht und der blumenhaften Neigung des Kopfes, wie es der Mutter eigenthümlich war. Die andern Kinder starben früh, bald nach dem Tode ihres Mannes, der nach vierjähriger Ehe stattfand.

So rauh wurde sie aus dem Gefängniß ihrer kindlichen Jugend erlöst und keinen andern Gebrauch konnte sie zunächst von ihrer Freiheit machen, als daß sie den kleinlichen Kampf mit alltäglichen Familienkümmernissen und überflüssigen Nörgeleien aufnahm; sie kehrte nämlich zu ihrer Familie nach Göttingen zurück. Wie eng und klein die dortigen Verhältnisse auch waren, empfand sie es doch als eine Wonne, frei zu sein und die Flügel weit, so weit sie wollte, ausspannen zu können, und erinnerte sich mit Grauen an die dumpfen Jahre in Klausthal. Jetzt erst gestand sie

sich, daß sie sich wie in einen Zwinger eingeschlossen gefühlt hatte. Aber kaum, daß sie es recht inne geworden war, begab sich die Unglückliche freiwillig in neue Sklaverei. Das war eben ihr Fluch — wie vielleicht auch ihr Segen —, daß sie nicht frei sein konnte, daß ihr Herz die Abhängigkeit suchte von etwas Angebetetem. Dieser Hang ihres Herzens konnte, wie sie selbst wohl wußte, sogar für eine Zeitlang ihren hellen, sonst unbestechlichen Geist verblenden, obwohl sie es immer dunkel in sich ahnte, wenn sie auf Irrwegen war.

Der Mann, dem sich ihre Seele nun mit blinder, schrankenloser Hingebung vertraute, scheint ein problematischer Charakter gewesen zu sein. Der starke Instinkt, der sie so sicher machte, fehlte ihm. Er muß sie wohl auf seine Art geliebt haben und war jedenfalls ein Bewunderer ihrer Vorzüge; aber es wäre möglich, daß die Stärke ihrer Natur, die er an ihr liebte, ihn zugleich beängstigt hätte; denn er griff nicht zu, um sie festzuhalten, die ihm mit dem ganzen Stolze und der ganzen Freudigkeit ihrer Liebe entgegenkam.

Ob er sich ihr nicht gewachsen fühlte und deshalb den Muth nicht hatte, sie besitzen zu wollen, oder ob er überhaupt unfähig war, zu lieben, und nur als ein schwächlicher Egoist eine Weile mit halbwahren Gefühlen spielte, bange von sich selbst, seiner Würde und Bequemlichkeit ein Stückchen zu verlieren — kurz, er ließ sich ihre unermüdliche Liebeswilligkeit und Güte gefallen, reizte sie wohl auch gar und blieb dabei doch in einer spröden Zurückhaltung. Mit ihrem vollen Herzen fühlte sie sich fähig, glücklich zu machen, und wollte den, den sie sich erkoren hatte, zu seinem Glücke zwingen. Heirathsanträge, die ihr gemacht wurden, schlug sie um seinetwillen aus.

Damals machte sie die Bekanntschaft des jungen Wilhelm Schlegel, der im Umgange mit Bürger, dem einsamen, vergessenen Greise, seine ersten dichterischen Studien machte, und es läßt sich denken, daß der regsame, vorurtheilsfreie Jüngling eine erquickende Erscheinung für sie war inmitten der dumpfen Herkömmlichkeit oder vorsichtigen Steifheit der Göttinger Honoratioren. Daneben freilich fühlte sie sich ihm gründlich überlegen, und das nicht nur, weil er sechs Jahre jünger als sie war. Für die moderne Richtung in der Literatur mit ihrem, wie man jetzt sagen würde, nervösen, sensitiven Leben hatte sie ohnedies keinen Sinn; der altmodische Gotter, der Mann ihrer Freundin Luise, war für sie, was man nur von einem ordentlichen Dichter verlangen kann. Mit allem Uebermuth ihrer starken, zuversichtlich das Höchste begehrenden Persönlichkeit wies sie den jungen Schöngeist ab, ja, nicht ohne jene Grausamkeit, die nur Verliebte haben, wenn sie völlig in den geliebten Gegenstand versunken sind.

Man darf sich nun aber nicht vorstellen, sie hätte jemals über einen geliebten Mann wirklich sich und die ganze Welt vergessen. Das brauchte man kaum hervorzuheben und noch weniger zu rühmen. Es möchten leicht mehr Frauen zu finden sein, denen die Liebe Alles war; sie unterscheidet das grade von den meisten, daß sie über ihre Liebe, so groß und hingebend sie auch war, doch die Welt niemals vergaß. Ihr aufmerksamer Geist blieb ihrer blinden, elementarischen Leidenschaft ebenbürtig. Nie verlor sie die denkende Theilnahme an den Menschen und ihrem Thun. Wie klar war aber auch der Spiegel ihres geistigen Auges, mit dem sie die Bilder ihrer Zeitgenossen auffing. Sie konnte auch Vater, Mutter und Geschwister wie Fremde sehen und schildern, nur daß ihr Liebe oder Pietät immer

zur Seite standen und wenn nicht ihr Urtheil, so doch den Ausdruck ihres Urtheils beeinflußten. In ihren Freundschaften mit Frauen war nichts Schwärmerisches und Verstiegenes, vielmehr lag eine gewisse Unerbittlichkeit in der Art, wie sie die Freundin ganz nahm, wie sie war, ohne je zu idealisiren; aber wenn sie auch nicht durch Schmeichelei verwöhnte, so beglückte sie umsomehr durch Verständniß, richtige Schätzung und unwandelbare Anhänglichkeit. Jene echte, geniale Kunst des Idealisirens verstand sie aber doch, daß sie nämlich die Menschen als Ganzes sehen konnte, ihr Wesen der zerstückelnden Zeit entreißend und schöpferisch zusammenfassend. Daher haben ihre Schilderungen von Personen, die wenigen Fälle ausgenommen, wo persönliche Leidenschaft ihren Blick erhitzte, die Milde parteiloser Wahrheit, der man unbedingt Glauben schenkt.

Wie deutlich tritt die Gestalt Therese Forster's aus den kurzen Bemerkungen hervor, die sie in Briefen über sie gemacht hat: der glückzerstörende Geist, der in ihrer ganzen Familie wohnt, ihre Unglückssucht, die sich diejenigen, die sie liebt, durchaus unglücklich vorstellen muß, wie sie überall Bitteres findet, wie unerquicklich sie für die Menschen im Allgemeinen ist, wie unendlich viel sie Wenigen sein kann, ihr Zug zur Größe, ihre Energie und Kühnheit. Wie fein und gut ist es, daß sie in Allem, was an Theresen abstößt, die „convulsivischen Bewegungen einer großen Seele“ erkennt. Wie Karoline war Therese die Tochter eines Göttinger Professors, des angesehenen Philologen Heyne, und wurde, nachdem ihre Beziehungen zu dem jungen Wilhelm von Humboldt gelöst waren, die Frau des Naturforschers Georg Forster. Für keine Frau hatte Karoline jemals ein stärkeres Interesse. Grade daß diese ringende und unklare Seele von ihrer Harmonie und Güte, die, nach

ihrem eigenen Ausdruck, mit solcher Sicherheit am Busen der Natur ruhte und ihr in's Auge sah, so verschieden war, machte sie ihr merkwürdig und anziehend. In ihre thatenlose Einsamkeit kam eine Einladung dieser Freundin, zu ihr nach Mainz überzusiedeln, das sich eben der neuen französischen Republik angeschlossen hatte. Da war das Element, in dem sie athmen konnte: Leben und Handlung! Wie eine Erlösung, wie ein Ruf des Schicksals mußte ihr diese Aufforderung erscheinen, ihr, die sich fähig fühlte, „Wunder zu thun und ein widerstrebendes Schicksal durch ein glühendes, überfülltes, in Schmerz und in Freuden schwelgendes Herz zu bezwingen", und die keine andre Aufgabe vor sich sah, als die Erziehung eines kleinen gutartigen Mädchens, überflüssige gesellige Pflichten und Aufheiterung einer mißvergnügten Familie. Allen Warnungen auch der geliebtesten Menschen zum Trotz zog sie mit ihrem Kinde in die aufgeregte Stadt, in das krampfhafte Treiben eines großen Volkes hinein, wo die wohlmeinenden Freunde ein so leidenschaftliches, liebebedürftiges Geschöpf allerdings für gefährdet halten konnten. Sie indessen pflegte sich auf den Zug ihres Herzens zu verlassen. Mit vollem Bewußtsein that sie es, es war ihr Stolz und ihre Sicherheit. Sie wußte, daß sie sich irren konnte, nie aber sich selbst verlieren. Sie besaß den glücklichen Instinkt der Nachtwandler, die nicht stürzen, wenn man sie nur ruhig gehen läßt. Auch die Fehltritte, die sie that, und die Irrwege, die sie wählte, mußten ihr dienen. Um nichts hätte man sie mehr beneiden dürfen, als um dies Talent zur Bildung des Lebens, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann, das in jedem Schicksal Zuversicht verleiht, weil man im Grunde um den letzten Ausgang nicht besorgt ist. „Vielleicht bin ich wirklich schwer zu einer Entscheidung zu

bringen", sagte sie einmal, „allein ich habe sie noch stets gefaßt, ehe es zu spät war, und mich unverrückt an ihr gehalten. Ich sage nicht heute, ich will dies thun und morgen, ich will ein Andres, und jedesmal so zuversichtlich, als wenn es ewig gelten würde — nein, es malt sich wohl sehr deutlich in meinen Aeußerungen, daß ich nicht weiß, was ich thun soll — bis der Moment kommt." Scharf prägt sich in diesen Worten eine Natur von denen aus, die stets mehr halten, als sie versprechen, die zu klar bewußt sind, um sich selbst belügen zu können, und deren reiner, starker, nicht zu mißdeutender Instinkt sie schließlich, wenn es nöthig ist, zu handeln, das für sie Angemessene thun läßt.

Es mochte nicht leicht für Karoline sein, zwischen Forster und Therese zu leben, die in entgegengesetzter Weise ihr Interesse in Anspruch nahmen; ihr Verstand erkannte Therese's große Anlagen an, aber ihr Gemüth wurde immer weniger durch sie befriedigt; dagegen mißbilligte ihr Kopf Forster, „den schwächsten aller Menschen", während ihre weiblich mütterliche Zärtlichkeit ihm vielleicht grade wegen seiner Unkraft nicht anders als liebevoll begegnen konnte, dessen Intelligenz, Bescheidenheit und großmüthige Gesinnung außerdem ihr Herz bewunderte. Das Verhältniß wurde dadurch noch verwickelter, daß gerade um diese Zeit die Ehe sich vollends auflöste, indem Therese, die jetzt behauptete, ihren Mann eigentlich niemals geliebt zu haben, sich gänzlich Huber zuwandte, dem ehemaligen Freunde Schillers und Bräutigam der Schwägerin Körner's, Johanna Stock. Forster hörte bis zum Tode nicht auf, seine Frau zu lieben oder wie Karoline nicht ohne Geringschätzung es beschrieb, „man würde seine Liebe tödten können, aber seine Anhänglichkeit nicht". Er habe nicht die Kraft, sich loszureißen, erzählte

sie, lebe von Attentionen und schmachte nach Liebe. Nachdem Therese ihr Haus verlassen hatte, wurde Karoline die Trösterin des Unglücklichen. Kurze Zeit hernach traten furchtbare Ereignisse ein; Mainz wurde von den Deutschen belagert und erobert, Forster entfloh nach Paris und Karoline fiel den Siegern in die Hände.

Die Gefangenen wurden als Geiseln auf eine Festung gebracht und mit ausgesuchter Rohheit und Nichtachtung ihrer rechtmäßigen Forderungen behandelt. Karoline's zarte Gesundheit und die Angst um ihr Kind, das sie bei sich hatte, machten ihr alle Leiden und Entbehrungen doppelt empfindlich. Was war aber das gegen die Martern, die ihrem zarten und stolzen Herzen zugefügt wurden! Niemand hatte ihr Verweilen in Mainz, ihren Enthusiasmus für die französische Freiheit und ihre Theilnahme für Forster, den Vertreter derselben, gebilligt, man hatte ihr im Geiste die rothe Mütze der Jakobiner aufgesetzt — und welcher Schlechtigkeit hielt man Jakobiner nicht für fähig? Ueber die Unglückliche und Wehrlose ergoß sich die Verleumdung: sie sollte die Geliebte des französischen Generals Custine gewesen sein, ihre Freundschaft mit Forster wurde nichtsdestoweniger als Liebesverhältniß aufgefaßt, ihr Schwager Böhmer, der auf Seiten Frankreichs war und eine zweideutige Rolle gespielt hatte, wurde für ihren Mann gehalten. Sie konnte nichts thun, als stolz und entrüstet ihre Unschuld betheuern, aber sie that es mit dem Gefühl, daß der Schein gegen sie war. Denn, wie falsch auch die Anklagen waren, die gegen sie vorgebracht wurden, etwas Verhängnißvolles war geschehen: sie erwartete Mutter eines Kindes zu werden, ohne mit dem Vater desselben rechtlich verbunden zu sein, ja, was erst das eigentliche Unglück ausmachte, ohne sich ihm innerlich verbunden zu fühlen.

Man hätte nichts gewonnen, wenn man mit Sicherheit ermitteln könnte, wer der Mann war, dem sich die Einsame so unbesonnen und freudlos hingegeben hatte. Daß sie, die Anschmiegsame, von einem Manne, der sie zu fesseln wußte, hingerissen werden konnte und um seinetwillen Vernunft und Vorsicht hintangesetzt, ist weniger überraschend, als daß Leidenschaftlichkeit ihre hellen Augen so umflorte, daß sie die Unwürdigkeit des Liebhabers nicht erkannte oder übersah; und vielleicht hätte es doch nicht geschehen können, wenn nicht vorher die Pein, einen Mann zu lieben, der sie niemals ganz an sich zog und doch auch niemals entschieden von sich stieß, sie überreizt und im Herzen krank gemacht hätte.

Da sie nun aber allein in die entsetzlichsten Verhältnisse hinausgestoßen war, fand sie ihre ganze Ueberlegenheit, Seelengröße und Hoheit wieder. Das war es gerade, was ihrer Schwachheit das Verächtliche nahm, daß sie bei aller Weichheit die edle männliche Eigenschaft besaß, nach einem Sturze unverletzt aufstehen und ebenso stark und sicher wie vorher ihres Weges weitergehen zu können. Daß sie Liebe gegeben hatte, für etwas, das sie für Liebe genommen hatte und das es auch wohl gewesen war, wenn auch von Seiten eines Schwächlings, war ihr vor sich selbst nichts, dessen sie sich geschämt hätte. Was in ihr vorging, war ihrem klaren Bewußtsein immer ganz übersichtlich und durchsichtig, das verlieh ihr das Unschuldsgefühl derer, die durch keine Lüge in sich befleckt sind, und Festigkeit in schwankender Lebenslage, während Andre oft selbst dann schwanken, wenn der Boden unter ihnen fest ist. Wie sie immer zu thun pflegte, erkannte sie Alles, was geschehen war und was sie gethan hatte, in seiner Folgerichtigkeit und ertrug das Nothwendige, ohne ein außer ihr befindliches Schicksal anzuklagen. Ihr Muth und ihre Kraft wuchsen mit der Gefahr. Man weiß

nicht, wie sie es aufnahm, daß der Mann, der so lange der Stern gewesen war, auf den sie gehofft hatte und dem seine Stellung es am ersten ermöglicht hätte, ihr zu nützen, sich zurückzog, wie es den Anschein hat aus feiger Vorsicht, um sich nicht durch Beziehungen zu der verfolgten, politisch anrüchigen Frau bloßzustellen; möglich ist es, daß sie schon vorher mit diesem Traume abgeschlossen hatte. Etwas Bitteres muß es für sie gehabt haben, daß derjenige, der sich am unermüdlichsten ihrer annahm, Wilhelm Schlegel war, den sie in glücklichen Tagen so übermüthig verworfen hatte. Korrekt, wie er im Empfinden und Handeln zu sein pflegte, ritterlich und verliebt, sprang er ohne Bedenken für sie in die Schranken. Nachdem durch das Zusammenwirken mehrerer Freunde und namentlich ihres jüngeren Bruders ihre Befreiung erzielt war, übernahm er es, was fast noch schwieriger war, für ihre fernere Sicherheit zu sorgen. In völliger Abgeschiedenheit, in der Nähe von Leipzig, erwartete sie die Entbindung von ihrem vaterlosen Kinde. Hier lernte Friedrich Schlegel sie kennen, der sie gewissermaßen als Bevollmächtigter und an Stelle seines Bruders besuchte, der einzige Gast, der ihre Einsamkeit unterbrach. Friedrich kannte Karoline schon aus ihren Briefen an Wilhelm, und seine reflektirende Phantasie hatte sich so gut mit ihr beschäftigt, daß er schon ihr Bewunderer war, als er zum ersten Mal vor sie hintrat. Nun aber überwältigte ihn ihre Persönlichkeit vollständig; er vermochte nichts Einzelnes mehr zu tadeln, er empfand sie selbst als Ganzes und wurde ganz von ihr ergriffen.

Welchen Eindruck mußte sie aber auch gerade damals machen: in einer so peinlichen Lage doch voll natürlicher Würde, ohne ängstliche Gedrücktheit, bei beständigen körperlichen Leiden doch stets munter, zu Scherz und geistigen

Genuß geneigt, auch den Ernst und lebhaftesten Schmerz durch Humor oder kluge Betrachtung mäßigend. Ebenso lieblich wie im Glück, so groß und rührend war sie im Unglück.

Wie ein Wunder erscheint es an dem selbstbewußten Jüngling, daß er ihren Verstand als dem seinigen überlegen achtete, dazu aber, sagte er, habe sie das, was ihm fehle, nämlich die Seele der Seele: Liebe. Immer und immer wieder, Jahre später, als Bitterkeit, Eifersucht und Mißverständnisse das ursprünglich so reine und schöne Verhältniß getrübt hatten, rühmte er an ihr das Talent zur Liebe, mit dem sie jede Entfremdung überbrücken könne — wenn sie wolle. In der Lucinde hat er die Frau, „die einzig war und die seinen Geist zum ersten Male ganz und in der Mitte traf“, folgendermaßen geschildert:

„Ueberhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann, jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber Alles war fein, gebildet und weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenheit, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reiche, kühne Mischung so ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung und bald half sie mit Rath und That, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit war durch ihre Art, sie zu erzählen, so reizend, wie ein schönes Märchen. Alles

umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für Alles, und Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung und sie erwiderte auch die Frage, die nicht gesagt war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten; es wurden von selbst Gespräche, und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesichte eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen." Zum Schlusse aber hebt er hervor, daß diese Frau voll zarter Poesie, bei jeder großen Gelegenheit Kraft und Muth zum Erstaunen gezeigt habe.

Es ist beklagenswerth, daß auf die höchste Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte mit Nothwendigkeit eine Erschlaffung folgen muß, wie denn auch Karoline, nachdem sie eben als Ueberwinderin ihrer Schwäche und der Noth der Welt triumphirt hatte, gerade diejenige Handlung beging, um deretwillen man ihr am ehesten ernstlich zürnen möchte: daß sie nämlich die Ehe mit Wilhelm Schlegel einging. Denn abgesehen davon, daß sie in späterer Zeit selbst erklärte, ihn weniger aus Liebe geheirathet zu haben, als auf den Wunsch ihrer Mutter hin und um sich und ihrem Kinde eine gesicherte Lebensstellung zu geben, wie könnte man glauben, daß sie den Mann wirklich liebe, von dem sie sechs Jahre vorher gesagt hatte: „Schlegel und ich! ich lache, indem ich es schreibe! Nein, das ist sicher — aus uns wird nichts!" Ja, selbst wenn man betonen wollte, welche Veränderungen sechs Jahre im Menschen hervorbringen können, wieviel die Zeit hier wirklich verändert hatte; daß die Ehe so bald sich wieder auflöste, beweist doch, daß eine innere Zusammengehörigkeit sich nicht ausgebildet hatte. Sich aber halb aus spielender Verliebtheit, halb aus Bequemlich-

keit in Liebe hineinzulügen, ist doppelt sündhaft für eine Frau, die sich das Recht nimmt, dem Instinkte ihres Herzens, wie wenn es eine heilige, unbestechliche Stimme wäre, sich anzuvertrauen, was auch das Urtheil der Welt dagegen sagen möge. Im Geheimsten war sie sich dieses Unrechts auch wohl bewußt, denn alle ihre Aeußerungen über ihre Verlobung den Freunden gegenüber scheint ein Gefühl von Verlegenheit zu lähmen.

Was Alles andrerseits ihren Schritt entschuldigen und erklären kann, ist so selbstverständlich, daß ich es nur flüchtig anzudeuten brauche. Sie hatte Ursache, Wilhelm dankbar zu sein, der sich so umsichtig, so thatkräftig, so selbstlos ihrer angenommen hatte, und Dankbarkeit macht das Herz für Liebe empfänglich. Die Lage war so, daß sie die Bedrängte und Hülflose, er der Beschützer war, was ihm ein Ansehen von größerer Männlichkeit und Ueberlegenheit verlieh, als er in Wirklichkeit besaß. Dazu kam noch Eifersucht auf die holländische Sophie, deren Liebe Wilhelm über Karoline's Härte getröstet hatte, welches Gefühl er nicht ohne kokette Sprödigkeit, vielleicht auch seinerseits aus Eifersucht auf den Vater des neugeborenen Kindes reizte. Man braucht nicht zu bezweifeln, daß sie in den „anmuthigen Freund“, der so jung, hübsch und unternehmend war, sich verliebt habe; der uneigennützige Friedrich behauptete „kolossalisch verliebt“. Die Hauptsache war, daß sie ohne Liebe nicht sein konnte, und daß der Rechte nicht zur Stelle war.

Es sollte sich aber an ihr rächen, daß sie aus Furcht vor dem Alleinsein und vor dem Kampfe des Lebens eine Verbindung geschlossen hatte, in der man sein ganzes Selbst auf's Spiel setzt. Sie lebte nun in Gemeinschaft mit einem Manne, den sie trotz aller seiner Talente und geistigen Vorzüge übersah, nicht daß sie klüger oder edler oder verständiger

gewesen wäre, sondern durch ihre allgemeine Wesensreife, die vorgerückter war als seine. Und als nach kurzer Zeit ein Mann in ihren Kreis trat, von dem auch wir zum ersten Mal das sichere Gefühl haben, daß er ihr nothwendig, ihr bestimmt war, Schelling, war sie gefesselt und fand sich durch eigene Unbesonnenheit und Schwäche in schreckliche äußere und innere Conflikte verstrickt. Bei alledem, wie erfreut man sich gerade dann an der unbezwinglichen Frische ihrer Natur, die kein Zweifel an sich selbst und der Wahrheit ihrer Empfindungen ankränkelte. An den um ihre Fähigkeit zur Treue sich sorgenden Freund schrieb sie:

„Spotte nur nicht, Du Lieber, ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten, und ungeachtet der Ahndung von Ungebundenheit, die immer in mir war, hat es mir die schmerzlichste Mühe gekostet, untreu zu werden, wenn man das so nennen will, denn innerlich bin ich es niemals gewesen. Dieses Bewußtsein aber von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht, hat mir erlaubt, mir wagend zu erlauben; ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Konnte mich etwas Andres vor dem Untergang in meinem gefahrvollen Leben bewahren, als dieses Höchste? Und wenn ich mir Verzweiflung bereitet hätte in der Verzweiflung der von mir Geliebten — ja, ich würde im Schmerz darüber verzweifeln, im Gewissen nicht, niemals könnt' ich wie Jakob ausrufen: Verlasse dich nicht auf dein Herz. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz über Noth und Tod hinaus und hätte es mich in Noth und Tod geleitet.“

Man fühlt, daß es keine Redensarten sind; das glaubt man. Sie war treu, weil sie sich selbst treu war und, was für Umwege sie auch einschlug, die rechte Richtung unerschütterlich im Sinne behielt. So bekommt man ein Vertrauen,

daß wohl auch die Umwege nothwendig und zu irgend etwas nützlich und dienlich waren.

Haben aber alle Worte Karoline lebendig machen können, so wie sie war? Wo ist ihr schalkhafter Muthwillen, das unfehlbare Schicklichkeitsgefühl, mit dem sie das Ernste, das keinen Scherz ertrug, ernsthaft behandelte, wo die schlichte Würde, mit der sie jede Verleumdung und jedes Vorurtheil der Uebelwollenden oder schlecht Unterrichteten entwaffnete, die kluge Bescheidenheit, mit der sie die Grenzen ihrer Natur erkannte? Nichts von Allem ist doch so wundervoll, wie die Unschuld ihres Selbstbewußtseins, das auf der zweifellosen Ueberzeugung von der ursprünglichen Güte ihres Herzens beruhte. Es ist, wenn sie von dem sanften Muthe ihres Herzens spricht, der sie wegtrage über die dunkelsten Stunden und drohendsten Gefahren, als freue sie sich dankbar eines schönen treuen Gesellen in ihrer Brust, des holden Genius, der ihr innewohnte. Nachdem sie den größten Schmerz ihres Lebens erfahren, ihr Kind verloren hatte, las sie einmal, daß im Homer die Worte vorkommen sollten: Die Herzen der Guten sind heilbar, und bat ihren Mann, ob er nicht die Stelle für sie aufsuchen wolle. „Denn im Homer", schrieb sie, „habe ich das niemals gefunden, bloß in meinem eigenen Herzen."

Das Athenäum.

Der Buchstab' ist der echte Zauberstab.
Friedr. Schlegel.

In dem lieblichen Thale der Schwarza hatte sich im Sommer 1799 der junge Norweger Steffens, Studirender der Naturwissenschaft, der Philosophie, der Literatur und alles Neuen und Schönen, gelagert und las Fichte's Wissenschaftslehre und das Schlegel'sche Athenäum. Daß Fichte und Goethe die Brennpunkte der neuen Zeit seien, hatte er im Athenäum gelesen; Goethe war der Genius seiner Jugend gewesen, Fichte aber ihm bis dahin unbekannt geblieben. Nun vertiefte er sich in die Kunst des abstrakten Denkens, was ihm auch nach einiger Bemühung so wohl gelang, daß er sich im Bannkreise des sich selbst setzenden Ich ziemlich heimisch fühlte. Aber seltsam war es ihm doch, wenn er aufblickte, das Gebirge, die Bäume, die Vögel und die Sonne in ihrem strahlenden unwiderleglichen Dasein zu sehen. Nichts erwähnt er von einem solchen Gegensatz der Natur zum Athenäum, wiewohl es durchaus ein Geschöpf des bewußten Geistes ist: das riß ihn hin und zwar, wie er sagt, durch den mächtigen Geist der Einheit des ganzen Daseins, der wie ein frischer Lebensstrom darin wehe und alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen suche.

„Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestrebten wir uns treu im freien Bunde"

sagte Friedrich Schlegel in dem Gedichte, das er das Athenäum betitelte; zum Beweise, daß die Leidenschaft zur Einheit wie die Seele der ganzen Romantik so auch die des Athenäums war oder sein sollte.

Wer die vergilbten, altfränkischen Bände des Athenäums aus einer Bibliothek sich holt und von außen betrachtet, kann es sich kaum vorstellen, daß ein Jüngling, im kühlen, sommerlichen Walde sitzend, sich aus diesen Blättern einen Rausch der Begeisterung las; daß sie einmal so modern und aufsehenerregend waren wie jetzt etwa die „Jugend", nein, viel mehr: eine Fahne der Revolution, von jungen, wagemuthigen, hoffenden Menschen unter Lachen und Jubel geschwungen. Das sollte mit einem Male eine Lücke reißen in die Mauern der Philisterburg! Und dann wollten sie hinterdrein stürmen und sich erobernd in die dämm'rige, dumpfe Höhle werfen. Wie Feuerbrände sollten die phantastischen Einfälle in die steifen, breitspurigen Gassen fliegen und zünden.

Wer das ausgeheckt hatte unter unzähligen andern Entwürfen, das war natürlich Friedrich, während er in Berlin nach langem Darben der ersten Jugend in Freundschaft und Liebe schwelgte. Von seinem faulen Freunde in Kopenhagen, für den die bequemste Stellung ein Studium war, erzählt Steffens, daß er der geistig Angeregteste unter ihnen Allen gewesen sei; aus seiner körperlichen Unbeweglichkeit heraus habe er stets die ganze Gesellschaft in Athem gehalten. Ebenso verhielt es sich mit Friedrich; damals aber namentlich war er durch und durch von Begeisterung beseelt, von einer gründlichen, nachdrücklichen, massenhaften Begeisterung. Mitten in seiner philosophisch-ästhetischen Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie und in einem Aufsatz über Lessing steckend, erübrigte er Zeit, den Plan für die neue

Zeitschrift zu entwerfen und einen Namen zu ersinnen für die herrliche Waffe, die sie schmieden wollten. Herkules sollte sie heißen, sei es wegen der Schlangen, die der Heros in der Wiege erwürgt oder weil er den Augiasstall gereinigt hatte, dann wieder schlug er Dioskuren vor oder Schlegeleum; denn der verbrüderte Geist von Wilhelm und Friedrich sollte das Ganze regieren. Aber großherzig entsagungsvoll, wie man ist, wenn es sich um die Verwirklichung einer Lieblingsidee handelt, gab er nach und ließ sich das Athenäum gefallen.

Nun aber galt es, den eigenen Enthusiasmus dem Bruder einzuflößen, der dem fremden Plane gegenüber gar nicht so rührig war, wie er sonst zu sein pflegte, auch vielleicht ein nicht unbegründetes Mißtrauen gegen Friedrich's Entwurfsfieber hatte. Etwas Neues und Gründliches über Lessing war Friedrich selbst im Begriff zu schreiben; ein entscheidendes Wort sollte über Goethe gesagt werden; Wieland hinzurichten sollte Wilhelm übernehmen. Aber vor allen Dingen eine Fülle von Ideen! Wir sind jetzt gewohnt, in jeder Tages-, Wochen- und Monatszeitung eine Fülle von Aphorismen zu finden, meistens Lückenbüßer, die einen allgemeinen, wohlbekannten Gedanken nett zugespitzt ausdrücken und so, vertraut und doch überraschend, bequem eingehen. Damals war das etwas Neues und Friedrich glaubte, die Anmaßung, die darin zu liegen schien, entschuldigen zu müssen. Ganze Werke zu schreiben, sagte er, sei freilich ungleich bescheidener, weil sie ja wohl bloß aus andern Werken zusammengesetzt sein könnten, und weil den Gedanken im schlimmsten Fall die Zuflucht bliebe, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demüthig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken seien gezwungen, einen Werth für sich haben zu wollen und müßten Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein.

Eigen und gedacht waren seine Ideen wirklich, die „Feuerluft aus Friedrich Schlegel's Laboratorium", wie Goethe einmal sagte; keine angeflogene, schillernde Einfälle, sondern hartschalige Nüsse, die man oft mühsam aufknacken und abschälen mußte, eh' man sie genießen konnte. Sie waren das Ergebniß langen, gründlichen, philosophischen Nachdenkens und ohne energisches Mitdenken des Lesers durchaus nicht zu verstehen. Darin liegt ihr Reiz. Man sieht, es hat sich da ein Denker, um sich den Vorrath seines Bewußtseins klar und übersichtlich zu machen, eine Reihe von Ausdrücken geschaffen, die man, durch gründliches Studium oder besser durch eine gewisse Verwandtschaft der Anschauung, in sich erleben muß, wenn man sie ganz würdigen will.

Es ist auffallend, wie das Fragment die für Friedrich geeignete Form zu sein scheint. Man kann sagen, die Fülle seiner Ideen sei zu schwer gewesen, oder seine Gestaltungskraft habe nicht ausgereicht, eine größere Masse zu formen. Denkfaul war er keineswegs; aber es war ihm bequem, sein bloßes Denken, roh, unverbunden, wieder zu geben, nebeneinander gestellte Steine, damit wer Lust habe, sich ein Haus daraus baue. Wegen dieses Hanges, sich fragmentarisch auszudrücken, liebte er den Vergleich mit Lessing; Lessing'sches Salz sollten seine Ideen sein gegen die geistige Fäulniß — Randglossen zum Texte des Zeitalters. Aber Lessing's Fragmente waren Splitter, die bei einer Riesenarbeit abfielen; Friedrich's Fragmente sind Schnitzeleien, auf die er sein höchstes Können verwendete. Das setzt freilich die Fragmente selbst nicht herab; als eigen gedachte Gedanken haben sie ihre Unsterblichkeit.

Von der umgebenden Welt ganz abgesondert und in sich selbst vollendet wie ein Igel sollten die Fragmente sein, sagte Friedrich und charakterisirte damit allerliebst seine be-

rüchtigten Paradoxen. Man muß jedes als ein Reich für sich nehmen, voll Stacheln, aber inwendig schön ausgestattet, sauber und wohnlich. Wilhelm und Karoline gingen beim Frühstück die vielen Hunderte Friedrich'scher Ideen durch, die er ihnen zur Einsicht schickte, und hielten es für nöthig, wenn ihnen etwas gar zu paradox, stachelig oder schwerverdaulich schien, das Veto einzulegen, zu dem die beiden Gründer berechtigt waren. Er hat die Vetoscheu, sagten sie, als er bald darauf über Kranksein klagte. Bei aller Ehrlichkeit und Unerschrockenheit im Kampf hielt Wilhelm, als Professor in Jena, eine gewisse Vorsicht und Rücksicht doch für geboten; Karoline war ohnehin nie für das Extreme. Friedrich war empfindlich und entrüstet; wenn man eine Meinung habe, solle man sie unterdrücken, weil man nicht sicher sei, ob Goethe lächeln oder die Stirn runzeln werde? Indessen versprach er um des Gelingens Willen schließlich Alles: es sollte gewissenhaft vermieden werden, was „an Schiller grenzte", nicht einmal über Agnes von Lilien, den Roman seiner Schwägerin, sollte ein Wort fallen. Dagegen mußte Karoline alle seine früheren Briefe durchlesen, um „sittliche Fragmente" zu suchen, woran es noch mangelte, ebenso ihre eigenen und die seines Bruders. Denn nichts lag Friedrich ferner, als etwa das Athenäum mit seinem Geist allein beherrschen zu wollen: es sollte eine große Symphonie verwandter Geister sein. Ob er selbst einsah, daß, wie Wilhelm und Karoline sagten, der Frédéric tout pur unverdaulich wäre, jedenfalls war er der erste, der auf esprit de Wilhelm, esprit de Karoline, esprit de Schleiermacher drang, damit jene Universalität entstehe, die er in jeder Erscheinung, auf jedem Gebiete suchte. Sein Freundschaftshunger hatte die Romantiker gesammelt; unermüdlich betonte er die Nothwendigkeit, daß die Gebildeten

sich zusammenthun und eine unsichtbare Kirche bilden müßten, da der Einzelne nichts Großes ausrichten könne. Die Künstler, sagt er in den Fragmenten, sollen zusammentreten als Eidgenossen zum ewigen Bündniß; eine Hanse bilden wie die Kaufleute im Mittelalter. Ihm selber entwickelten sich die Gedanken vorzüglich im Gespräch und im Briefwechsel. Dessen war er sich bewußt; ohne die Freunde glaubte er nichts, mit ihnen Alles leisten zu können. Tieck, Novalis und Schleiermacher führte er seinem Bruder zu und warb sie zum Mitwirken am Athenäum an. Novalis sollte philosophische und chemische Beiträge geben, Karoline persönliche, Schleiermacher ethische, Wilhelm ästhetische. Und so ist denn das Athenäum wirklich ein Zusammenklang der verschiedensten Individuen geworden, die nur darin Eins waren, daß sie die Wahrheit suchten und an den Geist glaubten. Bald sehen uns die reinen, scharfen Augen Schleiermacher's daraus an, bald die zum Himmel schwärmenden des frommen Novalis. Von ihm sagte Friedrich, er dichte in Atomen. Seine Aussprüche schweben wie Leuchtkugeln auf in schönem Schwunge, eine sanfte Helligkeit über den dunkeln Himmel verbreitend und still ausathmend, ehe man sich ihrer deutlich bewußt geworden ist.

„Wir sind dem Aufwachen nahe, wenn wir träumen, daß wir träumen.“

„Der Tod ist eine Selbstbesiegung, die wie alle Selbstüberwindung; eine leichtere Existenz verschafft.“

Man ahnt einen unergründlichen Gehalt in den Worten und möchte ihn fassen; aber zugleich hauchen sie eine Musik aus, der man sich mit geschlossenen Augen hingeben möchte, ohne zu untersuchen.

Schärfer und bestimmter ist, was Schleiermacher giebt; fast Alles berührt das Psychologische, wie sein durchdringender

Blick es zu Tage förderte. Man erfreut sich an der feinen Beobachtung, an der unbeugsamen Wahrheitsliebe, mit der er Folgerungen zieht und keinem Schlusse ausweicht; aber da ist keine zitternde Oberfläche, unter der unermeßliche Tiefe lockt, keine blaue Ferne, kein süßes Dunkel, das geheimnißvollen Urwald ankündigt. „Was oft Liebe genannt wird, ist nur eine eigene Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beschwerlich kitzelnden en rapport Setzen, besteht in einer Desorganisation und endigt mit einem ekelhaften Hellsehen und viel Ermattung Gewöhnlich ist auch Einer dabei nüchtern."

An ihrer zierlichen Geschliffenheit und der Weltlichkeit ihres Inhalts erkennt man Wilhelm's Zuthaten. Er bezieht sich niemals, wie die eigentlichen Romantiker zu thun pflegten, auf das Unendliche; sondern beschränkt sich auf ein bestimmtes Werk, irgend eine bestimmte Erscheinung, die er richtig und hübsch beleuchtet. Seine weltmännische Correktheit und Urbanität verhindert ihn, in Gesellschaft sich anders als allgemein verständlich und vermittelnd auszudrücken.

Friedrich's Geist ist im Athenäum der verbindende Goldgrund des farbigen Gemäldes. Jeden angedeuteten Gedanken verfolgt er bis in seine äußersten Folgen und sammelt alle zu Systemen oder wenigstens System-Projekten. Man erfährt hier die anregende Kraft, mit der er lebend so Viele an sich fesselte, und die vielleicht hauptsächlich darin besteht, daß sein gewaltiger Hang, sich über die Welt klar zu werden, uns wie ein langsam fließender, aber starker Strom ergreift und mitreißt; wie Schwärmereien sich epidemisch mittheilen, so entzündet seine philosophische Wuth seine Zuhörer zum Kreuzzuge nach dem heiligen Grabe des Welträthsels.

Ein majestätischer Idealismus ist die Weltanschauung, die das Athenäum proklamirt. An allem Aeußerlichen, das

der Mehrzahl der Menschen wichtig dünkt und sie beschäftigt, wird mit großartiger Nachlässigkeit vorübergegangen, oder das innerliche Wesen wird daraus hervorgesucht und dadurch die Alltäglichkeit ihren Verehrern entfremdet und auf eine hohe Stufe gerückt. „Nicht in die politische Welt verschleudre du Glauben und Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung."

Wissenschaft und Kunst werden von Friedrich einmal geradezu den Göttern und der Unsterblichkeit gleichgesetzt. Als der höchste Vorzug der Deutschen wird ihr Idealismus hingestellt. „Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft." Was für ein hochschwellender vaterländischer Stolz liegt in diesem Bekenntniß; wie fern aber von eitler Ueberhebung; denn: „es giebt nur wenige Deutsche." Aber der Charakter der großen deutschen Künstler aller Zeit sei rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig, dabei unschuldig und etwas ungeschickt; nur der Deutsche treibe die Kunst als eine Tugend und als Religion. Als die größten Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft zählt Friedrich auf: Kepler, Dürer, Luther, Jakob Böhme, Lessing, Winkelmann, Goethe und Fichte, alles Männer, die durch Geist und Charakter zugleich hervorragen. Auch wird absichtlich kein Unterschied gemacht zwischen Künstlern oder Denkern und großen Menschen; rauscht doch das Motto: Einheit und Ganzheit beständig dem marschirenden Heere voran wie eine Musik von Trompeten und Trommeln, ein heroisches Feldgeschrei.

„Universalität ist Wechselbethätigung aller Formen und Stoffe." So wurde das Gemeinschaftliche in den verschiedenen Künsten gesucht, im Gegensatz zu Lessing, dessen sondernder Verstand ihre Grenzen feststellte. In der Dres-

dener Galerie hatten Wilhelm und Karoline Betrachtungen über die bildenden Künste angestellt, die sie zu einer Gabe für das Athenäum unter dem Titel „die Gemälde“ anmuthig verarbeiteten. Da heißt es: „Und so sollte man die Künste einander wieder nähern und Uebergänge aus einer in die andere suchen. Bildsäulen beleben sich vielleicht zu Gemälden, Gemälde werden zu Gedichten, Gedichte zu Musik, und wer weiß? so eine herrliche Kirchenmusik stiege auch einmal wieder als ein Tempel in die Luft.“ Und noch einmal in einem Fragment berührt Wilhelm denselben Gedanken:

„In den Werken der größten Dichter athmet nicht selten der Geist einer andern Kunst. Sollte das nicht auch bei Malern der Fall sein? Malt nicht Michelangelo in gewissem Sinne wie ein Bildhauer, Raphael wie ein Architekt, Corregio wie ein Musiker? Und gewiß würden sie darum nicht weniger Maler sein als Tizian, weil dieser bloß Maler war.“

Auch das kühne und schöne Bild von der Architektur als einer gefrorenen Musik, jetzt beinahe gemeinplätzig geworden, hat Wilhelm zuerst gebraucht.

Das Ineinanderüberschwanken von Musik und Poesie und Malerei wurde ein Lieblingsthema von Ludwig Tieck. „Wie?“ sagt er in der Verkehrten Welt, „es wäre nicht erlaubt, in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musiziren? O wie schlecht wäre es dann mit uns Künstlern bestellt! Wie arme Sprache, wie ärmere Musik! Denkt ihr nicht so manche Gedanken so fein und geistig, daß diese sich in Verzweiflung in Musik hineinretten, um nur Ruhe endlich zu finden? Ach, ihr lieben Leute, das Meiste in der Welt grenzt weit mehr an einander, als ihr es meint.“

Daß er im Zerbino die Flöten sagen läßt: „Unser Geist ist himmelblau, führt dich in die blaue Ferne“ hat man in nachromantischer Zeit lächerlich gemacht, während man jetzt

anfängt, die Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Sinnesempfindungen wissenschaftlich zu untersuchen.

Wie nun in allen Künsten ein einziges Grundprinzip geahnt wird, so sollen auch alle Wissenschaften auf eine Wissenschaft zurückgeführt, ja schließlich Kunst und Wissenschaft Eins werden.

„Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein."

Und eben diese Poesie, die auf ihrem höchsten Gipfel Eins mit der Wissenschaft ist, ist die romantische, die Universalpoesie, die werdende, die Poesie der Poesie. Die dunkeln Vorstellungen, die die meisten Menschen von der romantischen Poesie haben, als stehe sie in einem unversöhnlichen Gegensatze zu der sogenannten klassischen, als sei sie die überschwengliche, phantastische, verworrene, sind weit ab von der großartigen Idee, die den romantischen Aesthetikern vorschwebte: jedes unpoetische Element soll aus der Dichtung ausgeschieden werden, Alles aber, was der Sinn aufnehmen, der Geist erkennen, das Gemüth ahnen kann, soll die allumfassende in sich begreifen. Alles soll poetisirt werden. Nichts ist zu gering oder zu groß für die Poesie; denn auch die kleinste Erscheinung verhüllt ein Unendliches.

Es scheint dem, der sich in das Athenäum vertieft, als gäbe es auf der Welt nichts als Kunst und Wissenschaft, und als ob insofern der Vorwurf gerechtfertigt wäre, alles dies habe nur für gelehrte Künstler und künstlerische Gelehrte, also für einen sehr kleinen Kreis von Menschen, Bedeutung. Und allerdings gehörten ja die Wenigen, die hier zu Worte kamen, einer Hanse an, fühlten sich stolz als Mitglieder einer unsichtbaren Kirche. Mit kühler und klarer Verachtung reden sie von der großen Gegenpartei mit ihrem Wahlspruch: vernünftig, aber dumm.

„Es giebt rechtliche und angenehme Leute, die den Menschen und das Leben so betrachten, als ob von der besten Schafzucht oder vom Kaufen oder Verkaufen der Güter die Rede wäre. Es sind die Oekonomen der Moral und eigentlich behält wohl alle Moral ohne Philosophie einen gewissen illiberalen und ökonomischen Anstrich . . . Es giebt ökonomische Schwärmer und Pantheisten, die nichts achten als die Nothdurft und sich über nichts freuen, als über ihre Nützlichkeit. Wo sie hinkommen, wird Alles platt und handwerksmäßig, selbst die Religion, die Alten und die Poesie, die auf ihrer Drechselbank nichts edler ist als Flachshecheln.“

Von der sogenannten guten Gesellschaft wird gesagt, sie sei eine Mosaik von geschliffenen Karrikaturen. Oder: „Die meisten Menschen sind, wie Leibnitzens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Existenz. Es giebt wenige Existenten.“ Und kann man einen exklusiveren Standpunkt haben als den, daß selbst in den äußerlichen Gebräuchen der Lebensart die Künstler sich von den andern Menschen unterscheiden sollten? Dies ist die aristokratische Seite des Athenäums. Auf die Klage des Publikums, die deutschen Autoren schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst unter einander, erwiderten sie trotzig, das sei gut so, „dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen.“ Die Künstler sind, sagen sie, unter den Menschen, was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde. Sie sind Brahminen, eine höhere Kaste; aber — und nun kommt ein Zusatz, der den ganzen Ausspruch wieder demokratisirt — sie sind nicht durch Geburt, sondern durch freie Selbsteinweihung geadelt. Unermüdlich wird betont, daß es eines Jeden Beruf und Pflicht ist, Mensch, Künstler, Gott zu werden. So haben wir hier dieselbe Mischung von Popularität und Aristokra-

tismus wie im Christenthum: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Durch das, was die Romantiker unter dem Begriff „Künstler" sich dachten, wird die Würde, die auf einen kleinen Kreis beschränkt schien, auf die ganze Menschheit erweitert: „Künstler ist ein Jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden." Nur auf den Entschluß kommt es an, „sich auf ewig von allem Gemeinen abzusondern." Aber noch auf andre Weise wird die Möglichkeit dargethan, daß ein Jeder sich erfolgreich dem höchsten Ziele zuwenden könne. „Genie ist der natürliche Zustand des Menschen." Wer anders als der überschwenglich kühne Geist Hardenberg's wagte so zu denken und so sich zu äußern? Das größte Kunstwerk, so philosophirt der Schüler Fichte's, erschafft die unbewußte Phantasie des Menschen, indem sie aus eigner Kraft die Welt sich aufbaut; der Liebende, der die Geliebte vergöttert und ein anbetungswürdiges Bild sieht, das nicht ist; der Wilde, der die Sprache schafft als ein bildsames, nach ewigen Gesetzen wandelbares Symbol für die erscheinende Welt und beweglichen Körper für die Gedanken, sie sind Alle Künstler von Gottes Gnaden, und es handelt sich für den Menschen nur darum, sich auf das Genie, das in ihm ist, zu besinnen, es in seine Gewalt zu bekommen.

„Jeder ungebildete Mensch ist die Karrikatur von sich selbst." Daraus folgt, daß sich bilden heißt: sein eigenes Ideal werden. Alles was in diesem Gedanken liegt und sich daraus folgern läßt, faßt Friedrich in den Worten zusammen: „Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten." Diese Vergötterung des Ich ist himmelweit entfernt von der unfruchtbaren Eitelkeit derjenigen,

denen ihr eigenes Selbst der Pflock ist, woran sie mit kurzem Strick festgebunden sind und um den sie sich unaufhörlich drehen. Denn unter dem Gottwerden ist verstanden Erweiterung der eigenen Persönlichkeit zur Aufnahme von unendlich vielen. „Kein Mensch ist schlechthin Mensch, sondern kann und soll wirklich und in Wahrheit auch die ganze Menschheit sein.“ Wenn wir nun noch Gott einen Abyssus von Individualität genannt finden, den einzigen unendlich Vollen, so sehen wir ein Religionsprojekt, das Friedrich's Gepräge trägt, dem Fichte's Geist als Stern im Osten geleuchtet hat.

Wie der goldne, Alles durchdringende Aether umhüllt die Idee der Religion die ganze Gedankenwelt, die hier ausgebreitet liegt. Einer Landschaft gleicht sie, in deren Hintergrunde ein ungeheurer, Alles überragender Berg mit schimmerndem Gipfel lagert, den man von jedem Platze aus sehen kann und dessen unvertilgbaren Umriß man noch ahnt, wenn ihn silberne Dünste oder graues Regenwetter verschleiern.

„Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt Alles, was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen, unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben oder die Spielerei, die man jetzt die schöne Kunst nennt.“

„Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller Uebrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Urspüngliche.“

Was der Grundgedanke von Schleiermacher's Reden über die Religion war, daß nämlich Religion nichts andres sei als Beziehung des Endlichen auf das Unendliche, Gefühl des Universums, das findet sich hier im Keime, in blitz-

artigen, straff zusammengefaßten Aussprüchen, die auf den Verständnißvollen stärker wirken als Schleiermacher's etwas verwässertes Reden, was freilich bestimmt war, von Vielen eingenommen und begriffen zu werden und seinen Zweck auch erfüllte. Aber inniger als dort fühlt man hier, wie eine aufkeimende Religion schon den Himmel des Zeitalters färbt als verheißungsvolle Morgenröthe. Hundertfach wird mit dem „Zauberstab des Buchstabens" an das Geheimniß der verkündigten Sonne gerührt, das Räthsel der Räthsel durch vermittelnde Gleichnisse dem Sinn nahe gebracht, wie wenn man den Glanz des feurigen Gestirns, der dem menschlichen Auge unerträglich ist, dämpft und verwandelt, indem man es durch farbige Gläser betrachtet.

Eine tröstliche Gewißheit hat der Strebende: „Dein Ziel ist Kunst und Wissenschaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du bist ohne es zu wissen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du bist sicher, dein Ziel zu erreichen." Von diesem Standpunkte aus ist es begreiflich, daß Bildung als das höchste Gut und das allein Nützliche gepriesen wird.

Diesen Begriff von Religion, die „den Geist des sittlichen Menschen überall umfließen soll wie sein Element", müssen wir gegenwärtig haben, um die Aussprüche über Moral zu verstehen, die Allem, was man bisher darunter begriffen hatte, entgegengesetzt waren. Zum Beispiel: „Man hat nur so viel Moral als man Philosophie oder Poesie hat." Oder: „Die erste Regung der Sittlichkeit ist Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und conventionelle Rechtlichkeit — eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemüthes."

Es ist derselbe Kampf, den der Apostel Paulus gegen das Gesetz kämpfte im Namen der Liebe, welche er des Gesetzes Erfüllung nannte. Allerdings, sagte er, muß, wer das Gesetz umwirft, vom Geiste regiert sein, oder, wie es

die Romantiker ausdrücken, er muß im Unsichtbaren leben, sein Leben muß Liebe und Bildung sein; jedenfalls kann man insofern den Romantikern wie jedem Idealisten und jedem Christen den Vorwurf machen, daß sie eine Herrschaft angriffen und zu erschüttern suchten, um dafür eines Reiches Bürger zu werden, das für den Menschen ewig ein Kommendes ist, wie wir ja auch beten: dein Reich komme.

Im Athenäum liegt der Keim zu Allem, was die Romantik bringen sollte. Der Begriff der Ironie, der ein so wichtiger Grundsatz der romantischen Aesthetik war, ist vielfach zu bestimmen versucht. Die ganze Naturphilosophie liegt angedeutet in den Worten: „Willst du in's Innere der Physik dringen, so lasse dich einweihen in die Mysterien der Poesie." Auch die Entdeckung der orientalischen Poesie mit ihrem gewaltigen Einfluß bereitet sich vor: „Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen." „Welch eine Quelle an Poesie könnte uns aus Indien fließen."

Staunenswerth ist für die Leser unsrer Zeit, wie unveraltet diese Blätter sind. Unzähligen Gedanken begegnen wir, die sich in unsern Tagen, ihrer Neuheit und Vereinzelung bewußt, kaum so frei und muthig hervorwagen, wie sie dort ausgesprochen sind. Man kann sich nicht radikaler über die Emanzipation der Frauen aussprechen, als es Schleiermacher, ein Prediger, in seinem Katechismus der Vernunft für edle Frauen that, wo z. B. folgende Gebote gegeben sind:

„Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden."

„Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer;

du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken."

Eine noch deutlichere, schlagendere Sprache führt das Glaubensbekenntniß:

1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm.

2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.

Mit ebenso schneidender Rücksichtslosigkeit fällt Friedrich das Urtheil über die Ehe:

„Fast alle Ehen sind nur Conkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten, darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen. Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte."

Als noch viel moderner berührt uns aber die Bemerkung, die eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit genannt wird, daß sogar die beste Ehe, ja die Mütterlichkeit selbst, welches beides doch gewöhnlich als das einzige Ziel der Frau betrachtet zu werden pflegt, nur allzu leicht die Frau herabziehen könne, sodaß sie, mit den Bedürfnissen der Erde verstrickt, ihres göttlichen Ursprungs und Ebenbilds nicht mehr

eingedenk bleibe. Woraus freilich keineswegs der Schluß gezogen wird, daß die Frau sich der Liebe, Ehe und Mutterschaft entziehen solle.

Von der modernen Lehre vom Uebermenschen findet sich ein Vorklang in den Worten: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.“ Ja, sogar die beinah tollkühn erscheinende Behauptung, die in neuester Zeit aufgetaucht ist, nicht die Kunst richte sich nach der Natur, sondern umgekehrt, wird in einigen flüchtigen Worten berührt, wo es heißt, daß der menschliche Geist der umgebenden Welt seine Gesetze vorschreibe und sie nach sich schaffe und modle.

Auf Richard Wagner und die jetzige Programm- und Gedanken-Musik scheint folgendes Fragment prophetisch hinzuweisen:

„Es pflegt Manchem seltsam und lächerlich aufzufallen, wenn die Musiker von den Gedanken in ihren Compositionen reden; und oft mag es auch so geschehen, daß man wahrnimmt, sie haben mehr Gedanken in der Musik als über dieselbe. Wer aber Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künste und Wissenschaften hat, wird die Sache wenigstens nicht aus dem platten Gesichtspunkt der sogenannten Natürlichkeit betrachten, nach welcher die Musik nur die Sprache der Empfindung sein soll, und eine gewisse Tendenz aller reinen Instrumentalmusik zur Philosophie an sich nicht unmöglich finden. Muß die reine Instrumentalmusik sich nicht selbst einen Text erschaffen? und wird das Thema in ihr nicht so entwickelt, bestätigt, variirt und contrastirt, wie der Gegenstand der Meditation in einer philosophischen Ideenreihe?“

Was für ein idealistisches Zeitalter, in welchem eine Zeitschrift Leser fand, die keinen, aber auch gar keinen bloßen

Unterhaltungsreiz bot; die mehr studirt als gelesen sein wollte. Lange freilich konnte das Athenäum sich nicht halten. Es erschien in den Jahren 1798—1800. Im bewußten Gegensatze zur großen Menge war es auf den Kampfplatz getreten; es war deshalb nicht zu verwundern, daß „das platte Volk von Hamburg bis nach Schwaben“ einen Schrei der Entrüstung aus dem verwundeten Herzen erschallen ließ. Aber auch die Theilnahme der Gebildeten war geringer, als man erwartet hatte. Man klagte über die Unverständlichkeit namentlich von Friedrich's Fragmenten, was nicht unverzeihlich ist, wenn man z. B. liest: „Karrikatur ist eine passive Verbindung des Naiven und Grotesken. Der Dichter kann sie ebensowohl tragisch als komisch gebrauchen.“ Oder: „Urbanität ist der Witz der harmonischen Universalität, und diese ist das Eins und Alles der historischen Philosophie und Plato's höchste Musik. Die Humaniora sind die Gymnastik dieser Kunst und Wissenschaft.“

Man muß gestehen, daß die Bequemlichkeit des durchschnittlich Gebildeten sich in der Regel von einem solchen Ideen-Igel zurückziehen wird, an dem sein Geist sich so ritzen kann, bis er sich ihm offenbart hat. Eine Art von Geheimsprache — ein gewisser Mystizismus des Ausdrucks, wie Friedrich sagt — bildet sich leicht aus, wenn mehrere Menschen sich oft über dieselben Gegenstände ihres gemeinsamen Interesses unterreden; und aus Unterhaltungen Befreundeter ist ja im Grunde das Athenäum entstanden.

In einer wundervollen kleinen Selbstvertheidigung, wo Laune und Ernst sich reizvoll mischen, beantwortete Friedrich die Vorwürfe und Klagen über seine Unverständlichkeit. An seinen Bruder schrieb er, ob es nicht gut sein würde, künftig mit jedem Heft ein Stück Honigkuchen gratis auszutheilen. Er war umsomehr entrüstet, als er sich ehrlich und leiden-

schaftlich bestrebte, populär zu sein, ja sogar das Wort Popularität häufig mit Wohlgefallen im Munde führte, er der in der Unkunde seines kindlichen Fürsichlebens der beschäftigten Welt seine weltferne Persönlichkeit, den „Frédéric tout pur“ so ohne Weiteres zumuthete!

Wie dem auch sei, an der Unverständlichkeit ging das Athenäum zu Grunde. Der schmetternde Jubelton, den die Herolde der kommenden goldnen Zeit in die Welt geblasen hatten, verklang im Gewühl, das sie nicht achteten. Denn das ist das Schönste an diesem Buche und das Künstlerische: die Stimmung, die die einzelnen Theile kraftvoll zusammenfaßt, eine freudige Stimmung von Menschen, die wissen, daß sie das Rechte wollen und glauben, daß das Rechte siegen muß, weil fortschreitende Entwickelung das Gesetz der Welt ist. Die blitzenden Augen auf die Zukunft gerichtet, auf die Spitze des Berges, übersahen die Anstürmenden, was im Wege hinderte und drohte. „Im 19. Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit viel Behagen und Vergnügen in der Verdauungsstunde genießen können und auch zu den härtesten, unverdaulichsten keinen Nußknacker bedürfen“, sagt Friedrich, wo er sein Herz ausschüttet über die Unverständlichkeit, die man ihm vorgeworfen hat. „Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie, in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt, jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann

nimmt das 19. Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel der Unverständlichkeit des Athenäums gelöst sein."

Das Jahrhundert, an welches diese Appellation gerichtet wurde, ist bald vorüber und überliefert sie einem neuen Richter; denn es hat sich im Laufe seines Wachsthums von denen, die seine Geburtshelfer uud Taufpathen waren, undankbar und verkennend abgewandt und ist ihnen die Entscheidung schuldig geblieben.

Novalis.

> Du schienest, losgerissen von der Erde,
> Mit leichten Geistertritten schon zu wandeln,
> Und ohne Tod der Sterblichkeit genesen.
> Wilhelm Schlegel an Novalis.

Von ihm müsse man sagen, er sei ein Genie, nicht er habe Genie, schrieb sein Freund, der Kreisamtmann Just; weil er nicht etwa eine besondere Befähigung zu irgend einer Kunst, Wissenschaft oder Hantirung gehabt habe, sondern ein Gleichgewicht aller Kräfte, so daß er in allem, was er auch ergriffen haben möchte, sich ausgezeichnet haben würde.

Er war Dichter nur insofern er Mensch war, ein solcher Künstler, wie die Romantiker meinten, daß jeder Mensch sein könne oder doch solle. Es lag ihm auch durchaus fern, als Dichter auftreten zu wollen, ja von seinen Freunden wünschte er ausdrücklich in erster Linie als Mensch betrachtet und behandelt zu werden. „Die Schriftstellerei" schrieb er an Just „ist eine Nebensache. Sie beurtheilen mich mehr billig nach der Hauptsache — dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin: so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passiren.... Ich behandele meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne Etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten — das ist Alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufe übersteigen; Hofmeister,

Professor, Handwerker sollte man eine Zeit lang werden wie Schriftsteller." So war er in demselben Sinne und sogar in noch höherem Grade als Goethe Gelegenheitsdichter; denn wenigstens in einem gewissen Alter, namentlich seit seiner Bekanntschaft mit Schiller, fing Goethe an zu dichten, um zu dichten, z. B. um gewisse Kunstprobleme zu lösen. Alles was Novalis geschrieben hat, könnte man Tagebücher nennen, worin auch die Schwächen seiner Prosawerke liegen. Der vollkommenste Mensch und Künstler würde wohl der sein, dessen Tage- und Lebensbücher, so wie er sie natürlich niederschriebe, zugleich die schönsten Kunstwerke wären.

Seine Schönheit war von der Art, die der Menge nicht auffällt, nur dem Kenner sichtbar ist als, wie Tieck von Novalis sagt, „die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes." Diejenigen, die ihn kannten und verstanden, konnten die schlanke Gestalt mit den vornehmen Geberden, die Augen voll ätherischer Gluth in dem zartgebildeten Gesichte nicht vergessen. Ebenso wenig lag in seinem Wesen das Hervorstechende, was man zu häufig genial nennt; denn abgesehen davon, daß er sich nur ganz hingab, wenn er verwandte Geister sich entgegenkommen fühlte, war er zu einfach und ohne Affektation, um auf Ungeübte einen überraschenden Eindruck zu machen. Bei seinen großen Kenntnissen und reichem Geiste war er doch nicht hochmüthig, er liebte harmlosen Scherz in der Geselligkeit; weil auch das Geringste ihm bedeutende Ideen weckte, konnte er leicht durch Gespräche über scheinbar unbedeutende Gegenstände die Erwartung der mehr vom Stoffe Abhängigen enttäuschen. Darin bestand eben seine bewundernswürdige Kunst des Umganges, daß er mit allen aus allem etwas zu machen wußte. Wie er erscheinen konnte, wenn er einem verständnißvollen Geiste begegnete, das erfährt man aus Friedrich

Schlegels Schilderung, nachdem die beiden Jünglinge sich kennen gelernt hatten: seine schwarzen Augen seien von herrlichem Ausdruck, schrieb Schlegel seinem Bruder Wilhelm, wenn er mit Feuer — unbeschreiblich viel Feuer — von etwas Schönem rede; er rede drei Mal mehr und drei Mal schneller als ein Anderer; nie habe er, Schlegel, so die Heiterkeit der Jugend gesehen.

Als er in die Welt hinaustrat, war er ein Jüngling, dem es bestimmt schien, die Fülle aller Erdengüter zu genießen; denn einer vornehmen, wohlsituirten Familie angehörend, fehlte es ihm für seine Laufbahn nicht an den besten Aussichten, er hatte eine einnehmende Erscheinung, eine Persönlichkeit alles anzuziehen und Herz und Sinn alles zu genießen. Ein Wechselverhältniß besteht zwischen dem Menschen und der Welt, daß sie demjenigen liebevoll entgegenkommt, der sie mit aufrichtiger Liebe sucht. Nicht die Liebe des Idealisten zu den Menschen und Dingen hatte Novalis, die in bittere Verachtung umschlägt, wenn die überirdischen Traumbilder sich nicht pünktlich verwirklichen; vielmehr das arglose Zutrauen eines gutartigen Kindes, das mit einem Herzen voll heimlicher Glückseligkeit in seinem kleinen Garten ein Paradies und in seinen Sträuchern und Büschen blühende Wunder sieht. „Tadle nichts Menschliches“ sagte er; „Alles ist gut, nur nicht überall, nur nicht für alle.“ Dieser Ausspruch seiner späteren Jahre bestätigt schön die Theorie, die er als noch nicht 20jähriger Jüngling gegenüber dem welt- und menschenhassenden Friedrich Schlegel verfocht: daß es nichts Böses auf der Welt gebe. Das war nicht die Unerfahrenheit hoffender Jugend, sondern es ist bezeichnend für den harmonischen Menschen, dessen Verstand wohl die Dissonanzen sieht, auch nicht etwa die Augen davon abwendet, der aber Kraft genug hat, bis zu ihrer Auflösung vorzu-

dringen. In seinem Temperamente lag die Neigung zu diesem schönen und tiefen — keineswegs flachen Optimismus, der aus der Ordnung des eigenen Innern sich unbewußt die Gewißheit der Ordnung außer sich schöpft, der an den Sieg des Guten glaubt, weil er die Kraft zum Guten in sich hat; eine Fähigkeit zum Glück lag darin, der äußere Unfälle nicht ans Leben können: wie eine Geistererscheinung bohrt sich einem solchen Menschen das Schmerzensschwert mitten durch die Brust, ohne zu tödten.

Daß er äußerte, er wolle, um alle die Herrlichkeiten der Erde zu genießen, eine reiche Heirath machen, klingt anmuthig komisch im Munde eines Menschen, dessen geflügelte Seele der Anziehung der Materie so wenig unterworfen war, daß sie sich fast in jedem Augenblick himmelhoch über die Erde aufschwingen konnte. Er gehörte eben nicht zu jenen Idealisten, die die Augen an den Sternen hängend mit den Füßen durch den Sumpf waten, im Gegentheil pflegte er nach Art des guten Realisten mehr zu leisten als er versprach, indem seine Aeußerungen über sich selbst sich immer nur mit dem Nächstliegenden beschäftigten, was er in sich erlebt hatte und wofür er einstehen konnte. So schrieb er z. B. als Jüngling an Friedrich Schlegel, seine Bestimmung sei die häusliche der Familie, während Schlegel nach Aufgang der Sonne gehe, gehe er den gewöhnlichen Weg nach Westen; was einen seltsam berührt, wenn man die Lebenswege der beiden Freunde vergleicht: wie der Schlegels in den Niederungen hausbackener Sinnlichkeit sich verflachte, während Novalis immer mehr dem morgenrothen Himmel sich zu nähern schien. Schlegel ersehnte immer die äußersten Höhen, aber ein irdischer Hang ließ ihn in bequemer Häuslichkeit sich selbst und seine Schwungkraft verlieren; einfache Thätigkeit im traulichen Familienkreise war immer Novalis

Ideal, doch ließ sein Genius es ihn nie erreichen und entrückte ihn den Augen der Menschen, ehe seine leichten Füße jemals fest auf der Erde gehaftet hatten.

Der erste Gegenstand seines Hanges und seiner Kraft zu verehren war Schiller, dessen Vorlesungen er als Student in Jena besuchte. Was Novalis so mächtig zu Schiller hinzog, war seine sittliche Größe, die Kraft, mit der dieser heroische Mensch den Widerstand des Irdischen überwinden konnte, nicht seine Poesie, für welche Novalis damals noch weniger Interesse und Verständniß hatte. Daß er in Schiller, ohne es zu wissen, sein eigenes Ideal verkörpert sah und liebte, sieht man deutlich aus dem, was er vorzüglich an ihm rühmte: „dieses Weltbürgerherz, das für mehr als Menschheiten schlägt und doch diese idealische Liebe auf reine Seelen um sich überträgt und nicht den einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für sie als fürs ganze Geschlecht that, eben das nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Resignirende;“ denn gerade das, auf der Erde nicht heimisch und doch auf ihr glücklich zu sein, bezeichnet, was so ganz sein eigenes Wesen werden sollte.

Gewiß verdiente Schiller diese Hingebung; aber ebenso wie für ihn nimmt es für den Jüngling selbst ein, wenn er schreibt: „Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tag und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtsein Abends erlosch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen gerissen, wenn die Vorsehung ein so hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebsten Jahre lang gehegten Wunsche am Rande seiner Erfüllung entsagt; denn das Leben ist nicht das stärkste Opfer, was Enthusiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenstande bringen können, denn wir fühlen nicht seinen Verlust.“

Merkwürdig ist das rednerische Pathos in Novalis' Briefen, an und über Schiller, das sonst, seinem Styl durchaus entgegengesetzt, sich nirgends bei ihm findet.

Mit diesem Bedürfniß, zu verehren, ja sich aufzuopfern hätte er ein ewig sich um andere schwingender Trabant, mit dieser Empfänglichkeit ein Nachahmer und Anempfinder, mit dieser Lust alles, was er so innig fühlen und verstehen konnte, zu genießen ein zerstreuter, vielgeschäftiger, liebenswürdiger aber oberflächlicher Schwärmer werden können. Aber er hatte weit mehr Kraft und Festigkeit als seine Zartheit vermuthen ließ. Wenn er auch aus den Versuchungen des Studentenlebens nicht unberührt hervorging, denn er verstrickte sich leichtsinnig in Schulden, so blieb doch das schöne Gleichgewicht seines Innern ungestört oder stellte sich rasch wieder her. Eine gewisse Keuschheit der Empfindung, von der Friedrich Schlegel sagte, daß sie ihren Grund in seiner Seele nicht in Unerfahrenheit habe, bewahrte ihn vor solchen Ausschreitungen, die zu Zwiespalt, Ekel an der eigenen Natur und kränklichem Ueberdruß führen. Kurz, wie auch der Leichtsinn seiner Jünglingsjahre beschaffen gewesen sein mag, sein elastischer Geist war nicht zu zerdrücken, sondern strebte immer und immer wieder empor, seine Vernunft, wie er selbst sich ausdrückte, erhielt das entschiedene Uebergewicht über Sinnlichkeit und Phantasie. Das entwickelte sich nicht nur so von ungefähr, ohne sein Zuthun, sondern unter der Aufsicht seines Bewußtseins. Er hatte die Tugend der Besonnenheit, jene Klarheit und leichte Gegenwärtigkeit des Geistes, die alle Handlungen wie eine sanfte Musik begleitet und auch die wildesten, mit der ganzen Blindheit des Instinkts einstürmenden durch ihren Rythmus zähmt und erheitert. Allen andern Romantikern, Schleiermacher etwa ausgenommen, war er durch diese Kraft, sich selbst zu fassen

und zu lenken, überlegen; aber Schleiermacher, wenn man ihn überhaupt unter die Romantiker rechnen will, hatte weit weniger Sinnlichkeit und Phantasie zu bändigen. Auch Novalis hatte, wie Tieck und Wackenroder und die Schlegel und unzählige Dichter älterer und neuerer Zeit, die natürliche Abneigung gegen die Trockenheit eines Berufes; aber nicht nur aus Willfährigkeit gegen die Wünsche seines Vaters und Schillers Ermahnungen, sondern ebenso sehr aus gesundem Sinn, angeborenem Triebe zur Thätigkeit und der Einsicht, welchen Nutzen sein Charakter daraus schöpfen werde, widmete er sich der praktischen Laufbahn eines Bergbaubeamten. Gerade in der Art und Weise, wie er den Stoff, der ihm in den äußeren Lebensumständen, zunächst im Beruf, geboten wurde, benutzte, bewies er, daß der Mensch wirklich jener Magier ist, der sich seine Welt erschafft und Staub durch seine Berührung in Gold verwandeln kann. Es ist keine Kunst, sich, wenn man nur Sinn dafür hat, in schönen Dichtungen zu berauschen; aber in monotoner, direkt nur den Verstand oder praktische Fähigkeiten angehender Beschäftigung das allgemein Interessante und Fördernde herauszufinden, das zeigt inneren Reichthum und unendliche Entwickelungsfähigkeit an. Alles erniedrigt den Menschen, was er gezwungen thut, oder mit Worten von Novalis selbst: „Ein Mensch kann Alles dadurch adeln, seiner würdig machen, daß er es will.“ Mit dem Instinkt des Freigeborenen machte er sich alles, was er für nothwendig erkannte, lieb, so daß er aus freier Wahl zu thun schien, ja schließlich that, was anfangs seiner Neigung so fern gelegen hatte. Aus jedem Steine wußte er Feuer zu schlagen. Alles Einzelne wußte er an Allgemeines, alles Irdische an Himmlisches anzuknüpfen.

In der Regel pflegen phantasiebegabte, künstlerisch ver-

anlagte Menschen eine besondere Abneigung gegen die Mathematik zu haben, so daß sie gern völlige Untauglichkeit für dies Gebiet vorschützen und sogar stolz auf diese angebliche Lücke sind. Von dieser Einseitigkeit war Novalis weit entfernt, der in jeder Einzelwissenschaft den Grundriß zu einer allumfassenden Wissenschaft suchte, in jedem gesetzmäßigen Verlauf ein Gleichniß der Harmonie des Alls sah. Nicht nur, daß er mit Eifer Mathematik studirte, er poetisirte sie wie alles, womit er sich beschäftigte, durchdrang sie mit seiner lebendig warmen Seele; man lese nur seinen Hymnus an die Mathematik, wie man die Folge seiner Betrachtungen darüber nennen kann. Dieser Hymnus beginnt mit den Worten:

Die Mathematik ist echte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Produkte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch genialisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt Genie zu sein, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt.

Er steigert sich im Verlaufe so:

Das Leben der Götter ist Mathematik.

Alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein.

Reine Mathematik ist Religion.

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie.

Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte.

Daß er sich den Naturwissenschaften mit einer gewissen Leidenschaft ergab, setzt weniger in Erstaunen, da sie das Lieblingsstudium der Zeit waren, das auch die übrigen Romantiker mit mehr oder weniger Dilettantismus betrieben.

Heute wird man den Schwung, womit er hier von Hypothese zu Hypothese stürmte, vielleicht unwissenschaftlich nennen; jedenfalls genügten seine Kenntnisse den Gelehrten seiner Zeit, die seine Lehrer waren, erregten sogar nicht selten ihre Bewunderung. Am meisten ist aber das zu rühmen, daß er sich auch in der Verwaltung, in der praktischen Seite seines Berufes, hervorthat. Wie erstaunte der Kreisamtmann Just, der ihn in die Geschäfte einführen sollte, daß diese Geschäfte unter der ungeübten Hand des jungen Denkers so interessant, so lebendig wurden; daß der Gesichtskreis, innerhalb dessen er lebte, sich so unendlich erweitern ließ. Er gestand sich, daß sein Schüler ihn viel mehr und viel Wichtigeres lehren konnte, als er ihm zu geben im Stande war.

Er selbst definirte Philosophie als Heimweh, Trieb überall zu Hause zu sein. Als ein solcher Philosoph war Novalis geboren. Sein Hang, die Dinge in der Art zu betrachten, daß er sich von Ursache zu Ursache tastete und sich daran wie an einer Strickleiter in ihre Tiefen herabließ, macht den echten Philosophen. An der Außenseite eines Dinges haften zu bleiben, war ihm durchaus unmöglich; ein ätherischer Körper drängte sein Geist sich überall in das Innerste hinein. So war er Philosoph immer, in jedem Augenblick, mit allen Kräften, soviel wie er Mensch war, weswegen es ihm nicht hätte begegnen können, daß er eine Theorie verfochten und ihr im Leben zuwider gehandelt hätte. Seine Philosophie war wie seine Poesie sein Leben: erlernt im Leben und darin angewandt.

Sein größtes Erlebniß war der Verlauf seiner Liebe zu Sophie v. Kühn. „Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses;“ das hatte Novalis an sich selbst erfahren. Er hatte dieses dreizehnjährige Mädchen zum

Mittelpunkt seiner Welt gemacht, mit Bewußtsein und Absicht. Auf Alles, was die Erde Menschen bieten kann, hätte er mit herzlichem, ja muthwilligem Lächeln Verzicht gethan: diese war ihm nothwendig, der Mittler für die Gottheit, die er sonst nicht fassen, ohne die er nicht sein konnte. Es sind viele Nachrichten überliefert von der Frühreife und dem Zauber Sophien's, den sie ausgeübt habe; Novalis selbst hat ihre wechselnde Backfischseele, auf die er so stolz war, sorgfältig zerlegt und geschildert. Was hilft uns das, da nichts von Allem, nicht auch von hundert anderen Mädchen gesagt werden könnte? Möchte sie auch so oder so gewesen sein, wichtig ist nur, was sie ihm war, und das ist weit mehr in ihm als in ihr zu finden. Als sie krank wurde, ist es erstaunlich zu sehen, wie er ganz menschliche Verzweiflung und zugleich ganz Besonnenheit war; er war immer ebenso tief darin wie hoch darüber. Nicht nur daß sein Vertrauen in den melodischen Gang der Welt und instinktive Lebenszuversicht ihn davon zurückhielten, die Verwirklichung eines solchen Todesschmerzes, wie ihr Sterben ihm gewesen wäre, für möglich zu halten, er glaubte alles Ernstes durch die Kraft seines Willens, diese magische Kraft, die Welten aufbauen und vernichten, die Berge versetzen kann, es verhindern zu können. Er bedachte nicht, daß es ihr — unbewußter — Wille war, der sich dem Tode zuneigte. So erging die Prüfung über ihn, von der er nicht für möglich gehalten hatte, daß sie ihm zugemuthet würde: Sophie starb.

Bedenkt man, daß sie das Gestirn gewesen war, um das seine Welt sich bewegt hatte, muß man darauf gefaßt sein, daß eine so zarte, auch zu frühem Tode vorbestimmte Natur in sich zusammengebrochen wäre. „Es ist Abend um mich geworden", schrieb er drei Tage nach ihrem Tode, „während ich noch in das Morgenroth hineinsah." Daß

sein Leben mit ihrem Leben erloschen sei, stand ihm fest. Es lag aber eine solche Anmuth in seiner Natur, die durch und durch erfüllt war von dem schwebenden Element seines Geistes, daß er sich nie bis zur Bewußtlosigkeit unter dem Schicksal krümmte. Selbst wo er sich in's Herz und zu Tode getroffen fühlte, blieb sein Haupt frei und immer seiner mächtig. „Einsam wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, trostlos, nur ein Gedanke des Elends noch" gab er doch seinen Freunden niemals das Bild der Verzweiflung und Zerrüttung, sondern seine keusch erhaltene Klage ging sogleich über in ruhige Betrachtung der Bedeutung seines Schicksals. Denn in seinem wahrhaft frommen Gemüthe war der Glaube an eine himmlische Ordnung in jedem Leben nicht dauernd erschüttert. Am 19. März 1797 war Sophie gestorben, am 28. schrieb er an die Frau des Kreishauptmanns Just: „Gewiß hab ich zu sehr schwer an diesem Leben gehangen — und da ist freilich wohl ein gewaltsames Correctif nöthig" und noch einige Wochen später war es ihm klar geworden, daß ihr Tod ein himmlischer Zufall gewesen sei, ein wunderbar schicklicher Schritt. „Meine Liebe ist zur Flamme geworden", schrieb er, „die alles Irdische nachgerade verzehrt." Und weiter: „Meine Kräfte haben mehr zu als abgenommen — ich fühle es jetzt oft, wie schicklich es hat so kommen müssen. Zufrieden bin ich ganz — die Kraft, die über den Tod erhebt, habe ich ganz neu gewonnen. Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen — es keimt schon ein künftiges Dasein in mir." Sein die Consequenz über alles liebender Geist schöpfte Beruhigung daraus, daß er Folgerichtigkeit und Vernunft in seinem Schicksal erkannt zu haben glaubte, daß er es sich erklären konnte. Nach seiner Auffassung bezweckte ihr Verlust seine Läuterung und Loslösung vom Leben.

Man hat es für eine kindische Schwärmerei angesehen, die man nachsichtig entschuldigen müsse, daß er mit dem Tage ihres Todes eine besondere Zeitrechnung einführte und den Entschluß faßte, ihr nachzusterben. Das ist kurzsichtig oder oberflächlich geurtheilt. Kann man sich etwas Erhabeneres denken, als wenn ein Mensch seinem Geiste die Kraft zutraut, sich allmählich, aus freier Willkür, aus Sehnsucht nach dem Ueberirdischen vom jungen, genußfähigen Körper, von der geliebten Erde loszulösen? So innig erlebte er den Idealismus an sich, daß er sein Ich, das unsterbliche, zu dieser höchsten Freiheit und Unsterblichkeit zu erziehen sich getraute. Wie unendlich viel kühner, stolzer und menschlicher war dieser Plan als die rohe Abtödtung des Fleisches, durch welche mittelalterliche Heilige die Erde zu überwinden suchten. Weit entfernt war er ja die schöne Welt, auf der er sich ein so unerschöpfliches Glück gewünscht hatte, zu hassen. „Die Erde hatte ich so lieb", schrieb er wenige Tage nach Sophiens Tode an eine Freundin, „ich freute mich auf die lieben Scenen, die mir bevorstanden." Er liebte die Sonne, aber da die Nacht unvermeidlich dem Tage sich anschließt und Tod der Ausklang alles Lebens ist, entschloß er sich mit einem stolzen Aufschwung seiner Seele die Nacht und den Tod grenzenlos zu lieben, ähnlich wie er den gordischen Knoten des Welträthsels dem Bilde zu Sais gegenüber löst. „Und wenn kein Sterblicher, nach jener Inschrift dort, den Schleier hebt, so müssen wir Unsterbliche zu werden suchen." Unwürdig wäre es den Tod zu fliehen, unmöglich ihn zu verachten — außer wenn man mit heißester Anstrengung ihn an Leben anknüpfte, in Leben verwandelte. Als zum Ueberwinder des Todes betete Novalis fortan mit neuem Verständniß zu Christus; als die wesentlich todüberwindende Religion wurde ihm das Christenthum, in

dem er erzogen war, eine neue Errungenschaft. Was die Philosophie ihm sagte, daß das Ich unvergänglich sei, wie auch der Augenschein dagegen zeuge, das gab ihm nun der blinde, schreiende Schmerz um ein geliebtes Wesen als gedankenlose Ueberzeugung ein, daß sie nicht todt sein dürfe, nicht todt sein könne, diese junge Seele, deren Vollendung zu fördern die höchste Krone seiner Liebe gewesen war. Das Engagement war nicht für diese Welt gewesen, wie er sagte; nicht in dieser Form, nicht auf dieser Stätte hatte sie reifen sollen, und auch ihm, so glaubte er fest, sei es nicht beschieden. Seine Seele strebte mit müdem, sehnendem Flügelschlage nach der heiligen Küste, wo sie bei der Verlorenen ruhen könnte. Damals mag in ihm jenes wunderbare Lied entstanden sein mit den Versen:

Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schoß.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Fluth,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und sterbe die Nächte
In heiliger Gluth.

Höchst charakteristisch ist es nun, wie er seine innerliche und natürliche Ablösung vom Leben zu bewerkstelligen dachte, nämlich nicht etwa so, daß er sich völlig von den Menschen und ihren Vergnügungen zurückgehalten hätte. Ohne sie gerade aufzusuchen, vermied er doch seine Familie und seine Freunde nicht, zeigte sich immer heiter und mitgenießend, so aber wie etwa ein an fremde Küsten verschlagener Fremd=

ling die Sitten des Landes aus edler Gefälligkeit mitmacht, dessen Seele doch immer und immer in der geliebten Heimath verweilt. An Freunden, die ihm seine Trauer gerne leichter gemacht hätten, fehlte es ihm nicht.

Ein sonderbares Verhältniß bestand zwischen ihm und Friedrich Schlegel, einem seiner ältesten Freunde. Fast mit keinem andern war der geistige Verkehr so anregend und fruchtbar, mit keinem konnte er besser symphilosophiren. Ihre beiden Intellekte liebten es zusammen spazieren zu gehen und ihre Erlebnisse auszutauschen. Aber Friedrich, so fein, mächtig, umfassend er auch dachte, dachte nicht herzlich wie Novalis. Und Novalis' schlanke, geschmeidige, keusche Natur scheute manchmal vor Friedrichs schwerfälliger Ueppigkeit zurück. Es war wie wenn ein Erdgeist und ein Luftgeist miteinander verkehrten. Friedrich spürte den reinen, starken, beseelenden Hauch, der von Novalis ausging, und liebte ihn mit einer ganz kleinen und sehr rührenden Beimischung von Demuth; Novalis mochte wohl seine leichte Gestalt gern einmal an die untersetztere, irdischbreite des Freundes schmiegen. Jedenfalls vergaß er gewiß nicht, was er als 21jähriger an Friedrich geschrieben hatte: „Für mich bist du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch dich Himmel und Hölle kennen gelernt, durch dich vom Baume des Erkenntnisses gekostet."

Wilhelm empfand in Novalis etwas Fernes, Fremdes und Schönes, das er nicht ohne Ehrerbietung umwarb; und wie hätte Karoline diese harmonische Erscheinung nicht lieb haben sollen? Aber sie beide waren für ihn, was man vielleicht am kürzesten zu wenig romantisch nennen könnte. „Er sprach wie aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes heraus", sagt Steffens von Novalis, wo er in den Lebenserinnerungen seiner gedenkt. In diese heimliche Innenwelt,

wo er am liebsten weilte, konnten sie nicht mit. Sie liebten ihn, wie man den liebt, der aus einem fernen, geheimnißvollen Lande kommt, dessen Sprache einen seltsamen, nievernommenen Accent hat, der im Sprechen Bilder gebraucht, die einer Landschaft von unbekanntem, unerhörtem Reiz entnommen zu sein scheinen. Der liebste unter den Romantikern war ihm Tieck, der ihm an Klarheit des Geistes, Kraft und Ausdauer weit nachstand, seine zarte Empfindung aber auf's Innigste theilte. Sie lernten sich aber erst zwei Jahre später kennen.

Anfänglich mischte er sich nur aus Pflichtgefühl in die Gesellschaft der Uebrigen, riß er sich nur ungern von seinen Todesbetrachtungen los. Aber allmälig wirkte doch die Schwerkraft der Erde auf die leicht schreitende, zum Schwunge bereite Gestalt. Gerade weil das Unsichtbare mit dem Sichtbaren so enge, für uns unzertrennlich verbunden ist. Je tiefer man in die Erscheinungen eindringt, desto lieber werden sie. Wenn es auch die Wissenschaften waren, die ihn zunächst in ihren Kreis zogen, so war das doch auch mit Irdischem verknüpft. Gespräche darüber, besonders mit Friedrich Schlegel, brachten ihn in eine angeregtere Laune, als er für seine Lage möglich und schicklich gehalten hatte. Er glaubte deshalb sich geradezu vor dem Umgang mit diesem Freunde hüten zu müssen; denn Alles, was an Muthwillen, Scherz und elektrischem Feuer in ihm war, entlud sich, wenn er mit ihm in Berührung kam.

Mit einem leisen Bangen fühlte er sich unwiderstehlich vom Lebendigen angezogen. Dann versuchte er gewaltsam sich in Ueberirdisches zu versenken, an Sophiens Grabe sitzend sich ihr Wesen und Alles was sie ihm war recht greifbar und entzündend vor die flüchtige Seele zu führen. Und mit einem kindlichen Stolze, der rührend und doch

zugleich erhaben ist, zeichnete er auf, wenn es ihm gelungen war, die Flügel wieder auszubreiten und mächtig in die jenseitige Ferne des Nachthimmels einzudringen. Man könnte den Verlauf dieses Ringens eine umgekehrte Tragödie nennen: mit Furcht und Mitleid, aber doch mit Wonne erfüllt es zu sehen, wie das Leben, von dem der Entsagende im ersten Akte Abschied genommen hat, durch seine einfache Kraft und Schönheit ihn wieder in seine Mutterarme lockt und im letzten Akte den schamhaft Glühenden, Besiegten wieder an sein ewiges Herz drückt. Der Sieg wurde dem Leben nicht leicht, und nicht ohne sichtbare Erschütterung ging die Umkehr in seinem Busen vor. Denn er machte die entsetzliche und räthselhafte Erfahrung an sich, daß das wahrste, reinste und hingebendste Gefühl, wenn der Anblick des geliebten Gegenstandes die Flamme nicht nährt, erlöschen kann, daß das treumeinendste Herz der Untreue fähig ist. Man spürt das Wanken seines Herzens an dem Nachdruck, mit dem er sich vorhält, wie er durch sein freiwilliges Streben oder Resignation des Lebens der Welt die Möglichkeit der Treue über den Tod hinaus beweisen müsse. In höchster Angst ruft er die Formel aus: Christus und Sophie! Es war ihm ein Glaubenssatz gewesen, daß sie die Hälfte seines Wesens war, daß er dereinst den Bund mit ihr erneuern müsse, die durch die Weisheit ewiger Gesetze ihm jetzt von der Seite gerissen war. Hatte er sich doch vorgenommen, wenn er in der „alten längst bekannten Urwelt" sie wiederfinden würde, ihr zu erzählen: „Ich träumte von dir, ich hätte dich auf der Erde geliebt — du glichst dir auch in der irdischen Gestalt — du starbst — und da währte es noch ein ängstliches Weilchen, da folgte ich dir nach."

Aber es war ihm nicht möglich Schatten zu lieben. In Freiberg, wohin er sich nach dem Wunsche seines Vaters

begab, um an der Bergakademie zu lernen, verlobte er sich mit Julie v. Charpentier, die, wie es scheint, ihm Liebe entgegenbrachte und dadurch die seinige weckte. Steffens schildert sie als hochgebildet, schön, weich, mit einem wehmüthigen Ausdruck.

Ob er sie, wie gesagt wird, weniger leidenschaftlich liebte als Sophie, ist wohl schwer zu entscheiden, aber unwahrscheinlich; denn es war nicht seine Art, im Fühlen oder Handeln halb zu sein. Das freilich ist nicht zu bezweifeln, daß die Erinnerung an seine Liebe, die stärker als der Tod hatte sein sollen und es nicht gewesen war, zuweilen beengend sich auf die Freude seines neubelebten Herzens legte. Er gab auch, trotz Allem, das Verhältniß zu Sophie keineswegs auf. Seine Liebe war ihm Religion geworden. Seine Treulosigkeit, da er sich doch treu wußte und fühlte, seine Doppelliebe wurde das Problem, mit dem sich seine Gedanken immer beschäftigten. Er löste es in seinem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ in der Weise, daß Sophie und Julie nur in der Welt der Erscheinungen zwei sind, einst aber, im Lande der Erfüllung, wo alles Geschiedene sich vereinigt, als eine und dieselbe sich offenbaren. Er hätte an sich selbst verzweifeln müssen, wenn er sein früheres Gefühl, das so stark und echt in ihm gewesen war, aufgegeben hätte; deshalb suchte er es sich zu bewahren und mit dem neuen mystisch zu vereinigen. Jedenfalls sah er hoffend und liebend in die Zukunft und faßte sein Verhältniß grade so metaphysisch auf wie ehemals das mit Sophie, wie aus den Strophen an Julie zu sehen ist:

„Daß ich mit namenloser Freude
Gefährte deines Lebens bin
Und mich mit tiefgerührtem Sinn
Am Wunder deiner Bildung weide —

Daß wir auf's Innigste vermählt
Und ich der Deine, du die Meine,
Daß ich vor Allem nur die Eine
Und diese Eine mich gewählt,
Das danken wir dem süßen Wesen,
Das sich uns liebevoll erlesen."

Damals, als Novalis die Arme nach dem Tode ausstreckte, umfing ihn das Leben; nun er den höchsten Kranz des Lebens dicht über seinen Locken wähnte, stand der Tod neben seinem Bette. Er fürchtete ihn jetzt. Er hatte Stimmungen gehabt, in deren einer er den schwermüthigen Ausspruch gethan hatte: „Leben ist eine Krankheit, ein leidenschaftliches Thun." Aber es stammt doch auch der prächtige Vers von ihm:

„Ruh' ist Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Aber uns ist Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß."

Im Ganzen gehörte die Anhänglichkeit an das Leben mit zu seiner Frömmigkeit, da doch das Leben die einzige uns bekannte Form ist, in der wir uns entwickeln können. Und er war doch Künstler: Er lebte so gern im Lande der Sinne, wie er nach dem Bericht des Kreisamtmanns Just selbst sagte, wenn auch nicht in dem der Sinnlichkeit. Indessen zweifelte er doch nicht daran, daß, wie und wo immer es auch sein möge, jeder Mensch auch nach seinem körperlichen Tode dem Ziele seiner Vollkommenheit weiter nachstreben dürfe. Er glaubte, daß nichts geschehe, was nicht zu seinem Besten sei. Also wandte er, ein Sterbender, seine weichende Kraft dazu auf, gelassen und heiter zu sein und sich zu fügen. Er litt viel unter körperlichen Beängstigungen, und rührend ist es in seinem Tagebuch zu

lesen, wie er dieser Angst beizukommen, ihr Wesen zu ergründen und mit Einsicht und gutem Willen zu überwinden sucht. Daß man bis zum Aeußersten seine Pflicht zu thun habe, war ihm selbstverständlich; man könnte sagen, ein angeborenes Schicklichkeitsgefühl habe ihn verhindert, sich gehen zu lassen. Ueber das Verhältniß von Glück und Pflicht hat er einmal etwas Schönes gesagt; nämlich der sogenannte Eudämonismus sei ein eigentlicher Unsinn: „In der That ist es keinem nachdenkenden Menschen in den Sinn gekommen, ein so flüchtiges Wesen wie Glückseligkeit zum höchsten Zweck, gleichsam also zum ersten Träger des geistigen Universums zu machen. Ebenso könnte man sagen, daß die Weltkörper auf Aether und Licht ruhten. Wo ein fester Punkt ist, da sammelt sich Aether und Licht von selbst und beginnt seinen himmlischen Reigen; wo Pflicht und Tugend — Analoga jener festen Punkte — sind, da wird jenes flüchtige Wesen von selbst ein- und ausströmen und jene kalten Regionen mit belebender Atmosphäre umgeben.“

Ruhig richtete er sich für die Möglichkeit ein, daß der Wunsch seines Herzens sich erfülle und er demnächst Hochzeit mit Julien halten könne, zugleich aber auch für die andere, daß seine Krankheit es nicht gestatte; für welchen Fall er sich eine Reihe von Dingen vornahm, mit denen er sich beschäftigen, die er studiren wollte. Was ihm auch beschieden sei, er wollte es für seine Bildung nutzen. Sein schwarzes Geisterseherauge sah dem Lebensgange zu, den sein Genius ihm wählte, und beleuchtete den Weg mit sanft durchdringendem Licht. Ob es sich nicht doch mit Thränen füllte, als es erkannte, daß es der Weg des Todes war und nicht der der Liebe?

Apollo und Dionysos.

Die leise Besonnenheit des Apollo und
die göttliche Trunkenheit des Dionysos.
Friedr. Schlegel.

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Friedr. Schlegel.

Die Romantiker waren die Entdecker des Unbewußten. Indiensuchende Träumer, sandten sie ihre Seele aus nach dem uralten Wunderlande, von dem die Märchen der Vorzeit erzählten. Düfte, Blumen, die abgerissen im Wasser flossen, verkündeten den einsamen Schiffern oft die Nähe der blühenden Küste. Wie Kolumbus, wußten sie nicht, was sie gefunden hatten. Denn nicht das entfernte Mittelalter oder irgend ein wunderbares Traumland war es, sondern in ihnen selbst öffnete sich das unendliche Nachbarland ihres Geistes, die entgegengesetzte Scheibe des beseelten Planeten, wie einer von ihnen die verhüllte Hälfte des mit sich selbst unbekannten Menschen nennt, hatte sich ihnen zugewendet.

Im Jahre 1807 schrieb Ritter, nachdem er eine Somnambule beobachtet hatte, an Baader: „Eine Entdeckung von Wichtigkeit denke ich durch die eines passiven Bewußtseins, die des Unwillkürlichen, gemacht zu haben. Es wird durch Frage, Antwort erregt. . . . Hier neue Aufschlüsse in der Magie. Dann Theorie der Kraft der Phantasie. Alles Vorgestellte ist wirklich, eben deshalb aber hat es nur die Hälfte seiner Wirklichkeit, eine Halbwirklichkeit, für uns,

gerade wie schon jeder Dritte uns doch nicht so wirklich ist, als wir uns selbst. Ferner hier Theorie des Gewissens, indem aktives Bewußtsein sich von passivem nur dadurch unterscheidet, daß dort die Frage mit der Antwort, und hier die bloße Antwort zum Bewußtsein kommt. Alle unsre reinen Handlungen sind somnambulistisch, Antwort auf Frage; wir die Frager. Jeder trägt selbst seine Somnambule bei sich und ist selbst der Magnetiseur von ihr. — Fall wo die Frage die Antwort selbst erräth, oder eigentlich die bewußte Unwillkürlichkeit selbst. Gott im Herzen."

Von dieser empirischen Entdeckung eines passiven Bewußtseins, das von dem sonnenwachen Bewußtsein verschieden und nicht mit dem Gehirn, sondern mit dem sogenannten sympathischen Nervensystem verbunden sein sollte, wußten die jungen Führer der Romantik noch nichts. Immer pflegt der Erfahrung ein blinder Prophet der Wahrheit vorauszugehen. Uebrigens war das Gefühl, daß dem Menschen zwei Seelen in der Brust wohnen, kaum jemals unbekannt, und jeder kann Beobachtungen über ihr Verhalten zu einander anstellen. Im Leben des Kindes giebt es eine kurze Epoche, wo es sich nur als Objekt empfindet und von sich in der dritten Person redet; es ist zum Selbstbewußtsein noch nicht erwacht. Allmälig lösen sich die beiden Seelen von einander ab und trennen sich immer mehr — ebenso wie sich die Menschheit in eine männliche und eine weibliche Hälfte spaltet —, woraus die heißen Kämpfe der reifenden Jugend zu erklären sind, von denen nur wenige Menschen garnichts erfahren. Nun stellt die wache, sehende Seele Gesetze und Ideale auf, denen die schwerfällige blinde nicht folgen kann, oder umgekehrt, das überschwängliche Gefühl der blinden drängt zu Thaten, denen die berechnende sich widersetzt. Wenn die Jugend zu Ende geht, wird der

Zweikampf so oder so entschieden, häufiger durch Ueberwältigung der einen oder durch ein schwächliches Sichmiteinanderabfinden, als durch Versöhnung.

In der Völkergeschichte wiederholt sich derselbe Vorgang. Kein Kampf ist im Innern der Thiere, wo der blinde Instinkt noch unangezweifelt herrscht; abgesehen von gewissen Hausthieren, in denen unter dem Einflusse der Menschen die ersten Keime des Selbstbewußtseins sich entfalten mögen. Auch bei den kulturlosen Völkern kann die schwache Stimme der Einsicht noch nichts ausrichten gegen die ungebändigte Wildheit des Instinkts. Der reine, harmonische Mensch des goldenen Zeitalters hat nie gelebt; eine optische Täuschung der menschlichen Phantasie versetzte ihn, wie den persönlichen, bewußten Gott, die beide am Ende aller Geschichte stehen, an ihren Anfang. Allerdings lebten die Griechen, wie wenn uns ein Vorbild gesetzt sein sollte, nach dem wir strebend uns zu richten hätten; hier herrscht eine innere Uebereinstimmung wie die zwischen Oedipus und Antigone: die kindliche Führerin schmiegt sich in vertraulichem Gehorsam an den blinden, weiseren Vater. Das Christenthum war die erste Auflehnung gegen die Tyrannei des Triebes. Das Bersten der Erde und das Zerreißen des Vorhangs im Tempel waren die ersten Vorzeichen der beginnenden Seelenschlacht im Menschen.

Wie im Leben des Einzelnen Tage oder Jahre, wo er handelt und lebt, auf solche folgen, wo er sich auf sich selbst besinnt, wechseln auch die Zeiten in der Weltgeschichte mit einander ab; während das Innenbewußtsein ruht, steigen die großen Thaten gerüstet, entschlossen aus der Tiefe des Unbewußten empor. So lösten auch im Mittelalter innerliche und äußerliche Zeiten einander ab; aber die Innerlichkeit gab der ganzen Epoche ihren Charakter. Wie eine große

Revolution die neue Zeit eröffnete, ist sie durch eine andre, die französische beschlossen, während gleichzeitig die Romantik ein erneutes, erhöhtes Mittelalter heraufführte.

Es giebt keine interessantere und furchtbarere Zeit, als das frühe Mittelalter, wo der Mensch sich im Innern einem Dämon gegenübersah, der ihm sein eigenstes Reich streitig machte, den er fürchtete und haßte und dessen er sich doch nicht entledigen konnte, mit dem er wie mit einem Zwillingsleibe verwachsen war, und der doch ewig nach entgegengesetzter Richtung drängte. Er wußte sich eins und fühlte sich doch zwei, was einen wohl krank und wahnsinnig machen kann. Vergebens suchten die Priester die bösen Geister aus den Besessenen auszutreiben und durch Beschwörungsformeln bei der Taufe den Teufel aus dem neugeborenen Kinde zu bannen. Bald wähnte man in der edelsten Begierde des Menschen, der nach Erkenntniß, die fremde, feindselige Wirkung zu spüren; bald in den natürlichen Leidenschaften; unbändiger Frevel wechselte ab mit heldenmäßigen Opferthaten und weltüberwindender Entsagung. Durch die beständige, wenn auch feindselige Berührung mit dem Unbewußten wuchs das Bewußtsein mächtig; dem Antäus gleich, dem aus der mütterlichen Erde die Kraft einströmt.

Auf einer inneren Zweiheit beruht die Möglichkeit des Selbstbewußtseins überhaupt; je deutlicher sich jene ausprägt, desto schärfer kann auch dieses werden. Einige Aussprüche der Romantiker sollen zeigen, daß sie die Doppelerscheinung des Ich klar erkannten.

Novalis: Denn Niemand kennt sich, insofern er nur er selbst und nicht auch zugleich ein andrer ist.

Eine nicht synthetische Person ist eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ein Genius. Jede Person

ist der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Personen getheilt, doch auch eine zu sein.

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendenten Ich zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein.

Unser Denken ist also Zwiesprache und unser Empfinden Sympathie.

Jede Person, die aus Personen besteht, ist eine Person in zweiter Potenz oder ein Genius.

Friedr. Schlegel in der Lucinde: Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen. Dann will der Verstand den inneren Keim der Gottähnlichkeit entfalten, strebt immer mehr nach dem Ziele und ist so voll Ernst die Seele zu bilden, wie ein Künstler das eigene geliebte Werk. In den Mysterien der Bildung schaut der Geist das Spiel und die Gesetze der Willkür und des Lebens. Das Werk des Pygmalion bewegt sich, und den überraschten Künstler bewegt ein Schauer im Bewußtsein eigener Unsterblichkeit, und wie der Adler den Ganymedes reißt ihn die göttliche Hoffnung mit mächtigem Fittich zum Olymp.

Nicht mehr fremd und feindselig also stehen die Menschen ihrem Du gegenüber; seit sie sich ihm gewachsen fühlen und es besser erkennen, sehen sie die Möglichkeit einer Verständigung, ja das erste Schaudern liebender Neigung überläuft sie. Mit gutem Grunde spricht man hier von Liebe, da die Wesenshälften des Menschen sich wie die Hälften des Menschengeschlechts positiv und negativ, männlich und weiblich zu einander verhalten.

Daß das Erkennen das weibliche Prinzip sei, liegt in einer der ältesten Sagen des Menschengeschlechtes: Eva war es, die den verhängnißvollen Apfel pflückte. Allerdings

stellen eine Menge Frauen, vielleicht sogar die Mehrzahl, eher ein entgegengesetztes Prinzip dar. Diese vergegenwärtigen den Urtypus, in dem die Geschlechter noch unvermischt bei einander waren. Man kann ihn nicht androgyn nennen, da er nicht männlich und weiblich war, sondern weder das eine noch das andre, ein chaotisches Neutrum. Der Mann, das positive, thätige, schöpferische Prinzip riß sich zuerst los und eilte voran, die Frau folgt ihm zwar langsam nach, aber sie vertritt das höhere, wenn auch ohne ihn ohnmächtige Prinzip. Thatsächlich indessen verewigen viele Frauen noch den Urtypus in seiner schwerfälligen, mütterlichen Trägheit. Erst in neuerer Zeit wird die Differenzirung des Männlichen und Weiblichen immer schärfer und bildet sich der rein weibliche Typus heraus. Auch stellen die modernen Schriftstellerinnen den Mann mit Vorliebe als den gutartigen, etwas rohen und etwas tolpatschigen Bären hin, der mit schwerer Tatze nach der feinen, neckischen Frauen-Libelle greift, die ihn umschwirrt. Je stärker die Differenzirung sich ausprägt, desto heftiger wird die Anziehung zwischen den Geschlechtern: der physiologische Grund, warum die Liebe in den neueren Zeiten eine so viel größere Rolle spielt als im Alterthum. Es ist anzunehmen, daß die Liebe ihren Charakter wieder ändern wird, wenn einst ein dem Urtypus analoger Mensch entsteht, in dem sich Männliches und Weibliches vereinigt, ohne in einander unterzugehen.

Dieser Umstand also, daß es zwei Frauentypen giebt und ferner, daß es weibliche Männer und männliche Frauen giebt, je nachdem welches Prinzip gerade stärker entwickelt werden soll, sind die Ursache, daß die Frau von den Männern meistens als Vertreterin des Unbewußten hingestellt wird, während doch gleichzeitig die weibliche Neugier, Eitelkeit,

Gefallsucht, Frühreife, Schlauheit, Bosheit, Bewußtheit in Aller Munde ist. Daß die Neugier, das Wissenwollen, weibliches Erbteil ist, ist allbekannt. In der Sprache der Romantiker könnte man sagen: die Frau ist eine Potenzirung des Mannes, ist der romantisirte Mann, das heißt der bewußtwerdende. Diesen Sinn wird man in folgenden Aussprüchen von Novalis über die Frau finden:

Die Holzkohle und der Diamant sind ein Stoff — und doch wie verschieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derselbe Fall sein? Wir sind Thonerde und die Frauen sind Weltaugen und Saphire, die ebenfalls aus Thonerde bestehen.

Das Beiwesen des Mannes ist das Hauptwesen der Frau.

Ungeheuere Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt. Ihr feiner Bemerkungsgeist. Alle Weiber haben das, was Schlegel an der schönen Seele tadelt. Sie sind vollendeter als wir. Freier, aber gewöhnlich sind wir besser. Sie erkennen besser als wir. Ihre Natur scheint unsre Kunst, unsre Natur ihre Kunst zu sein. Sie sind geborene Künstlerinnen.

Alles fordert von der Frau unbedingte Liebe zum ersten besten Gegenstande. Welch hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbstschöpfungskraft ihres Geistes setzt das nicht voraus.

Alles dies und das Goethe'sche Wort, daß das Ewig-Weibliche uns hinanziehe, steht mit dem Mythos, daß das Weib den Sündenfall veranlaßt habe, nur scheinbar im Widerspruch. Man ist leicht geneigt, die Natur um ihre Sicherheit und Unschuld zu beneiden; die sorglose Lebenswonne der Thiere, ihre körperliche Unbefangenheit, Kraft und Bestimmtheit erscheint uns vorzüglicher als unser zusammengesetztes Wesen, und wir bedauern es, wenn der

kindliche Frohsinn wilder Völkerschaften bei Berührung mit der Kultur in Angst, Unsicherheit und Sorge untergeht. Und doch können die Thiere nicht lachen; ein Zug großartiger Traurigkeit ist in ihren Gesichtern, da wo von Gesicht und Gesichtsausdruck überhaupt die Rede sein kann. Die Angst der Kreatur sieht aus ihren flehenden Augen. Ebenso erkennt man an den vollen, schweren, gesenkten Lippen, an einer beständigen unwillkürlichen Schwermuth des Auges den Sklaven-Menschen, der noch an der Kette des Instinktes liegt. Daß jedes Geschöpf zur Freiheit geboren und von edler Art ist, beweist die unbewußte Trauer über die Schmach der Unterthänigkeit. Selbst die wundervollen griechischen Götter- und Heldengestalten, ob sie uns nun in der Plastik oder in der Poesie begegnen, haben bei all ihrer Pracht eine stolze, verhaltene Schwermuth in den Zügen, als wären sie vom Geschlechte des Tantalus und trügen das eherne Band um die Stirn, das verdunkelt und fesselt; die verhältnißmäßig niedrige Stirn in dem formschönen, kraftvollen Antlitz ist der sichtbare Ausdruck davon. Und die Fröhlichkeit des Naturmenschen ist keine andre als die des Kindes, die jeden Augenblick grundlos in die äußerste Trübseligkeit umschlagen kann. Häufiger Genuß von Berauschungsmitteln muß ihm den dumpfen Druck des Lebenmüssens erträglich machen: der Rausch giebt ihm die Flügel, die der Geist ihm noch nicht geben kann.

Nur Bewußtheit verleiht echte, dauernde Heiterkeit. Was ist dem Kinde sein Glück, um das wir es beneiden; dem Schmetterling, dem Schläfer, dem Todten? Die Schlange hatte Recht mit ihrer Verheißung: eritis sicut deus scientes bonum et malum. Die griechische Mythe erzählt, daß Zeus den Menschen das Licht habe vorenthalten wollen, damit sie nicht den Göttern gleich würden, und wie wirklich das

Licht Bringer der Kultur wurde. Ebenso wie Psyche, deren Sünde wie Eva's im Sehen-, das heißt Wissenwollen bestand, nach vielen erduldeten Qualen an der Hand des Geliebten als Göttin in den Olymp eingeht. Tiefsinniger, wenn auch nicht so abgeschlossen und vollendet, ist die biblische Darstellung. Wir sehen da, wie die Erkenntniß das bisher verantwortungsfreie Geschöpf zunächst in Schuld verstrickt. „Ohne das Gesetz war die Sünde todt", sagt Paulus. Wir ahnen den Riesenkampf, den der werdende Geist gegen die Natur wird kämpfen müssen, bis er ihr gleich und frei von ihr geworden ist. Wir vernehmen, daß das durch einen Menschen verlorene Paradies durch einen Menschen wiedergewonnen wird. Neben der tiefsten Herabwürdigung des Weibes in Eva steht, nach einem gelegentlichen Worte Baader's, ihre höchste Verherrlichung in Maria. Im Märchen ist es die Prinzessin, die den durch eine Hexe in einen Fisch oder Bären verwandelten Prinzen durch einen freiwilligen Liebeskuß erlöst.

Die Romantiker hatten das Verdienst einzusehen, daß die Erkenntniß, die die Einheit der Natur zerstörte, dennoch ihr Heil und das Mittel zu einer Wiedervereinigung auf höherer Stufe ist. Das bedeutet wohl die flüchtige Notiz von Novalis: „Adam und Eva. Was durch eine Revolution bewirkt wurde, muß durch eine Revolution aufgehoben werden (Apfelbiß)."

In einer dramatischen Dichtung Tieck's begegnet Zerbino dem Lieblingshelden der Romantik, Shakespeare. Auf seine Frage, was man auf Erden von ihm sage, antwortet Zerbino:

„Nun, man hält dich für einen wilden, erhabenen Geist, der bloß die Natur studirt hat, sich ganz seiner Furie und Begeisterung überläßt und nun darauf los dichtet, was es

giebt, gut und schlecht, erhaben und gemein durch einander."
Worauf Shakespeare antwortet:

„Grüße deine Bekannten von mir und sag ihnen, daß sie sich irren. Verkündige ihnen, daß die Kunst immer meine Göttin war, die ich anbete."

Es war die Entgegnung des Romantikers auf die Lehre der Geniezeit, daß die Poesie eine Blume sei, die sich nur des Nachts erschließe und dufte. Nachdem eben die Einsicht gewonnen war, daß nicht die Gelehrten, sondern das Volk die schönsten Dichtungen hervorgebracht hatte, fing man an, die Produkte eines gebildeten und unterrichteten Menschen mit Mißtrauen zu betrachten. Nicht denken, nicht lernen, damit die Unschuld des Instinkts nicht zersetzt werde. Diesem kleinmüthigen Pessimismus, der dem Kulturmenschen nur die Wahl lassen wollte, entweder sein stolzes Erbe der Jahrhunderte oder die Kraft der Kunst aufzuopfern, schleuderte Novalis mit revolutionärem Uebermuth die Frage zu: Kann man Genie lernen? um sie zu bejahen.

„Kann man Genie sein und werden wollen? So mit dem Witz, dem Glauben, der Religion u. s. w. Es hat in Beziehung auf das Genie bisher beinahe das Prädestinationssystem geherrscht. Die zum Theil wahre Beobachtung liegt zu Grunde, daß der Wille Anfangs ungeschickt wirkt und das Naturspiel stört — Affektation — und einen unangenehmen Eindruck macht — im Anfang durch Theilung der Kraft — bei der Aufmerksamkeit — sich selbst untergräbt und aus mangelhaftem Reiz und mangelhafter Capacität das nicht zu leisten vermag, was er dunkel, instinktartig beabsichtigt."

Der vormalige lächerliche Aberglauben, Gelehrsamkeit könne Genie ersetzen, verwandelte sich in den frohen Glauben, daß Wissen dem Genie förderlich sei, an die Möglichkeit

eines unendlichen Fortschritts in der Kunst. „Glaubt ihr nicht“, läßt Tieck seinen Dürer sagen, „daß es den künftigen Zeiten möglich sein wird, Sachen darzustellen und Geschichten und Erfindungen auszudrücken, auf eine Art, von der wir jetzt nicht einmal eine Vorstellung haben?“

Gern sprachen die Romantiker von der absichtsvollen Weisheit des Dante, Cervantes und Shakespeare, die Friedrich Schlegel den Dreiklang der romantischen Poesie nannte. An Goethe's Meister hob er hauptsächlich hervor „die geheimen Absichten, die er im Stillen verfolgte, und deren wir beim Genius, dessen Instinkt zu Willkür geworden ist, nie zu viel voraussetzen können.“

Unter den bildenden Künstlern war ein Liebling der Romantiker Leonardo da Vinci mit seiner überschauenden Intelligenz, mit seiner gewaltigen Phantasie, die sich dennoch unter die Leitung des grübelnden Kopfes beugte. „Uebrigens ist man bei Leonardo nicht in Gefahr, einen zu tiefen Sinn in seine Werke zu legen. Er dachte sich gewiß immer noch viel mehr, als er auszuführen im Stande war. Diese Ueberlegenheit des Verstandes über das ausübende Vermögen giebt er selbst als Kennzeichen des echten Künstlers an. Er hätte einer immer erneuten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für seine Gedanken, der Tod riß ihren labyrinthischen Faden ab. Bei ihm hielt das Streben nach Wahrheit mit dem Kunsttrieb nicht nur gleichen Schritt: beides hatte sich gegenseitig durchdrungen und war eins geworden. Sein Forschungsgeist war durchaus romantisch, bizarr und mit Poesie tingirt, und er verfolgte hinwieder die Forderungen der Kunst mit der Strenge der Wissenschaft oder der Pflicht.“

Diese Stelle kommt in dem Gespräche Wilhelm's und Karoline's über die Gemälde vor, das sie für das Athenäum

schrieben; vielleicht hatten sie die Anregung zu dieser Auffassung Leonardo's aus Wackenroder's Herzensergießungen geschöpft, wo der Klosterbruder mit anbetendem Staunen vor dem ungeheuren Manne steht, der zugleich schaffen konnte und denken, was er schaffte. Diesem klaren Geiste stellt Wackenroder den phantastischen Maler Piero di Cosimo gegenüber und beschließt seine Betrachtungen mit den ahnungsvollen Worten:

„Das Kunstgenie soll, wie ich meine, nur ein brauchbares Werkzeug sein, die ganze Natur in sich zu empfangen, und, mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wiederzugebären. Ist er aber aus innerem Instinkte und aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft ewig für sich in unruhiger Arbeit, so ist er nicht immer ein geschicktes Werkzeug, vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk der Schöpfung nennen."

Man irrt sich, wenn man annimmt, es sei den Romantikern nur in unklarer Verworrenheit wohl gewesen; auf die sogenannten älteren wenigstens trifft das durchaus nicht zu. Novalis nennt es im Gegentheil Folge einer krankhaften Constitution, Einseitigkeit, daß das Genie bisher meistens ohne sein Wissen wirkte; der Mangel an Bewußtsein sei schuld, daß es immer nur glückliche Augenblicke hatte. „Das erste Genie, das sich selbst durchdrang", sagt er, „fand hier den typischen Keim einer unendlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigste der Weltgeschichte sein mußte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menschheit." Das Wort „Mehr Licht", das Goethe nicht gesprochen haben soll, war doch jedenfalls wie aus seinem, so auch aus dem Geiste seiner Jünger gesprochen. Es ist bezeichnend, daß Novalis einen Traktat vom Lichte zu schreiben beabsichtigte. „Licht ist Symbol

der echten Besonnenheit", sagt er einmal. „Also ist Licht, der Analogie nach, Aktion der Selbstberührung der Materie. Der Tag ist also das Bewußtsein des Wandelsternes, und während die Sonne wie ein Gott in ewiger Selbstthätigkeit die Mitte beseelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das eine Auge zu und erquickt in kühlem Schlafe sich zu neuem Leben und Anschauen. Also auch hier Religion. Denn ist das Leben der Planeten etwas Andres als Sonnendienst?"

Schelling sah im Licht und in der Schwere die Urdualität der Natur; wenn man also „den Zauberstab der Analogie" gebraucht, müßte man, wie dem Licht das Bewußtsein, der Schwere den dunkeln Trieb, das Unbewußte gleichsetzen. Empfindet man nicht auch eine Leidenschaft, der man trotz allen Ringens nicht Herr werden kann, als Schwere in sich? Im Gegensatze zu den Sturm= und Drang-Menschen, die mit Vorliebe in der Gewitterschwüle der Leidenschaft athmeten und nur in ihren krampfhaften Aeußerungen Kraft sahen, feierten die Romantiker den elastischen Geist, der die unbändige Wildheit der Triebe gebändigt hat und lenkt.

„Der Adel des Ich besteht in freier Erhebung über sich selbst — Laster ist eine ewig steigende Qual, Abhängigkeit vom Unwillkürlichen, Tugend ein ewig steigender Genuß, Unabhängigkeit vom Zufälligen."

Die geschmeidige Jünglingskraft des Novalis'schen Geistes ist in diesen Worten nicht zu verkennen; ein Geist, der wie David, furchtlos und fromm, ein künftiger König, den Riesen herausfordert. Es gab eine Zeit, wo man die gothischen Kathedralen, die mit einer Art von Raserei allen Naturgesetzen trotzen zu wollen schienen, barbarisch fand und Nichts gelten ließ als den kindlich an Hain und Wald geschmiegten griechischen Tempel. Aber die Romantiker ver-

standen den schaurigen Trotz, mit dem der mittelalterliche Geist, die Schwerkraft des Gesteins im Riesenanlauf überwindend, leicht und mächtig, titanenhaft gegen den Himmel anstürmt; ihr reizbares Ohr vernahm den steinernen Triumphschrei, die kolossale Herausforderung des Menschen an den alten Naturgott. Wie Goethe früher gethan hatte, verherrlichte Tieck den Straßburger Münster in seinem Sternbald: „Es ist zum Entsetzen, daß der Mensch aus Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervorholt und nicht rastet und ruht, bis er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Felsenmassen hingestellt hat, der sich ewig, ewig ergießt und wie mit der Stimme des Donners Anbetung vor uns selbst in unser sterbliches Leben hineinpredigt."

Das Selbstbewußtsein des Menschen reckt sich, die Löwennatur zu zähmen. Sieg über die Schwere ist seine Losung. Es ist kein Wunder, daß die Erfindung der Flugmaschine eines der Lieblingsprobleme der modernen Menschheit ist; eins von den vielen Beispielen moderner Phantastik, in der sich trockene Wissenschaft und Technik mit schwärmerischer Einbildungskraft mischen. Trieb in Kunst zu verwandeln, das Unbewußte in Wissen, war das Studium der Romantiker. Man könnte aus ihren Werken die interessantesten Zusammenstellungen darüber machen. Während Novalis tiefsinnige Andeutungen über die Kunst des Essens macht, lehrt Tieck, daß jede Tischunterhaltung ein Kunstwerk sein sollte, „das auf gehörige Art das Mahl accompagnirte und in richtigen Generalbaß mit ihm gesetzt würde." Die Unterhaltung der Freunde im Phantasus, die wie Blumengewinde die verschiedenen Märchen und Erzählungen umrahmen und verknüpfen, bestehen hauptsächlich in Versuchen, sich über Instinkte klar zu werden und die unwillkürlichen Gefühle zu ergründen; wodurch dieses handlungslose Selbstgespräch so

unerschöpflich und anziehend wird. Da wird über die „Tiefe und Innigkeit“ des Geschmackes gesprochen, der Farbensinn behandelt: „Wie wundersam, sich nur in eine Farbe als bloße Farbe recht zu vertiefen. Wie kommt es denn, daß das helle ferne Blau des Himmels unsre Sehnsucht erweckt, und des Abends Purpurroth uns rührt, ein helles goldenes Gelb uns trösten und beruhigen kann, und woher nur dieses unermüdete Entzücken an frischem Grün, an dem sich der Durst des Auges nie satt trinken mag?“ Immer näher und näher schleicht der Dichter dem Abgrund des Unbewußten, eine schaurige Lust des Schwindels lockt ihn, sich ganz über den schwarzen Schlund zu beugen und den in Nebel wallenden Geburten und Gestalten zuzusehen, bis ihn ein unnennbares Gefühl von Angst aufschreckt und zurücktreibt. Das sieht man vor sich, wenn man ihn in seinen Schriften beobachtet. „Die Kunst hat diese Geheimnisse wohl unter ihren vielfarbigen Mantel genommen“, sagt er im Phantasus; „daher die wilde Verzweiflung in der Lust mancher bacchantischer Dichter. — So wollten wild schwärmende Corybanten und Priesterinnen ein Unbekanntes in Raserei entdecken, und alle Lust, die über die Grenze schweift, nippt von dem Kelch der Ambrosia, um Angst und Wuth mit der Freude laut tobend zu verwirren. Auch der Dichter wird noch einmal erscheinen, der dem Grausen und der wilden Sehnsucht mehr die Zungen löst.“ Mit unmüdlicher Rüstigkeit und Frische bekämpft Baader den Jacobischen empfindsamen Satz, daß Denken dem Fühlen schade. Wenn Jacobi sagt: Der Gott, der gewußt werden könnte, wäre gar kein Gott, entgegnet Baader: der Gott, der ohne Gott gewußt werden könnte, wäre keiner; er erinnert daran, daß Christus nicht gesagt hat: ihr werdet die Wahrheit fühlen oder ahnen, sondern:

ihr werdet sie erkennen. Er versucht eine Wissenschaft der Liebe zu begründen und unterscheidet die freie Zuneigung — Liebe — die vom Erkennen ausgeht, von der Leidenschaft, die, von einem Nichtgedachten ausgehend, ein unfreies Bewegtsein ist: „der Mensch weiß in diesem seinem blinden (finstern) Getriebensein nicht eigentlich, was er will und thut, und seine Bewegung ist insofern keine lebendige, weil sie nicht von seinem Innersten ausgeht.“ Ganz ähnlich sagt Novalis: „Neigungen sind materiellen Ursprungs; Anziehungs- und Abstoßungskräfte sind hier wirksam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menscheu, und man kann von leidenschaftlichen Menschen im eigentlichsten Sinne sagen, daß sie fallen.“ An Schlegel's Lucinde ist die Wachsamkeit und stete Gegenwärtigkeit des Dichters das Merkwürdigste, die ihm inmitten des Sinnenrausches ermöglicht, „mit kühler Besonnenheit auf jeden leisen Zug der Freude zu lauschen.“

Wie die Liebe soll auch die Religion ein freies Geschöpf des Bewußtseins werden, und in Goethe's Bekenntnissen einer schönen Seele findet Schlegel diesen Grundsatz künstlerisch dargestellt. „Daß auch die Religion hier als angeborene Liebhaberei dargestellt wird, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise jede Kunst vollendet, stimmt vollkommen zu dem künstlerischen Genusse des Ganzen und es wird dadurch, wie an dem auffallendsten Beispiele gezeigt, daß er Alles so behandeln oder behandelt wissen möchte.“ Daß der ganze Meister eigentlich nicht sowohl die Kunst behandelt als „die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben“, hatte Friedrich Schlegel bewiesen und gerühmt. Sittlichkeit definirt Novalis als die Kunst, unter den Motiven zu Handlungen einer sittlichen Idee, einer Kunstidee a priori gemäß zu wählen und die Masse innerer und

äußerer Handlungen zu einem idealischen Ganzen zu ordnen. „Nicht nur Mensch werden, ist eine Kunst“, hat er gesagt, sondern dieser unerschrockenste und zugleich feinste der romantischen Denker spricht sogar von einer Kunstlehre der Unsterblichkeit.

Die ersten Romantiker haben denn auch unermüdlich gelernt und das Erlernte denkend zum Besitz ihres Bewußtseins zu machen gesucht, ja sie alle waren zugleich Kritiker der Kunst, die sie ausübten. Niemals glaubten sie, wie die modernen Künstler zu thun pflegen, sie würden die glückliche Kraft der Gesundheit des dunklen Instinktes dadurch wiederfinden, daß sie sich in's Dunkel der Unwissenheit versteckten. Hierin wie überhaupt war Herder ein Vorläufer der Romantik, der die Poesie Kultur zum Schönen nennt, die Bekanntschaft der neuen Poesie mit der Wissenschaft freudig begrüßt, weil sie dadurch an dem Fortschritt und Wachsthum des menschlichen Geistes theilnehmen werde, der zur besonnenen Nachahmung andrer Völker auffordert und als die Muse des bewunderten Briten die Reflexion bezeichnet. Es ist bekannt, wie Goethe beinahe pedantisch seine Kenntnisse zu erweitern und Ordnung in dem, was er wußte, zu halten suchte, wie er sogar nach Mustern oder Ideen, ja zuweilen um Exempel zu statuiren, dichtete.

Das aber haben Schiller und viele Andre auch gethan, und zwar gerade solche, deren ärgste Feinde die Romantiker waren. Wenn das Wissen und Bewußtwerden allein den Romantiker machte, wie wäre es möglich, daß sie mit gutem Gewissen den großen Krieg gegen die Aufklärung hätten führen können, daß jeder beim Worte Romantik an den geheimnißvollen lauschigen Wald des Märchens und der Sage denkt, in den sie die Menschen wieder eingeführt haben; daß in ihrem Gefolge der Zauber, die Magie, das

Räthsel, die Sehnsucht — alle die verschleierten Gestalten des Unbewußten erscheinen? Das ist eben, was man niemals vergessen darf, daß das Bewußtsein des Romantikers mit dem Gehalte des Unbewußten erfüllt ist; das Thor, das die beiden Reiche trennte, ist nicht mehr geschlossen, sondern nur angelehnt, und langsam strömt das Licht von der einen Seite in die wallende Finsterniß, lösen sich von der andern Seite die dunklen Bildungen im Lichte auf. Baader führt einmal folgende Stelle aus einem alten Schriftsteller an: „Dieweil Studiren und Lernen eine Erweckung ist des, das in mir ist, nämlich, daß ich erkenne und gewahr werde des, das in mir ist und in allen Menschen verborgen liegt, denn das Himmlische und Irdische liegt in mir verborgen. Dannenhero auch die Platonici gesagt: discere esse reminisci." Mit solchem Sicherinnern und Sichbesinnen war alles Lernen der Romantiker verbunden. Der unbewußte Mensch wird sich seines instinktiven Lebens nur dadurch bewußt, daß es wirkt; in ungestörter Stille reifen seine Gefühle heran, bis sie auf einmal als Handlungen an's Licht treten; sein Denken ist weißes Licht, erst durch das Prisma des Bewußtseins wird es in die Regenbogenfarben zerlegt. Dem bewußten Menschen, der seine Gefühle im Lichte zersetzt, fehlt leider oft die Formel, sie wieder ganz und lebendig zu machen, so daß man sagen kann: Der unbewußte Mensch hat die Gefühle, aber kennt sie nicht, der bewußte kennt sie zwar, aber hat sie nicht, der harmonische Zukunftsmensch hat und kennt sie.

Man kann sich den Verkehr zwischen den beiden Welten etwa so vorstellen, als gäbe es eine Klappe, die die obere von der unteren trennte. Bei dem gemeinen Durchschnittsmenschen öffnet sich diese Klappe niemals von selbst, außer vielleicht im Traume. Es kann auch bei diesen Vieles und Großes

sich unterirdisch entwickeln, aber es tritt nicht in's Bewußtsein, sondern setzt sich in Arbeit um. Es sind die einfachen, handelnden Menschen, die Arbeitsthiere, aber auch solche, die im Stande sind, heroische Thaten zu thun. Man könnte diesen den Bauern- oder den Römer-Typus nennen, oder einfach den männlichen. Als Nacht-Menschen könnte man sie bezeichnen, insofern sie unbewußt handeln, als Tag-Menschen, insofern ihr Bewußtsein der äußeren Welt nie durch Nebel aus dem Innern gestört wird; wenn man nicht unter Tag-Menschen diejenigen verstehen will, denen das Unterirdische überhaupt fehlt und die in Folge dessen in diese Betrachtung nicht gehören.

Nun kommen die Menschen, bei denen die Klappe immer offen steht, oder eine Spalte ist darin. Es ist gerade, wie wenn ein Riß in einer Dampfmaschine wäre, die nicht arbeiten kann, weil der Dampf entweicht und keinen Druck mehr ausübt. Denn weil die Triebe, ehe sie sich ansammeln und bilden, in's Bewußtsein eintreten, können sie sich nicht in Handlung umsetzen und nach außen wirken. Dies ist der weibliche oder artistische Typus. Diese Menschen sind nicht groß durch ihre Handlungen, kaum giebt es überhaupt eine Außenwelt für sie, die ganz durch die unentdeckte Innenwelt in Anspruch genommen sind. Vorzüglich Musiker gehören hierher, Dichter, Schauspieler, alle Arten von Künstlernaturen und Talenten, nur nicht die ganz Großen, die das Bleibende schaffen. Auch Schwärmer, Idealisten und Kritiker, die Alles besser wissen, aber Nichts besser machen können, sind unter diesen. Man kann sie auch Uebergangs- oder Dämmerungsmenschen nennen.

Der dritte Haupttypus ist der die beiden früheren vereinigende, der mannweibliche. Diesen Typus trägt das Genie. Hier ist die Verbindung zwischen den beiden Welten

durch eine Feder geregelt. Ungestört geht die Entwickelung der Kräfte im Unterirdischen vor sich. Sind sie aber reif, so heben sie die Klappe und betreten das Lichtreich. Sie können sowohl nach außen wie nach innen wirken. Diese Menschen müssen sich nicht selbst zerstören, um sich selbst zu kennen. Sie brauchen nicht deshalb, weil sie wissen, auf das Handeln und Schaffen zu verzichten. Sie können zuweilen mit den Menschen der ersten Klasse verwechselt werden, wie denn das Genie auch oft aus primitiven Kreisen hervorgeht. Sie können einfach, ja unbedeutend erscheinen, und es kann das Ansehen haben, als brächten sie das Große, was sie leisten, nur zufällig hervor.

Für jeden Menschen ist das Sichöffnen der Klappe — wenn ich bei dem elementaren Bilde bleiben darf — etwas Erwünschtes, das er herbeizuführen strebt: Rausch im weitesten Sinne, die höchsten Momente des Lebens. Es ist das Auflösen des Festen und Schweren im Menschen, weswegen auch die Berauschten, Begeisterten sich so leicht fühlen, als flögen sie. Man könnte es auch Bewußtwerden oder Romantisiren nennen. Eine alte chemische Regel heißt: corpora non agunt nisi soluta; die Alchymisten gingen deshalb darauf aus, eine Substanz zu finden, die jeden Körper löste: Alkahest nannten sie dies hypothetische Mittel. Auch der Mensch wirkt nur, wenn das Unbewußte in ihm sich löst, so daß er handelt nach außen oder nach innen. Seine Lösungsmittel sind vor allem Jugend, Liebe und Wein — die Griechen nannten Dionysos den Lösenden — kurz Wärme. Die südlichen Völker gebrauchen weniger Wein als die nördlichen, weil die Klappe sich mit Leichtigkeit, fast allzuleicht, von selbst öffnet. Diese und die Dämmerungsmenschen, bei denen die Klappe immer offen steht oder einen Riß hat — solche giebt es mehr im Norden — sind die

Immerberauschten; ein Alkahest, das noch dazu kommt, wirft sie ganz über den Haufen. In seinem Sternbald läßt Tieck den Lukas v. Leyden, den er als schlichten, unermüdlich thätigen, mehr schaffenden als denkenden Mann schildert, am liebsten nach Tische arbeiten, wenn er vom Wein erhitzt ist; während der sinnige, phantasievolle Dürer sagt, daß er im Gegentheil nur nüchtern malen könne: „denn mir steigt der Wein in den Kopf und verdunkelt mir den Gedanken." Kunstgenuß wirkt nicht auf Alle lösend. Je geistiger das Alkahest ist, dessen der Mensch bedarf, um sich selbst zu genießen, desto höher steht er. Einst wird es ganz überflüssig werden: dann leben die Zukunftsmenschen, von denen Novalis sagt, daß sie immer zugleich wachen und schlafen werden.

Die meisten Romantiker waren weiblicher Art, Dämmerungsmenschen, aber sie strebten nach Harmonie. Selbst oft einseitig, ließen sie doch nie die Einheit und Ganzheit aus den Augen; in ihr Gebet an die Sonne klingt die berühmte Heraufbeschwörung der mondbeglänzten Zaubernacht wie eine harmonische Begleitung einstimmiger Melodie hinein.

Insofern als das wachsende Selbstbewußtsein beständig mit Fragmenten, mit in der Entwicklung unterbrochenen Organismen zu thun hat, bringt es krankhafte, verzerrte Erscheinungen hervor. Die romantische Literatur ist reich daran. Friedrich Schlegel sagt sogar geradezu, Jean Paul stehe so hoch über Sterne, als er krankhafter sei als dieser. Aber ihr Interesse am Krankhaften war nicht etwa blasirter Ueberdruß am Einfachen und Schönen oder überreizte Sucht nach dem noch nie Dagewesenen, sondern die Einsicht in das Wesen des Krankhaften als Symptom der beginnenden Entwicklung, als ein nothwendiges Uebergangsstadium, das mit Freuden begrüßt werden muß, weil es beweist, daß der

Kampf, ohne den der Sieg nicht sein kann, nun doch im Gange ist. Ich will einige darauf bezügliche Bemerkungen von Novalis anführen:

„Krankheit gehört zur Individualisirung. Es gilt hier, wie auch bei den menschlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt."

„Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Pflanzen und Thieren aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. Alle Krankheiten gleichen der Sünde darin, daß sie Transcendenzen sind. Unsre Krankheiten sind alle Phänoneme einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will."

„Je mehr der Mensch seinen Sinn für's Leben künstlerisch ausbildet, desto mehr interessirt ihn auch die Disharmonie — wegen der Auflösung."

Daß es immer nur „wegen der Auflösung" ist, darf nie vergessen werden. Und wie verschieden die Entwicklung vor sich gehen kann, zeigt das Beispiel der Nationen. Bei den romanischen Völkern bildet sich der Stoff des Geschehens allmälig im Unbewußten und bricht plötzlich in furchtbaren Revolutionen hervor. Bei den germanischen Völkern geht die Entwicklung in kleineren Wellenbewegungen, langsamer, zuweilen verzweifelt langsam, aber sie ist interessanter, reicher und viel umfassender, besonnener. In den Engländern vereinigt sich die Harmonie und Kraft des Unbewußten mit der Fülle, Tiefe und Vielseitigkeit des Bewußten.

Die schönste Verherrlichung der „dunklen Gefühle" muß man bei Wackenroder, dem lieblichsten, dem verträumtesten Romantiker suchen. Seine Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders sind eine schwärmerische Verkündigung des Glaubens, daß Kunst nichts Erlernbares,

sondern göttliche Eingebung, Offenbarung sei. Das Buch ist wie eins, das lange, lange Jahre in einer Kirche gelegen hat, ein Psalterium mit goldnen und flammenden Ornamenten zwischen den mystischen Gesängen und durch und durch süß von dem Weihrauch, der es beständig umwölkt hat. Ihn ängstigte das Licht, weil er nie völlig aus dem Schlafe erwacht war: sein ganzes Leben war wie das Aufschrecken eines müden Schläfers, der blinzelnd in's Morgenlicht sieht, aus den umschlingenden Blumenranken seines Traumes sich nicht losreißen kann und sich willig von ihnen in den Schlummer zurücklocken läßt. „Die Weltweisen“, sagt er, „sind aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen und die dunklen Gefühle von denselben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen an's Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckte? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmüthig von sich weisen? Ich ehre sie in tiefer Demuth; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese echten Zeugen der Wahrheit herabgesendet. Ich falte die Hände und bete an.“ Weil er mit Worten, der Sprache des Bewußtseins, die dunklen Gefühle nicht offenbaren kann, die so überwältigend aus dem Grunde seines Innern ihn überströmen, flüchtet er zur Musik. Sie könnte ihn aus seiner Bedrängniß erlösen. Der ganze Strom von Schmerz und Wonne, der sich aus den Tönen über das widerstandslose, bebende Herz ergießt, rauscht unterirdisch unter seiner Sprache.

„Und so erkühne ich mich denn, aus meinem Innersten

den wahren Sinn der Tonkunst auszusprechen und sage: Wenn alle die inneren Schwingungen unsrer Herzensfibern — die zitternden der Freude, die stürmischen des Entzückens, die hochklopfenden Pulse verzehrender Anbetung —, wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der inneren Herzenswuth, mit einem Ausruf zersprengen: dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor und feiern als Engelgestalten ihre Auferstehung."

Unermüdlich tönt seine wohllautende Klage über die kalten Vernünftler, die das „stumme Singen, den vermummten Tanz der unsichtbaren Geister in ihrem Innern" an das Licht zerren wollen; die sich nicht begnügen, den verdeckten Strom in der Tiefe ihres Gemüths von ferne rauschen zu hören. Unermüdlich lobt seine melodische Zunge die göttliche Kraft der Musik, die uns das unendliche Lied, das wir da unten gehört haben, auf bezauberten Saiten schöner wieder vorsingt, bis zuletzt seine Worte in Thränen sich auflösen. „Aber was streb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerschmelzen? Es ist immer nicht, wie ich's fühle. Kommt, ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus diesem schmerzlichen irdischen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit euren tausendfachen Strahlen in eure glänzenden Wolken und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des alliebenden Himmels!"

Wie ein keimendes Pflänzchen, das unter der winterlichen Blätterhülle allzulange der Sonne entzogen war und niemals frisch und kräftig werden kann, sehnt er sich immer in den dunkeln Schoß der Erde. Aber dennoch, und ohne diesen Zug wäre er kein echter Romantiker, graut es ihm zuweilen vor der „frevelhaften Unschuld, der furchtbaren,

orakelmäßig-zweideutigen Dunkelheit“ der Musik. Nachdem er eine Symphonie in Worten an sich vorübergezaubert hat, schließt er so: „Dann, wenn ich in finsterer Stille noch lange horchend dasitze, dann ist mir, als hätt' ich ein Traumgesicht gehabt von allen mannigfaltigen menschlichen Affekten, wie sie, gestaltlos, zu eigener Lust, einen seltsamen, ja fast wahnsinnigen pantomimischen Tanz zusammen feiern, wie sie mit einer furchtbaren Willkür, gleich den unbekannten, räthselhaften Zaubergöttinnen des Schicksals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.“

Es ist die leise Gewissensangst des Träumers, der die heilige Erlöserkraft des Lichtes ahnt und es doch flieht. Vorwitzig hat er das Thor zum Hades seines Innern aufgerissen, und nun schweben die bleichen Schatten ihm nach, umdrängen ihn und verlangen Leben. Hätte er sie in das Lichtreich seines Bewußtseins geführt, so wären sie entweder, wie man aus vielen Märchen weiß, augenblicklich zerflattert oder in Asche zerfallen, oder aber der mächtige Strahl hätte ihre Leiber verklärt in Kunst. Nun aber, da sie zurück nicht können, werden sie in ihrer Todesnoth zu Vampyren und saugen ihm bis auf den letzten, zitternden Tropfen das junge Blut aus.

Es ist der Irrthum der meisten modernen Künstler, daß sie, weil sie ihr Bewußtsein mit den Gestalten der Unterwelt zu bevölkern begonnen haben, nun aus der Oberwelt ein Reich der Finsterniß zu machen suchen, während sie grade des Lichtes am meisten bedürfen. Ihre Unterwelt entvölkert sich, ein Schaffen im Unbewußten ist für sie unmöglich geworden, aber sie könnten dasselbe im Bewußtsein erreichen; denn, sagt Novalis, der vollkommen Besonnene heißt der Seher. Es ist wahr, daß sie zunächst durch die Aushöhlung des unterirdischen Reiches schwankend und unkräftig werden, aber durch Verbreitung künstlicher Dunkel-

heit können sie es nicht wieder ausfüllen. Tieck war von dieser Schwäche, auch dem Bewußten den Schein des Unbewußten aufzuzwingen, nicht frei. Viele seiner Gedichte sind in einem Ton des Stammelns und Lallens gehalten, der nicht kindlich, sondern albern ist. Zuweilen macht es den Eindruck, als habe er glücklich sein aufmerksames Bewußtsein halbwegs eingeschläfert und bemühe sich nun eilig, ehe es wieder zu sich kommt, so viel Worte wie möglich hervorzusprudeln; oder als kneife er die Augen zu, um sich einbilden zu können, er träume. Das Bestreben, immer, „aus dem Innersten zu reden", wie es die Romantiker unter sich nannten, verführt zu Simili-Offenbarungen. An den affektirten Faseleien seiner Nachahmer erkannte Tieck mit Schrecken, wohin seine Art führen konnte, und er hat in dem Schwank „Der Autor", in der Scene, wo der Bewunderer dem Autor seine Gedichte vorlesen will, ein allerliebstes warnendes Beispiel davon gegeben.

Autor: Sie drücken sich aber kuriose aus.
Bewunderer: Es muß immer aus dem innersten Gemüth heraus,
Und oft will es nicht weichen und wanken,
Oft fehlen wohl selber die Gedanken,
Da muß man die Sprache recht bei der Wurzel kriegen,
Aus dem Innersten sprechen, es mag brechen oder biegen,
So ist es mir schon oft gelungen,
Zu gerathen auf treffliche Vorstellungen.

Worauf er folgendes Gedicht vorträgt:

Stille, stille
Wie die Welle,
In den Seen
Blumen stehen,
An dem Rande
Sanfte Bande,
Und es flimmern
In den Schimmern

Süße Töne,
Ach wie schöne!
Komm' und kröne
Mein Verlangen,
Denn dein Bangen
Ist so ferne
Wie die Sterne,
Liebesblicke
All mein Glücke,
Binden Flammen
Sich zusammen,
Daß sie schwammen;
Ach die schöne Zeit,
Weit! weit!

Ob wir nun in der Romantik bald auf ein Ausschweifen in dunklen Gefühlen treffen, bald auf Vergötterung des Kunstverstandes und der Kritik, das möchte ich eben vor Allem betonen, daß das Ideal der romantischen Aesthetik eine Vereinigung von Fühlen und Wissen war. Das will auch die lange Erklärung Friedrich Schlegel's sagen, von der ich nur den Anfang hier anführen will:

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald vermischen, bald verschmelzen."

Das Wort „romantisiren", das besonders bei Novalis häufig vorkommt, kann man zuweilen durch „Bewußtwerden" oder „Bewußtmachen", bald durch „Unbewußtwerden", „Unbewußtmachen" übersetzen. Aus der Fülle der diese Ansicht beleuchtenden Aphorismen kann ich nicht unterlassen, noch einige hier zusammenzustellen.

„Genie ist zwar nicht Sache der Willkür, aber doch der Freiheit, wie Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen. Man soll von Jedermann Genie fordern, aber ohne es zu erwarten. Ein Kantianer würde dies den kategorischen Imperativ, die Genialität nennen."

„In jedem guten Gedicht muß Alles Absicht und Alles Instinkt sein. Dadurch wird es idealisch."

„Die ganze Geschichte der modernen Poesie ist ein fortlaufender Commentar zu dem kurzen Texte der Philosophie: alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen geeinigt sein."

„Durch Kunst allein wird der Menschen zu einer leeren Form; durch Natur allein wird er wild und lieblos."

„Das Vorrecht der Natur ist Fülle und Leben; das Vorrecht der Kunst ist Einheit."

„Reine Liebe ist schlechthin arm; alle ihre Fülle ist eine Gabe der Natur. Reine Natur ist nichts als Fülle; alle Harmonie ist ein Geschenk der Liebe. Freundlich begegnen sich ihre beiden Unendlichkeiten und bilden ein neues Ganzes, welches als die Krone des Lebens Freiheit und Schicksal vereinigt."

Diesen Aussprüchen von Friedrich Schlegel füge ich noch einige von Novalis hinzu:

„Die Natur wird moralisch sein, wenn sie aus echter Liebe zur Kunst sich der Kunst hingiebt, thut, was die Kunst will, die Kunst, wenn sie aus echter Liebe zur Natur für die Natur lebt und mit der Natur arbeitet. Beide müssen es zugleich aus eigner Wahl, um ihrer selbst willen, und aus fremder Wahl, um des Andern willen thun. Sie müssen in sich selbst mit dem Andern und mit sich selbst im Andern zusammentreffen."

„Alles Unwillkürliche soll in Willkürliches gewandelt werden.“

„Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution.“

„Jetzt ist der Geist aus Instinkt Geist, ein Naturgeist, er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist sein.“

Unter diesem Gedankensystem hat Friedrich Schlegel in seinem bedeutendsten Jugendwerk, über das Studium der griechischen Poesie, die antike und moderne Kunst in ihren Unterschieden betrachtet. Er bedient sich, um das Unbewußte und Bewußte zu bezeichnen, gewöhnlich der Ausdrücke Trieb und Absicht, zuweilen auch für Trieb des später durch Schopenhauer geläufig gewordenen Willen. Schon Jakob Böhme nannte den organisch wirkenden Trieb Willen und leitete das Wort ab von dem Wallen des immer schwangeren Geistes, dessen Funktion es sei, die innere Geburtsgestalt mit und in seinem Leibe darzustellen. Die antike Poesie nun, sagt Schlegel, sei eine Schöpfung des Triebes, die moderne eine Schöpfung der Absicht. Was der Trieb hervorbringt, prangt in organischer Vollendung und Fülle; es sei daran nichts zu tadeln, wie jede Pflanze in ihrer Art ist es schön. Nicht genug kann Schlegel die reizende, selige Vollkommenheit jener Naturkunst rühmen, die durch die „chymischen Versuche“ des Verstandes, sein willkürliches Scheiden und Mischen, nur zerrüttet wird. Aber nichtsdestoweniger wendete er sich gegen das allgemeine Vorurtheil, es sei die Kunst nichts als eine Frühlingsblüthe der Menschheit, bestimmt, zu blühen, zu reifen und zu welken, nichts als der unwillkürliche Erguß eines leidenschaftlichen Herzens oder eines unbewußten Naturmenschen, nichts als ein süßer

Kindertraum, der im Lichte der Bildung und Wissenschaften zerfließen müsse. Die Kunst zwar, die der unbewußte Trieb hervorbringt, vergeht wie jede Bildung der Natur; aber es giebt eine andre, welche einen sehenden Führer hat. „So wie es eine Poesie giebt“, sagt Baader, „die ahnend und träumend dem Gedanken vorangeht, so giebt es eine bessere Poesie, welche dem klaren Gedanken sich zugesellend, ihm dienend folgt.“ Für diese werdende Poesie, die das Bewußtsein, langsam zwar und auf Irrwegen, der Vervollkommnung entgegenführt, giebt es den Naturzwang des Sinkens und Vergehens nicht, weil es keine Schranken des Fortschritts, der Weiterentwicklung für sie giebt. In Goethe's Erscheinung erblickte Schlegel eine Bürgschaft, daß die durch das Bewußtsein verlorene Schönheit mit Bewußtsein wiedergewonnen werden könne, und zwar als eine unvergängliche.

Dieser Adler-Optimismus mit der Devise „Ascendam“ macht die Romantik so ewig jung und herrlich. Sie zweifelten nicht, daß sie, wenn auch hundert Mal geblendet und gelähmt, ein Mal das Antlitz der Sonne berühren würden. Unerschütterlich war ihr Glaube, daß alle Gespenster und Schrecken der Mitternacht sich im Tageslichte in schöne Wirklichkeit verwandeln müßten, daß jeder Schmerz des Lebens nur auf einer Täuschung des noch umflorten Auges beruhe. Die moderne Phantasie denkt sich ihre Dichter nicht blind, wie die Alten den Homer und Demodokos. Schlegel erwähnt, es sei nach Pindar eine alte Sage, „daß der Dichter, wenn er auf dem Dreifuß der Musen sitze, nicht bei Sinnen sei, sondern wie eine Quelle alles Zuströmende willig von seinen Lippen fließen lasse.“ Demokrit soll die besonnenen Dichter vom Parnaß verbannt haben. Und schließlich sagt der platonische Sokrates im Phädros: „Wer sich aber ohne Raserei der Musen der

Pforte der Poesie nähert, in der Meinung, die Kunst allein könne ihn schon zum Dichter machen, der bleibt unvollständig und gelangt nicht in's Heiligthum; er und die Poesie des Nüchternen sind nichts gegen die Poesie des Rasenden." Am ausdrücklichsten verräth die Auffassung der Griechen die Sage, daß Juno den Teiresias blind machte, ehe sie ihm die Gabe der Weissagung verlieh. Warum dies? Das Bewußtsein, das dem griechischen Dichter verhüllt werden mußte, wenn er singen sollte, war anders als das unsrige. Es war nur von der äußern Welt erfüllt. Er richtet sein Auge so unverwandt auf diese, daß es ihm gewaltsam nach innen gekehrt werden muß, damit es die zweite Hälfte der Welt, die innere, wahrnimmt. Der moderne Mensch, in dessen Bewußtsein das Unbewußte sich aufzulösen beginnt, ist von Natur der dionysische; auch nüchtern ewig berauscht von den betäubenden Dünsten, die durch die Spalte aus dem Zauberkessel des Erdinnern aufsteigend sein Haupt umschweben. Er muß Apollo anrufen, daß die Klarheit des Sonnengottes sein verworrenes Stammeln ordne. Eine Felsplatte bedeckte die verhängnißvolle Spalte im Innern des antiken Menschen; ungetrübte Lichthelle herrschte in seinem apollinischen Haupte. Er mußte zu Dionysos flehen, daß er mit der Kraft seines Götterrausches den Stein wegwälzte und die feste Erde erschütterte, bis die magische Geburt sich aus ihrem Schooße löste und nach oben stieg.

Das Werk eines dionysischen Dichters wird sich durch Stimmung, Reichthum und Fülle auszeichnen, aber während man sich im Lesen an tausend Einzelheiten erfreut, wird man am Ende wunderlich enttäuscht sein; gegen das Ganze wird sich der etwaige Tadel richten. Der apollinische Dichter ist ärmer und kälter, aber er hat die Form in seiner Ge-

walt, und deshalb wird sein Werk die Herzen im ersten Augenblick weniger entzünden, aber es wird leben und dauern. Die Form ist das Organische und wird aus dem Unbewußten heraus geschaffen, die feinste Bildung und Fülle des Geistes kann sie nicht geben; der Körper muß aus dem Körperlichen geboren werden. In der Symbolik der griechischen Mythologie bedeutete Apollo die Einheit, Dionysos die Vielheit.

In den südlichen Ländern folgen Tag und Nacht einander ohne Uebergang. Am Tage herrscht despotisch die ungemilderte Sonne, erst in der Nacht wagt sich das Leben hervor, Thiere und Menschen breiten ihr Gemüth vertrauensvoll gegen den verdunkelten Himmel aus. In den nördlicheren Breiten giebt es zahllose Uebergänge. Und selbst im heißesten Sommer ist der Tag doch die Zeit des Arbeitens und Wachens, der Schlaf fällt immer in die Nacht. Der Tag schmilzt allmälig in die Nacht hinüber, die Nacht in den Tag. In unsern Dämmerungsträumen können wir ahnen, wie es sein mag, wenn wir einst, wie Novalis sagt, immer zugleich schlafen und wachen. Wer die nordische Sommernacht kennt, wo sich zwei Meere von Sonnenschein und Mondschein gegenüberwogen, ohne daß eins im andern erlischt, kann sich vielleicht noch ein besseres Bild von diesem Mysterium machen.

Das Zwielicht ist es, das den Norden zur Heimat der Romantik macht. Und die Gefahr des modernen Künstlers liegt darin, daß er, von der Dämmerung verzärtelt, den Tag nicht mehr ertragen kann. Er vergißt, daß rüstiges Schaffen nur am Tage möglich ist. Immer stärkungsbedürftig schließt er vor dem Tage die Augen im Wahne, daß dann Nacht sei. Aber die balsamischen Quellen des Sternenhimmels bethauen ihn nicht; schlaff und verdrossen

erwacht er aus seiner künstlichen Nacht und findet sich unfähiger als zuvor.

Wie die Nacht Trösterin und zugleich Entsetzen der Menschen ist, so ist es mit dem Unbewußten. Das Unbewußte ist das Dämonische. Man kann einen klassischen und einen modernen Dämonismus unterscheiden: der bewußte Mensch ist dämonisch, wenn das Unbewußte in ihm erscheint, der unbewußte, wenn es in ihm wirkt. Gewöhnlich nennt man nur den ersteren dämonisch, in dem das versunkene Rheingold, das bei andern Menschen ungesehen in der unzugänglichen Tiefe ruht, beständig in schwebender, schwankender Bewegung nach oben ist, so daß ein buntes Blitzen, Flimmern und Funkeln von Edelsteinen durch das wechselnde Gewässer der Seele zuckt; denn das dämonische Wesen der naiveren Menschen wird nicht erkannt, bis einmal aus ihrem immer ruhevollen, spiegelglatten Gemüthe unvorbereitet, ungeahnt eine beseligende oder vernichtende That springt, wie aus dem schlummernden Märchensee, wenn die Geisterstunde gekommen ist, der schleierlose Leib der Nixe glänzend hervorsteigt.

Aus der Wechselwirkung zwischen dem Bewußten und Unbewußten entspringt die Magie. Rein theoretisch, durch die stürmische Consequenz seines Denkens, bestimmte Novalis das, was wir jetzt als Hypnotismus kennen. Das Beherrschtwerden des Unwillkürlichen durch das Bewußte war sein Dogma. Auch der bewußte Geist des Menschen hat seine körperliche Erscheinungsform, das Cerebralsystem, aber sein Wirken ist nicht an körperliche Vermittlung gebunden, sondern springt über, wie ein elektrischer Funke, auf andre Geister. „Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabes. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden." Baader führt einmal als Citat aus einem „übrigens possir-

lichen Schriftsteller“ diese merkwürdigen Worte an: daß, wer nur des Geistes genug in sich hätte, um ihn auch in fremde Leiber spediren zu können, diese Leiber von innen heraus bewegen würde, wie seinen eigenen. — Was jetzt erfüllt ist, setzte Novalis als logisch nothwendig voraus und folgerte weiter, daß nichts als unsre eigene Schwäche und Unfertigkeit dieser Wirksamkeit des Geistes auf die Natur eine Schranke setze. Noch können wir weder unsre eigene Somnambule, noch die der Andern, noch die eine große Somnambule Natur völlig magnetisiren; aber er weissagt eine Periode der Magie, wo der Körper der Seele oder der Geisterwelt dienen werde. „Der physische Magus weiß die Natur zu beseelen und willkürlich wie seinen Leib zu behandeln.“ Als solchen Magus schildert die Bibel Gott, der sprach: es werde Licht! und es ward Licht. Das kommt einem in den Sinn, wenn man die merkwürdige Notiz von Novalis liest: „Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Grenze? Werden manche de facto wahr?“ Gewiß hat es Jeder schon in sich erlebt, daß er irgend einen dunklen auftauchenden Gedanken rasch erdrückte in dem plötzlichen, wahnsinnigen Angstgefühl, er könnte mit eins wirklich werden.

Da nun der Geist so unabhängig vom Körper ist oder sein kann, so muß er auch unabhängig von ihm leben und erscheinen können. Wenn er in ein fremdes Bewußtsein übergeht und von dort aus einen fremden Körper regiert, erscheint er ja gewissermaßen schon in diesem; man hat oft beobachtet, daß Mann und Frau, die ja, wenn sie in inniger Seelengemeinschaft leben, sich gegenseitig hypnotisiren, einander ähnlich werden. Kann er also sich in einem fremden menschlichen Körper materialisiren, wie die jetzigen Spiritisten es nennen, so darf man die Folgerung nicht ausschließen, daß

er es in jedem beliebigen Stoffe zu thun fähig sei. Dies etwa mag der Gedankengang Novalis' gewesen sein, als er Folgendes niederschrieb: „Das willkürlichste Vorurtheil ist, daß dem Menschen das Vermögen, außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein. Ohne das wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freilich ist die Besonnenheit, Sichselbstfindung in diesem Zustande sehr schwer, da er so unaufhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unsrer übrigen Zustände verbunden ist." — „Die Geisterwelt ist uns in der That schon aufgeschlossen, sie ist immer offenbar! Würden wir plötzlich so elastisch, als es nöthig wäre, so sähen wir uns mitten in ihr. Unser jetziger mangelhafter Zustand macht immer eine Heilmethode nöthig, sie bestand ehemals in Fasten und moralischen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die stärkende Methode nöthig." Das heißt: ehemals mußte man das Unbewußte dämpfen und das Bewußtsein heben, jetzt, wie das Bewußtsein sich durch Aufnahme des Unbewußten und auf seine Kosten erweitert hat, müßte man umgekehrt verfahren.

So thaten die Romantiker die ersten Schläge an die Pforte der Geisterwelt, aus welcher bald das unheimliche Nachtvolk in Schaaren hervorströmen sollte. Die Führer waren nicht schuld an den Verirrungen und Mißverständnissen ihrer Jünger; sie sonderten zwar Natur und Geist, aber so extrem sie auch ihre Abstraktionen verfolgten, behielten sie doch ihre Einheit im Sinne und wollten nie das Eine ohne das Andre.

Man kann sich die Stadien des Bewußtseins an einem mathematischen Bilde klarmachen. Der Kreis muß uns die vollständige Unbewußtheit vorstellen, wo die beiden Hälften

des Ich noch unzertrennt sind: der Kreis ist eine Ellipse, in der die beiden Brennpunkte zusammenfallen. Die Ellipse wäre dann die Form des vollendeten Selbstbewußtseins, wo jeder Strahl, der von dem einen Seelenbrennpunkt ausgeht, nach dem andern reflektirt wird. Aus der Ellipse aber wird, wenn man die Durchschnittsebene des Kreises so dreht, daß sie seiner Seitenwand parallel wird, die Parabel, das heißt, der eine Brennpunkt rückt in's Unendliche, die unbewußte Seele vereinigt sich mit der Natur. Das könnte man das Allbewußtsein nennen. Jeder Punkt der Unendlichkeit ist Brennpunkt für das Ich geworden; kein Strahl geht vom Unendlichen aus, keiner vom Ich, der nicht nach hier und dort reflektirt würde. Drehen wir die Ebene nun noch weiter, bis wir wieder beim Kreise angelangt wären, so hätten wir ein Bild des romantisirten Universums, des bewußten Chaos.

Der romantische Charakter.

> Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht, was er will; aber umkehren läßt sich dieser Satz nicht.
>
> Friedr. Schlegel.

O wie wechselnd ist
Doch mein Gemüth, so wandelbar veränderlich
Ist nichts mehr in der weiten Welt: denn bald
Bin ich so glücklich, so von Herzen froh,
So in mir selber groß, daß ich mit Frechheit
Die Sterne pflücken möchte und wie Blumen
Zum Kranze für mein Haupt zusammenflechten.
Ein Augenblick, so wechselt diese Fluth,
Sie tritt zurück und macht das Ufer nackt,
Und ärmlich dünkt mir dann mein ganzes Inn're.
Dann könnt ich mit dem Bettler tauschen, sterben,
In ferne, nie besuchte Höhlen kriechen,
In ewiger Betrachtung meines Jammers
Ein langes, qualenvolles Leben schmachten.
Dann seh' ich ihren Blick, ein Lächeln grüßt
Den eingekrümmten Geist, und Alles ist
Vergessen, mir gehört die ganze Welt.

Das ist der romantische Charakter, wie er träumerisch, die Augen in den Wolken, durch die Werke Tieck's und seiner Gefährten wandert, ihr eigener Doppelgänger; der bewußtwerdende, der moderne, in dem Geist und Natur, von einander gerissen, sich immer wieder berühren und zu vermischen streben, um heftiger aus einander zu fliehen; der das starke Band nicht hat, das sie trennt sowohl wie vereinigt. Was ihm fehlt, ist Charakter und Harmonie, aber

er hat, wenn man den Berührungspunkt des Unbewußten und Bewußten so nennen darf, Seele. Er hat einen Körper, in dem das ausgelassene Herz bald zu geschwinde, bald zu träge klopft, ein Gesicht, aus dem uns suchende, ahnende Augen voll Geheimniß ansehen.

Der Ausspruch Friedrich Schlegel's: „Man nennt viele Künstler, die eigentlich Kunstwerke der Natur sind", ist auf die meisten Romantiker anzuwenden; weil sie selbst im Strome des Gestaltetwerdens flutheten, konnten sie nicht gestalten und wollten es doch, weil sie besser als ein Fertiger wußten, wie es dabei zugeht. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade es Tieck mißlang, Menschen zu schaffen. Die unzähligen Personen, die in seinen Büchern auftreten, sind nichts als bunte Figuren einer Laterna magica, die, auf eine Wand geworfen, marionettenartig mit zuckenden Bewegungen an dem Beschauer vorübergleiten. Sie springen in erstaunlicher Fülle, mühelos, aus seinem Kopfe; eben weil es nur Kopfgeburten sind, ohne Fleisch und Bein. „Es giebt zwei Arten, Menschen zu schildern", sagt Novalis, „die poetische und die wissenschaftliche. Jene gibt uns einen durchaus individuellen Zug — ex ungue leonem —, diese deducirt vollständig." Tieck's Art ist die wissenschaftliche, und insofern haben seine Menschen ein unendliches Interesse. Man muß ihnen die aufgeklebten Etiquetten abreißen und sie allesammt Ludwig Tieck nennen; denn in Wahrheit sind sie nur Brechungen dieses einen Strahles. Auch sind wir ihm für seine Art zu schildern dankbar; denn es wäre schade, einer so künstlichen Spieluhr, wie es der romantische Charakter ist, nur zuzuhören und sie nicht auch einmal aufzumachen und im Innern arbeiten zu sehen — voir ce qu'il y a dedans, sagte ein kleiner Junge, ehe er sein Spielzeug zerbrach.

In dem harmonischen Menschen entwickeln sich die beiden Wesenshälften, Mann und Weib, Thier und Engel, gleichmäßig, sodaß sie in guter Kameradschaft neben einander aushalten können, wie die alten germanischen Heidengötter nie ohne ein edles Thier erschienen, das ihnen gemäß war; der romantische Mensch ist eine personificirte unglückliche Ehe und Mißheirath, gewöhnlich deswegen, weil die Frau sich dem Manne überlegen fühlt, manchmal auch weil sie ihm nicht gewachsen ist, und ringt nicht in ihm unterzugehen, oder denn, daß sie sich nun einmal nicht verstehen können: gegenseitige unüberwindliche Abneigung. Aber die Ehe des Menschen mit sich selbst ist wirklich ein Sakrament, unauflöslich, zum Zwecke gegenseitiger Erziehung, eine oft qualvolle Bildungsschule. Meistens ist der Romantiker der werdende Engel, der die Menschlichkeit haßt, die ihn noch mit der Erde verbindet. Wie das unglückliche Opfer den Leichnam, mit dem sein Peiniger es zusammengebunden hat, um die Todesqual zu verschärfen, möchte der Intellekt den Willen von sich stoßen, der doch der seinige ist: „Ein Engel darf, ein Mensch mag ich nicht sein, nur die Hölle bleibt dem Unbefriedigten übrig“, dieser Verzweiflungsschrei aus Tieck's Abdallah ist das Thema endlos phantasirender Klagen.

„O daß ich mich stürzen könnte in das Meer der unermeßlichen Göttlichkeit! Diese tausendfachen Schätze in meinen Busen saugen! Könnt' ich sie fesseln und ewig wach erhalten in meiner Brust, diese göttlichen Gefühle, die jetzt durch meine Seele zittern! Ach daß der Gesang durch die Laute rauscht und nachher verstummt! Ich höre das Pochen meines ungeduldigen Geistes: was ist diese unnennbare, unausfüllbare Leere, die mich stets im Genusse so kalt und todt ergreift? Ein fremdes Streben ringt mit meiner Begeisterung und wirft sie nieder. Ich schwindle auf der

Freude höchstem Gipfel und stürze in den Staub betäubt zurück."

„O daß der Mensch in seinem Busen einen unversöhnlichen Feind mit sich herumtragen muß, der ihn unablässig quält! Daß das heillose Drängen unsrer Seele, das Streben gegen die Unmöglichkeit uns den Genuß unsres Daseins raubt und uns gegen uns selbst verderbliche Waffen in die Hand giebt!"

„Die Seele steht tief hinab in einem dunkeln Gewölbe in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich, wie ein eingekerkerter Engel; sie hängt mit dem Körper und seinen vielfachen Theilen ebensowenig zusammen, wie der Verbrecher mit der Stadt, in der er gefangen sitzt. — — Was kann ich also für meine Seele thun, die wie ein unaufgelöstes Räthsel in mir wohnt? Die dem sichtbaren Menschen die größte Willkür läßt, weil sie ihn auf keine Weise beherrschen kann?"

Mit einem andern Bilde, das dasselbe bedeutet, hörte ich Jemand seine Natur mit einem wilden Pferde vergleichen, das sein Geist nicht bändigen und lenken könne."

Schlichter als Tieck, aber kindlich rührender erzählt Wackenroder, wie sein Jakob Berglinger an dieser Mißhelligkeit zu Grunde geht; wie es ihn anwidert, die Leute auf der Straße schwatzen und lachen zu sehen, wenn er in übersinnlichem Enthusiasmus aus dem Concerte kommt, und wie er sich dann vor sich selber schämt, wenn er es sich beim Essen, im Kreise alltäglicher Bekannter, wohlschmecken läßt. Ein unaufhörlicher Kampf, nur unterbrochen durch erzwungene, äußerliche Versöhnungen.

Auch Novalis' Geist schwang sich oft hoch über seine Natur empor, aber er kehrte immer gern und freundlich zu ihr zurück. Es war eine Liebe, nicht wie die der heiligen

Paare des Mittelalters, die Gott gelobt hatten, sich niemals zu berühren, sondern eine solche, deren Leidenschaft zu einer reinen Flamme verklärt war: ebenso willig zu Kuß und Umarmung, wie zu Trennung und Thätigkeit, echte Freiheit. Anders ist es, wenn der Intellekt sich dem Willen hingiebt, den er im Stillen fürchtet und haßt. Um die geheime Abneigung zu betäuben, unfähig, dem sinnlichen Reiz zu widerstehen, stürzt er sich blindlings in schwelgerisches Genießen, bis zur Erschöpfung und Zerrüttung. Nicht Ehe ist es, sondern Buhlschaft, und alle Folgen eines unreinen und unwahren Verhältnisses knüpfen sich daran. „Das Schwelgen an den Kräften des Gemüths ist die unerlaubteste aller Verschwendungen, die schlimmste aller Verderbtheiten", das war eine Erfahrung, die Tieck an sich selber gemacht hatte. Als er einmal einen halben Tag und eine Nacht durch ohne Unterbrechung, seine Erregtheit selbst absichtlich steigernd, einen damals beliebten Schauerroman gelesen hatte, bekam er wirklich einen Anfall von Wahnsinn, den seine lüsterne Phantasie ihm schon so oft vorgespielt hatte. Durch einen großen Natureindruck, den er bald darauf während einer Harzreise empfing, fühlte er sich gerettet. Aber keine Rettung gab es für Wackenroder, der weit unschuldiger war als Tieck, aber schwächer. Sein Geist war wie ein zartes Mädchen, ganz Demuth und Hingebung, die dem Strome von Leidenschaft, der auf sie eindringt, nur mit einem bangen, flehentlichen Blick zu wehren vermag, während ihr sanfter Leib sich ihm schon zuneigt.

Das Bewußtwerden, die beständigen Berührungen zwischen Natur und Geist, denen nie eine gänzliche Vereinigung folgt, die aufregenden Stelldicheine in der Dämmerung sind die Ursachen jener grenzenlosen Sehnsucht, jenes unersättlichen Verlangens, woran der Romantiker sich

aufzehrt. Die Wuth der Unbefriedigung hat es Friedrich Schlegel einmal genannt. Wer hat nicht das Sehnen des Herzens in sich gefühlt, beklemmend aber süß, das der erste Thauwind des Jahres oder die bacchantische Sterbeluft des Herbstes einhaucht? Ein leiser Zug, man weiß nicht wohin, vielleicht nach einer fernen, fernen Waldwiese, auf der ein allerschönstes Bild auf uns wartet, sei es Liebe oder Tod, Willkommen im allmächtigen Blick. Was aber bei den meisten Menschen nur ein flüchtiges Mitzittern der Saiten in das große Harfenspiel der Natur ist, das ist der Grundton des romantischen Charakters, sein Merkmal, sein Hauptvermögen, seine Schönheit, sein Fluch. Daß sie diese zehrende Sehnsucht nicht kannte, machte die Größe, Schönheit und Vollendung der Antike, aber ihre Begrenztheit liegt auch darin. Aus der Zerrissenheit des modernen Menschen wächst sie heraus, eine Marterblume mit tiefem, blutendem Kelche, aus dem sich seelenberauschende Düfte unablässig in die Unendlichkeit ergießen.

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach sie trachten
Nach der Ferne,
Wo sie wähnen
Schön're Sterne!

Daß sie es nur wähnen, das ist es eben. Das blanke, lockende Sternbild ist eine Fata Morgana, die vor dem Näherkommenden weicht, eine Luft-Oase, die niemals den brennenden Durst löscht. Niemand hat wie Tieck, mit so züngelnden, flackernden, lodernden Feuerbuchstaben die Symptome dieser Krankheit geschildert, die Geschichte der Jo, die der Stachel des Wahnsinns rastlos durch alle Welt jagt.

„Aber was ist es, daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? Welche unnennbare, wehmüthige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen, ungekannten Freuden drängt? Im vollen Gefühl meines Glückes, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahnung — wie soll ich es beschreiben — wie ein feuchter, nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht, wie das Auffahren aus einem schönen Traum in einem engen, trüben Zimmer. Ehedem glaubte ich, dieses beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich an Gegenliebe zu verjüngen — aber es ist nicht das; auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel sein: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er danach greift, er steht wie ein vom Schicksal verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen, martervollen Wirbel herumgejagt; auf einen solchen kann man den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt wird.“

„Ich möchte in manchen Stunden von hier reisen und eine seltsame Natur mit ihren Wundern aufsuchen, steile Felsen erklettern und in schwindelnde Abgründe hinunterkriechen, mich in Höhlen verirren und das dumpfe Rauschen unterirdischer Wässer vernehmen, ich möchte Indiens seltsame Gesträuche besehen und aus den Flüssen Wasser schöpfen, deren Name mich schon in den Kindermärchen erquickte; Stürme möchte ich auf dem Meere erleben und die ägyptischen Pyramiden besuchen — o Rosa, wohin mit dieser

Ungenügsamkeit, und würde sie mir nicht selbst zum Orkus und im Elysium folgen?"

Die Helden aller romantischen Bücher sind fast beständig auf Reisen: Don Quixote so gut wie Wilhelm Meister und alle ihre Nachkommen. Die Dichter ließen ihre Doppelgänger an ihrer Stelle auf die ersehnte Wanderschaft gehen. Alles lockt und zieht:

> Wie mit süßen Flötenstimmen
> Rufen alle gold'nen Sterne;
> Weit muß manche Woge schwimmen,
> Deine Lieb' ist in der Ferne.

Ist sie es wirklich? Finden sie sie jemals? Heimlich wissen sie es wohl, daß ein Aufhören der Sehnsucht Aufhören des Lebens wäre:

> Die Nachtigall singt aus weiter Fern:
> Wir locken, damit du lebest gern.
> Daß du dich nach uns sehnst und immer matter sehnst,
> Ist, was du thöricht dein Leben wähnst.

Ein moderner Romantiker, der Däne Jakobsen, hat vollendeter, als die vor 100 Jahren es konnten, im Niels Lhyne die Geschichte einer solchen Reiselust erzählt und mit der herzzerreißenden Einsicht beendigt, daß nichts Irdisches sie stillen kann. Seelenvoller vielleicht und tröstlicher läßt Tieck dasselbe seinen Sternbald empfinden in einer wehmüthig seligen Nacht:

„Die Scheibe des Mondes stand seinem Kammerfenster gerade gegenüber, er betrachtete ihn mit sehnsüchtigen Augen, er suchte auf dem glänzenden Runde und in den Flecken Berge und Wälder, wunderbare Schlösser und zauberische Gärten voll fremder Blumen und duftender Bäume; er glaubte Seen mit glänzenden Schwänen und ziehenden Schiffen wahrzunehmen, einen Kahn, der ihn und die Ge-

liebte trug und umher reizende Meerweiber, die auf krummen Muscheln bliesen und Wasserblumen in die Barke hineinreichten. Ach dort! dort! rief er aus, ist vielleicht die Heimath aller Sehnsucht, aller Wünsche; darum fällt auch wohl so süße Schwermuth, so sanftes Entzücken auf uns herab, wenn das stille Licht voll und golden den Himmel heraufschwebt und seinen silbernen Glanz auf uns hernieder gießt. Ja er erwartet uns, er bereitet uns unser Glück, und darum sein wehmüthiges Herunterblicken, daß wir noch in dieser Dämmerung der Erde verharren müssen."

Es ist aber natürlich, daß dennoch die Täuschung — und vielleicht ist es gar keine — immer wieder kommt, als müsse diese schmerzhafte Leere auf Erden ausgefüllt werden können. Liebe kann es: unfehlbar sicher fühlt das jeder Mensch. Zunächst aber wächst und wächst nur das Verlangen, unerträglich, bis endlich im höchsten Genuß der Liebe die ewig stachelnde Pein untergeht. Ein Augenblick himmlischer Ruhe, dann jähes Aufschrecken: das also war die Lösung des unergründlich scheinenden Räthsels!

Alle diese Seelenmarter, die himmelstürzenden Titanengedanken, das Rütteln an den Thoren der Erkenntniß war nur ein Krampf der Sinnlichkeit. Nicht in den Himmel der Ideale, an die Brust eines beliebigen Mädchens mußte er sich flüchten, um für die hohe Ungenügsamkeit, „der Sonne und Mond zu irdisch sind", Befriedigung zu finden. Allerdings nur für einen Augenblick; dann stößt der Ernüchterte seinen Abgott von sich. Aber wenn wieder ein Frauenkleid ihn streift oder ein warmer Blick ihn berührt, kommt die Hoffnung wieder und wieder die Enttäuschung, bis er sich schließlich nicht einmal mehr selbst betrügt, sondern bewußt aus einem Rausch in den anderen taumelt. So läßt Tieck seinen Lovell sinken, sinken und immer rascher stürzen; es

ist wundervoll, wie man in dem engelsreinen, schwärmerischen Jüngling die krasse Genußlehre sich ausbilden sieht. Dies ist seine Lebensweisheit:

„Freilich ist Wollust das große Geheimniß unsres Wesens, freilich will auch die reinste, inbrünstigste Liebe sich in diesem Brunnen kühlen, sie soll eben sterben, damit wir fühlen, daß wir Menschen sind, daß wir von täuschenden Phantomen erlöst werden, die uns als Engelsgestalten besuchen und doch Furien werden, wenn sie das glänzende Gewand fallen lassen. Denn schläft nicht die wildeste Verzweiflung, die gräßlichste Angst, der blutigste Haß, Selbstmord und alle Gräuel im Innern dieses Gefühls? .... Daß wir Sinnlichkeit haben, ist keineswegs verächtlich und kann es nicht sein, und doch streben wir unaufhörlich sie uns selber abzuleugnen und sie mit unsrer Vernunft in Eins zu schmelzen, um nur in jedem der vorüberfliegenden Gefühle uns selbst achten zu können. Denn freilich ist nichts als Sinnlichkeit das erste bewegende Rad in unsrer Maschine, sie wälzt unser Dasein von der Stelle und macht es froh und lebendig — Alles was wir als schön und edel träumen, greift hier hinein. ... Sinnlichkeit und Wollust sind der Geist der Musik, der Malerei und aller Künste, alle Wünsche der Menschen fliegen um diesen Pol wie Mücken um das brennende Licht. Schönheitssinn und Kunstgefühl sind nur andre Dialekte und Aussprachen, sie bezeichnen nichts weiter als den Trieb des Menschen zur Wollust. .... Ich halte selbst die Andacht nur für einen abgeleiteten Kanal des rohen Sinnentriebes" — und zum Schluß kommt die alte Klage — „ich darf kein Engel sein, aber ungestört will ich als Mensch dahinwandeln."

Wenn Lovell in solchen Gedankenverirrungen sich verwickelte und erwürgte, darf man nicht folgern, so sei es

Tieck ergangen. Er glaubte an Liebe und Glück, aber er sah ein, daß das „was den Menschen ganz befriedigen soll, sein Gefühl und seinen Verstand zugleich ausfüllen muß.“ Und in ihm waren Gefühl und Verstand „zwei neben einander laufende Seiltänzer, die sich ewig ihre Kunststücke nachahmen, einer verachtet den andern und will ihn übertreffen.“ Darum ist der romantische Charakter der Gefahr in Ausschweifungen sich zu verwüsten um so viel mehr ausgesetzt als ein andrer; denn nur im Rausch, sei es der Liebe oder des Weines, wenn die eine Hälfte seines Wesens, das Bewußtsein, betäubt und eingeschläfert ist, kann er die Wonne genießen, um die er jedes Thier beneidet: sich eins zu fühlen.

„O Wein! du herrliche Gabe des Himmels! fließt nicht mit dir ein Göttergefühl durch alle unsre Adern? Flieht dann nicht Alles zurück, was uns in so mancher unsrer kalten Stunden demüthigt? Wir durchschauen wie mit Seherblicken die Welt, wir bemerken die Flucht in unsern Gedanken und Meinungen und fühlen mit lachendem Wohlbehagen, wie Denken und Fühlen, Träumen und Philosophiren, wie alle unsre Kräfte und Neigungen, alle Triebe, Wünsche und Genüsse nur Eine, Eine glänzende Sonne ausmachen, die nur in uns selbst zuweilen so tief hinunter sinkt, daß wir ihre verschiedene Strahlenbrechung für unterschiedene getrennte Wesen halten.“

Die Eine, Eine glänzende Sonne, das Ich, das nicht mehr zerspaltene, die Einheit des eigenen Wesens, das ist im Grunde das Ziel aller Sehnsucht; man kann es nicht deutlicher und schöner sagen, als Tieck hier gethan hat. Sein Ich ist das Wild, das er unermüdlich jagt, das Land, nach dem er auszieht, der Himmel, nach dem er sich sehnt. Sich selbst suchen ist die Arbeit seines ganzen Lebens. Fest gebannt ist er an den Abgrund seines Innern und starrt

bezaubert in das wallende Chaos. „Wenn er so in sein bewegtes Gemüth sah", erzählt Tieck vom Sternbald, „so war es, als wenn er in einen unergründlichen Strudel hinabschaute, wo Woge an Woge drängt und schäumt, und man doch keine Welle sondern kann, wo alle Fluthen sich verwirren und trennen und immer wieder durch einander wirbeln, ohne Stillstand, ohne Ruhe, wo dieselbe Melodie sich immer wiederholt und doch immer neue Abwechselung ertönt: Kein Stillstand, keine Bewegung, ein rauschendes, tosendes Räthsel, eine endlose, endlose Wuth des erzürnten, stürzenden Elementes." Und dabei, das ist auffallend, kehrt immer die Klage wieder, daß er sich selbst nicht kenne; eben der Romantiker, der viel mehr von seinem Innern weiß als ein andrer Mensch, ist sich selbst ein Räthsel. Es ist im Grunde leicht zu erklären. Eine geistreiche Dame schilderte mir einmal den Zustand ihres Inneren, indem sie sagte, an der Grenze ihres Bewußtseins ständen viele Polizeisoldaten und Zollbeamten, die jedes aus dem Unbewußten auftauchende Gefühl sogleich confiscirten; es wäre in Folge dessen ein ganzer Leichenhügel von Gefühlsembryonen in ihrem Kopfe aufgestapelt. Ganz ähnlich sagt Tieck, daß wir oft, wie Mörder ängstlich den noch halb belebten Leichnam mit Erde bedecken, Empfindungen verscharren, die sich in uns zum Bewußtsein empor gearbeitet haben. Oefters hat er diesen geheimnißvollen Vorgang so anschaulich geschildert, daß wir den geisterhaften Verkehr zwischen zwei unsichtbaren Welten mit Augen zu sehen glauben.

„Wenn ich manchmal in der Abenddämmerung sitze und sinne, da ist es, als schwingt sich mir etwas im Herzen empor, ein Gefühl, das mich überrascht und erschreckt und dabei doch so still und selig befriedigt: ich greife dann mit dem Gedächtniß wie mit einer Hand danach, um es mir

selber aufzubewahren. Aber sonderbar, es ist in mir und verschwindet mir dann doch gänzlich wieder, so daß ich seiner nicht habhaft werden kann. Alle meine Gedanken stehen mir zu Gebote, alle meine Erinnerungen und Anschauungen, aber das ist ein Gefühl, das feiner und geistiger ist als Alles übrige; aber was ist es und woher kommt es und wohin geht es, wenn es nicht mehr in uns bleibt?" ...

„Aus meinen Kinderjahren fallen mir manche Tage ein, wo ich unaufhörlich etwas Gräuliches und Entsetzliches denken mußte, wo ich statt meiner stillen Gebete Gott mit den gräßlichsten Flüchen lästerte und darüber weinte, und es doch nicht unterlassen konnte, wo es mich unaufhörlich drängte, meine Gespielen zu ermorden, nnd ich mich oft schlafen legte, bloß um es nicht zu thun. Damals war ich gewiß unschuldig und unverdorben, und doch war diese Entsetzlichkeit in mir einheimisch — was war es denn nun, das mich trieb und mit gräßlicher Hand in meinem Herzen wühlte? Mein Willen und meine Empfindung sträubte sich dagegen, und doch gewährte mir dieser Zustand wieder innige Wollust."

Wie der flüchtige Schein einer früheren Existenz, der in seine Kinderjahre hineinspiegelte, schienen ihm diese fremden, unerklärlichen Bilder, die nach eigener Willkür, seinem Einfluß entgegen, in seinem Innern heimisch waren. Wenn es möglich wäre, sich durch Anschauungen des Inneren kennen zu lernen, müßten solche Menschen sich kennen. Aber dort findet man nur das Menschenmögliche, nicht das Individuelle. Nur an seinen Handlungen erkennt man sich. Und wo sind die? In jenem Leichenhügel von Embryonen liegen sie begraben; daraus hätten sie werden sollen. Wie sie aussehen, wenn sie aus der ungestalteten Gefühlsmasse sich bilden und beleben, weiß der Romantiker, aber reif werden sie ihm nun

nicht mehr. Man weiß, daß man die Milch nicht anrühren darf, wenn sie im Prozeß des Erstarrens ist; sonst wird sie nicht dick. So hat er die Entwickelung seiner Gefühle unterbrochen; nun können sie nicht mehr als zuversichtliche, ganze große Handlungen in's Leben greifen. Das ist sein wehevollstes Leiden: niemals ein einiges, starkes, lebendiges Gefühl zu haben, das einen unwiderstehlich hierhin oder dorthin risse, sich niemals in der Sturmeshand eines Genius zu fühlen, mit dessen Götterstimme man ohne Besinnen, freudig, siegesgewiß, Menschen und Gestirnen zum Trotz sagt: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen. Anstatt dessen verdammt immer an sich zu zweifeln, auf den unentschlossenen, zögernden, freudlosen Verstand als Wegweiser angewiesen, immer nur Fragmente, Splitter, Gefühle von Gefühlen. Als Franz Sternbald nach jahrelanger Abwesenheit zu seinem sterbenden Vater kommt, möchte er ihm gern alle seine glühende Liebe zeigen; aber anstatt dessen muß er an Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern denken, und ebenso geht es, als der Vater nun stirbt; in Betrachtung des Schmerzes verloren, fühlt er den Schmerz nicht, lechzt nach Thränen und findet keine. „Bin ich wahnsinnig oder was ist es mit diesem thörichten Herzen? Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalt hervor? O mein Geist, ich fühle es, strebt nach dem Ueberirdischen, das keinem Menschen gegönnt ist! Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahndungen durch einander, die längst ausgeweinten Leiden und unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zulassen. Daher aber

gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben nothwendig bleibt, ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn, mein Muth verzehrt sich, ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob sehe ich im Traum die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen. . . ."

Das Unbewußte ist wie eine Masse, die dem Menschen das nöthige Gewicht giebt, seinen Ballast, damit er nicht den Winden und Wellen ein Spiel wird. Wenn es sich auflöst und wie ein berauschender Wein in den Kopf steigt, verliert er das Gleichgewicht und den Halt, er haftet nicht mehr am Boden. Nun wirkt die Kraft der Natur nicht mehr in ihm, niemals fühlt er ihren warmen, feuchten, fruchtbaren Hauch in sich wehen, niemals ihren treibenden, schwellenden Saft in sich aufsteigen. Ohne Zusammenhang mit der Erde ist er wie eine märchenhafte Fieberblume, die sich nur von Licht nährt, wie ein losgerissenes Blatt, das beweglich auf ewig bewegten Wellen schwankt. In dem Wahne ebenso gut das eine wie das andre thun zu können, ebenso gut ja wie nein sagen zu können, fühlt er sich charakterlos und scheint es. Darin liegt die Unmännlichkeit, die den meisten Romantikern eigen war. Sie haben nie eine feste Ueberzeugung, es ist ihnen niemals ganz Ernst; wenigstens scheint es so. Tieck erzählte in späteren Jahren seinem Freunde Solger, wie er sich in der Jugend mit „frevelhaftem Leichtsinn" in die verschiedensten Geistesströmungen geworfen habe: „erinnere ich mich, durch welche Fluth wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedene Erscheinungen sichtbar machten." Wenn Tieck selbst so über seine Unsicherheit und Unzuver-

lässigkeit dachte, ist es zu begreifen, wenn Jemand anders, es war Karoline, einmal von ihm sagte, er sei im Grunde nichts als ein würdiger und anmuthiger Lump; was freilich auch cum grano salis zu verstehen ist. Nur handelnd und wirkend könnte der romantische Mensch für das Verlorene Ersatz gewinnen und dann doppelt reich sein; aus seinem Bewußtsein würde sich ein Niederschlag bilden, eine neue Masse, Erkenntniß in Instinkt verwandelt. „Gewohnheit ist eine zur Natur gewordene Kunst. Naturgesetze sind Gewohnheitsgesetze." Wie soll aber etwas Erlerntes anders zur Gewohnheit und zweiten Natur werden als durch fleißige Uebung? Und der romantische Charakter ist faul und stolz auf seine Faulheit. Nur Novalis war ein Romantiker mit Riesenarbeitskraft und -Lust. Tieck gelang es niemals, seine Abneigung gegen methodisches Arbeiten zu überwinden. Auch Sternbald und Lovell sind im Grunde nicht viel mehr als gebildete Vagabunden. Regelmäßige Berufsthätigkeit scheint ihnen unwürdig und erniedrigend, der Geschäftsmensch, der alltäglich seinem Verdienst nachgeht, verächtlich. Er fühlt seine Arbeitsscheu als Bürgschaft, daß er zu Höherem geboren sei. Novalis hat ein strenges, aber nicht unbilliges Wort darüber gesagt: „Wer nicht vorsätzlich, nach Plan und Aufmerksamkeit thätig sein kann, verräth Schwäche. Die Seele wird durch die Zersetzung zu schwach — oft ist Verwöhnung daran schuld. Das Organ der Aufmerksamkeit ist auf Kosten des thätigen Organs geübt — vorausgebildet, zu reizbar gemacht worden. Nun zieht es alle Kraft an sich, und so entsteht diese Disproportion."

Daß es Schwäche war, ahnten sie im Stillen gut genug und litten schmerzlich darunter. Es ist ergreifend, wie dies Bewußtsein überall, bald als wehmüthige Erkenntniß, bald als bitteres Schamgefühl durchbricht. Im Sternbald ist

immer und immer wieder von dem „emsigen Fleiße" Dürer's und des Lukas v. Leyden die Rede; und der müßig schwärmende Franz ahnt, bei allem schüchternen Stolz auf seine überirdische Gefühlswelt, daß gerade dieser prunklose bürgerliche Fleiß die Künstlerschaft jener beiden Großen vollendet, daß sein eigener Unfleiß mit dem tiefsten, verhängnißvollen Mangel seiner Natur zusammenhängt. Mit derselben ahnungsvollen Scheu berichtet Wackenroder von dem unermüdlichen Arbeitseifer der großen Künstler der Vergangenheit, und sein Jakob Berglinger, der nicht Arzt hatte werden wollen, wie der Vater wünschte, krankt an dem „unbehaglichen Bewußtsein, daß er mit allem seinen tiefen Gefühl und seinem innigen Kunstsinn für die Welt nichts nütze und weit weniger wirksam sei als jeder Handwerksmann." Wenn er die Welt kämpfen und ringen sieht, kommt er selbst sich vor wie ein „lüsterner Einsiedler, der nur innerlich an schönen Harmonieen saugt und strebt, die Leckerbissen der Schönheit und Süßigkeit herauszukosten", Angst und Scham überwältigt ihn, er möchte ein asketischer Märtyrer werden, um mit der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen. Aus derselben Quelle fließt das überreiche Mitgefühl Emil's in Tieck's Liebeszauber, der sich an seinem Hochzeitstage, weil er ein Bild schmutziger Armuth gesehen hat, schluchzend auf die Erde wirft und sterben möchte. „Empfange mich bald, du freundlicher Boden, verbirg mich in deinen kühlen Armen vor den wilden Thieren, die sich Menschen nennen! O Gott im Himmel, wie verdiene ich es, daß ich auf Daunen ruhe und Seide trage — o jetzt versteh ich euch, ihr frommen Heiligen, ihr Verschmähten, ihr Verhöhnten, die ihr Alles bis auf euer Gewand der Armuth ausstreutet — selbst elend wurdet ihr, um nur diese Sünde des Ueberflusses von euch zu werfen." Und dies waren doch Tieck's Empfindungen,

des Handwerkersohnes, der, als er so schrieb, beständig mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Nur das Bewußtsein, einen ernstlichen Kampf um's Dasein niemals bestehen zu können, jeder straffen Arbeit kleinmüthig auszuweichen, ließ ihn sich so schuldig fühlen gegenüber den Mühseligen und Beladenen.

Schelling's Erscheinung, als er in den Kreis der Romantiker trat, wirkte imponirend auf sie, fast verblüffend. Man sah ihm an, daß er sich auf's Herrschen verstand. Er hatte die starken Instinkte, die blinden Zu- und Abneigungen, um die jene den Naturmenschen beneideten. Aber wer durch Instinkte herrscht, kann auch ihr Sklave werden; und darin waren sie ihm überlegen, daß sie dieser Gefahr nicht ausgesetzt waren. Die Geistesfreiheit, die sie schmückte, war nur deswegen nicht die höchste, weil sie die Folge eines Mangels war. Einzig in Novalis erschien sie ganz als Stärke, und das war vielleicht die Ursache, warum Schelling ihn niemals leiden konnte; ihm gegenüber war er wie der Löwe, der unwillig, mit Geberden verhaltener Wuth, vor dem Menschenauge in sich zurückkriecht. Uebrigens aber staunte er die Leichtigkeit und geschmeidige Beweglichkeit dieser Geister an, die für die Wucht und Schwerfälligkeit seiner Schwabennatur unerreichbar war.

Eben jener Leichtsinn, der zuweilen an's Frevelhafte grenzte, ist die Stärke dieses Charakters. Er verschafft ihm Zutritt, wo immer die Genien des Scherzes und Muthwillens und der Tollheit sich zum Tanze treffen. Und wenn der Romantiker kein festgegründetes Haus für seine Seele hat, so weiß sie gelenkig durch die schmalste Ritze in fremde Wohnungen einzuschlüpfen und dort sich zu tummeln und umzuschauen. Er besitzt jene „Freiheit und Bildung“, die Friedrich Schlegel verlangte, sich selbst nach Belieben philo-

sophisch oder philologisch, antik oder modern stimmen zu können, „ganz willkürlich wie man ein Instrument stimmt.“ Und ebenso kann er sich in und auf jede Person stimmen. Diese Fähigkeit, sich zu stimmen und sich in andre Charaktere hineinzutäuschen, macht den Schauspieler; und es ist nicht zufällig, daß die Sucht des Theaterspielens im Zeitalter der Romantik epidemisch auftrat. Tieck sagt im Phantasus: „Da unser ganzes Leben aus dem doppelten Bestreben besteht, uns in uns selbst zu vertiefen und uns selbst zu vergessen und aus uns herauszugehen, und dieser Wechsel den Reiz unsres Daseins ausmacht, so hat es mir immer geschienen, daß die geistigste und witzigste Entwickelung unsrer Kräfte und unsres Individuums diejentge sei, uns selbst ganz in ein andres Wesen hinein verloren zu geben, indem wir es mit aller Anstrengung unsrer geistigen Stimmung darzustellen suchen: mit einem Wort, wenn wir in einem guten Schauspiel eine Rolle übernehmen.“

Nach dem Urtheil Aller, die ihn haben spielen sehen, hätte Tieck der größte Schauspieler seiner Zeit werden können. Auch Wilhelm und Friedrich versuchten sich darin, wie Jedermann; aber Friedrich glänzte nur in gewissen Rollen, die ihm entsprachen. Tieck hingegen konnte jede denkbare Person mit einer eigenthümlichen und für sie passenden Seele beleben. Niemand, dem jene Vorlesungen nicht Zeitlebens im Gedächtniß blieben, wo er Dramen nicht sowohl vortrug als durch die Gewalt seiner allausdrucksvollen Stimme vorspielte. Das Erstaunlichste schildert Steffens: wie er eine ganze von Uebermuth und Laune funkelnde Posse, auf ein gegebenes Thema, improvisirte. Ueberhaupt ist es schwer zu entscheiden, ob er mehr Improvisator oder Dichter war; diese reizende gesellige Gabe hat ihn um den höchsten Lorbeer gebracht. Er dichtete ganz wie Rudolf im Sternbald, ohne Anfang

und Schluß, über Alles und Nichts, wie wenn er nur eben den Hahn öffnete und fließen ließe, bis Niemand mehr trinken kann.

Das Lockersitzen des Geistes erleichtert den Umgang; man fühlt den Zwang und Druck seiner Natur nicht, man sieht sich gleichsam selbst zu, wie man gewandt und zierlich die Pantomime der Gesellschaft aufführt. Es liegt zwar in dieser Eigenschaft auch der Grund zu aller Ziererei, Affektation, kurz äffischem Wesen, wie Tieck es ausdrückte. Viel gefährlicher aber noch ist die Angewöhnung, auch im wirklichen Leben, wenn es Ernst gilt, Rollen zu spielen. Es ist in Lovell meisterhaft dargestellt zu sehen, wie sich auf diesem Wege eine naiv freche Lügenhaftigkeit heraus bilden kann. Wenn Lovell ein Mädchen verführen will, deklamirt er ihr zuerst in bewußter Verstellung, heimlich sie und sich verlachend, seine Liebe vor; allmälig aber entzünden seine Phantasie und seine Sinne sich an dem bengalischen Feuer, und er schwärmt ihr endlich seine Meineide mit Hingebung und nicht ohne Treuherzigkeit vor. Höchst merkwürdig ist Tieck's Versuch, den Charakter Cromwell's aus dieser Freiheit und Beweglichkeit des Geistes zu erklären; wie er nämlich entdeckt habe, daß der Enthusiasmus, der ihm Anfangs natürlich gewesen sei, dessen er aber, um sein Ziel zu erreichen, öfter benöthigte, als der Trieb ihn brachte, sich auch bewußt herbeilocken lasse, wovon er denn häufigen Gebrauch gemacht habe: „auf die Art mußte dem großen Manne bald zweifelhaft werden, was in ihm wahr, was falsch, was Erdichtung, was Ueberzeugung sei; er mußte sich in manchen Stunden für einen Betrüger, in andern wieder für ein ausgewähltes Rüstzeug des Herrn halten.“ Tieck erlebte das beständig in sich selbst; bald erzeugte das Bewußtsein, jede Neigung, jede Ansicht nach Belieben von sich werfen und gegen eine andre

austauschen zu können, sprühenden Uebermuth in ihm, dann wieder Zweifel, Gewissensangst und verzweifelte Unsicherheit. Jedem Menschen liegen eine Menge Möglichkeiten des Handelns zur Auswahl vor, auch zu verwerflichem Thun kommen Einladungen, die nichts als ein unwillkürliches Auftauchen von Erinnerungen sind, mechanisches Umdrehen der Gedächtnißwalze, wie es auch im Traum geschieht. Derjenige nun, welcher den Unterschied zwischen einem genügenden Trieb zur Handlung und der Vorstellung davon nicht kennt, nimmt, was nur Zwischenaktsmusik ist, für das Stück selbst und rechnet sich mit verhängnißvoller Verwechselung geträumte Thaten an. Als Lovell, noch ein Knabe, mit seinem Freunde einen Berg bestieg, lockte es ihn unwiderstehlich, den Arglosen von einer schwindligen Klippe hinunterzustoßen, bis er, um der Marter ein Ende zu machen, ihn unter heftigen Thränen an seine Brust riß, worauf der Bund für's Leben geschlossen wurde; nach Jahren aber suchte er, aus Rachsucht und Selbstquälerei, dem Freunde dadurch eine tödtliche Kränkung zu versetzen, daß er ihm diesen Vorgang offenbarte, um zu beweisen, die scheinbare Freundschaft sei nicht aus Liebe, sondern vielmehr aus Haß und Mordlust hervorgegangen. Mit ähnlichen Erlebnissen zerfleischte Tieck sich häufig, besonders in seinen Kinder- und Jugendjahren. Er machte sich in Wahrheit für jede wilde Regung seiner aufgeregten Träume verantwortlich und schauderte vor seinem eigenen Selbst zurück, wenn seine Einbildungskraft es ihm verzerrt vorgespiegelt hatte. Das Bewußtsein, ein heimlicher Missethäter zu sein, drückte ihn nieder und konnte ihn, den Geselligen, menschenscheu machen; dann schlich er mit dem Gefühl herum, das fürchterliche Geheimniß seiner erträumten Verbrecher-Orgien vergraben zu müssen, dessen Entdeckung ihn in Schmach und Schande stürzen würde. Die schönere Seite dieser Eigen-

thümlichkeit ist das warme, freilich auch quälende Mitgefühl für jeden Frevler; denn „wo ist der Bösewicht, der nicht zum Engel würde, wenn er den Richter in die geheime Werkstätte seiner Seele führen könnte?“ und es liegt ja, wie Tieck an andrer Stelle sagt, zwischen gut und böse, zwischen Freud' und Leid, Pietisten und Gotteslästerer, dem Patrioten und Landesverräther nur eine Sekunde.

Während der vollkommen unbewußte Mensch nur einen Weg des Handelns sieht, den seinigen, übersieht der vollkommen bewußte eine unendliche Menge, aber nicht ohne einen von Anfang an als den seinigen zu erkennen; beide haben eine richtigere Schätzung von sich und Andern, Jener freilich kein Verständnis. Der bewußtwerdende, der Dämmerungsmensch, mit seinem Eingehen in Andre, seinem Aufschlucken der fremden Persönlichkeit, seinem Aufgehen in ihr, ist der geborene Vertraute der Menschheit, Künstler der Freundschaft. Der instinktive Zug und Schwung des Gefühls, der die Helden der Liebe macht, fehlte den Romantikern meistens; in der feinen, spielenden Kunst, Geist an Geist zu reiben und zu entzünden waren sie Meister. Im Phantasus hat Tieck ein Bild zu geben gesucht von dieser zarten, liebenswürdigen Geselligkeitsschwatzerei. Nirgends tritt das Weibliche der Romantik mehr hervor. Würden Männer, die nichts als Männer sind, mit so viel Grazie stundenlang über den hundertsten Theil der Faser einer Empfindung reden, plaudern und plaudern aus lauter Tanzlust des Geistes, heute durch Dick und Dünn eine Behauptung vertheidigen, um sie morgen auf's Blut zu bekämpfen — „o Brüder, Engelsherzen, wieviel thörichtes Zeug wollen wir mit einander schwatzen!“ Tieck hatte von Allen das größte Talent zur Freundschaft. Er hatte für Jeden Verständniß, Jeder konnte glauben, völlig mit ihm übereinzustimmen; was in

dem Augenblick sich auch so verhielt. Sein Einfluß auf die Menschen fand hauptsächlich durch persönliche Gegenwart statt. Es that so wohl, sich in seinem empfänglichen Geiste wiedergespiegelt zu sehen; aber alle Spiegel bekommen ihren eigentlichen Werth, wenn man davor steht, ja sie sind im Grunde nur Etwas, insofern sie etwas Aufgefangenes widerstrahlen. Dies Gefühl, auch wiederum von denen abhängig zu sein, denen er so viel gab, mag zu der rührenden Pietät beigetragen haben, mit der er das Andenken der alten Freunde festhielt, während sich beständig, bis an sein Lebensende, neue um ihn sammelten. Als er eine Ausgabe seiner Werke veranstaltete, hatte er den Einfall, jeden Band einem Freunde zu widmen mit Worten, aus denen eine feine, geistige und darum unwandelbare Zärtlichkeit spricht. Des Freundes Eigenart ehren, sich von Jedem besonders ergänzen lassen, war die Grundlehre seiner Freundschaftskunst: man kann vielleicht vor dem Einen Geheimnisse haben, die man mit einem weniger Vertrauten theilt, wenn die Natur derselben Jenem unzugänglicher ist. „Verarge doch dem Freunde nicht, wenn du ahndest, daß er dir Etwas verbirgt; denn dies ist ja nur der Beweis einer zärteren Liebe, einer Scheu, die sich ängstlich um dich bewirbt und sittsam an dich schmiegt"; wie schön ist hier der bescheidene Geist der Freundschaft charakterisirt im Vergleich zur tyrannischen Liebe. Auch Schleiermacher und Friedrich philosophirten über Freundschaft, namentlich Friedrich hatte Unerhörtes mit der unsichtbaren Kirche, mit der neuen Hanse vor. Aber gerade er war viel zu massiv für diese ätherische Empfindung und hatte, trotz aller leidenschaftlichen Absicht, kein Glück damit. Wenn Tieck und Wackenroder Arm in Arm am Giebichenstein über der Saale saßen und die Welt hinter sich versinken ließen, oder durch das alte Nürnberg mit einander schweiften, trunken von gemein-

samer Begeisterung, Einer durch den Andern beglückt und gehoben — das war romantische Freundschaft; romantisch auch dadurch, daß die verhüllte Gestalt des Todes dicht wie ihr Schatten ihnen nachzog. Ein langes Leben voll Krankheit war dem Einen bestimmt, Wackenroder ein jähes Sterben in der Jugend.

Wackenroder: ein Mensch von solcher Lieblichkeit, daß das zarteste Wort zu plump scheint, um sein Wesen zu bezeichnen; unter den übrigen Menschen wie Daniel unter den Löwen, aber ohne dessen erhabene Sicherheit. Denn er war scheu und nie ohne verhaltene Angst vor dem Leben, vor dem Zuviel; besonders vor dem Zuviel des Glückes. Wenn Tieck ihm seine glühende Freundschaft betheuerte und wie er nicht ohne ihn leben könne, erschrak er fast mehr als er sich freute, und wenn Tieck, von ihm getrennt, ein Wiedersehen und längeres Zusammenleben vorschlug, wehrte er sogar mit inständiger Dringlichkeit ab: das klopfende Herz möchte den liebsten Wunsch so gerne fassen und halten, wenn es nicht zu zerspringen fürchtete, die Krone des Glückes scheint zu schwer für das demüthige Haupt. Er wich aus, wenn das Füllhorn des Ueberflusses sich ihm zuneigte, weil er nicht wußte, wie er hernach das Entbehren ertragen sollte. Aber wenn das Schöne doch kam, empfing er es dankbar und selig. Ein gewisser überirdischer Ernst scheint ihn niemals verlassen zu haben, wenigstens mußte er bei den gemeinsamen Theateraufführungen der Freunde, als der am meisten dazu geeignete, die Kaiser und Könige darstellen. Allerdings war es ihm anzumerken, daß er in einem unsichtbaren Königreiche lebte und sich niemals in der Erdenregion zurechtfinden konnte, wo er auf einmal als ein gewöhnlicher Unterthan mit der körperlichen Welt hantiren sollte. Er gab sich große Mühe dazu und litt beständig unter Mißerfolgen. Um das gewalt-

thätige Menschenvolk nicht zu verletzen, wagte er sich mit seinen Prinzenideen nicht hervor und quälte sich doch mit Gewissensbissen über solche Unehrlichkeit und Feigheit. Er schleppte sich wund und müde an der Last des Berufes, den sein Vater ihm aufgezwungen hatte, am Studium der Jurisprudenz, und konnte doch, bei aller Hochachtung vor der Wissenschaft, seinen Widerwillen gegen einseitige Thätigkeit des kritischen Verstandes nicht überwinden. Er beneidete die Priester darum, daß ihr einziges Geschäft Verehrung und Anbetung war. Und das ist zu bewundern, wie streng, scharf, kritisch er sein konnte, wenn es galt, Tieck's erste poetische Versuche, die er mit übermüthiger Nachlässigkeit zusammenschrieb, zu beurtheilen; er ließ dem Freunde, an dessen Dichterberuf er glaubte, nichts Mittelmäßiges hingehen.

Von Frauenliebe scheint er nichts gewußt zu haben; Tieck gehörte die ganze Fülle seines zärtlichen Herzens. Vielleicht ahnte er, daß er sich an der Brandfackel der Liebe sogleich verzehrt haben würde. Voll Leidenschaft und Sinnlichkeit war er und hätte vielleicht ein wilder, ausschweifender Mensch werden können, wenn nicht in seinem Innern Etwas entzwei gewesen wäre: ich meine den Riß in der Scheidewand zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten. Nun strömte, was sich sonst vielleicht in furchtbaren vulkanischen Ausbrüchen entladen hätte, als betäubendes Dampfgewölk ans Licht und machte ihn zum phantastischen Träumer. Dem Geiste, in dem seine Sinnlichkeit sich aufgelöst hatte, theilte sie all ihr Süßes mit. Den Nebel aufzusaugen und zu vertheilen, hatte die Sonne seines Bewußtseins nicht die Kraft, und so war ein wogender, dämmeriger Schleier über seinem Geistesleben — eine bezauberte Märchenlandschaft, deren reizenden Umriß man nur ahnen kann, zuweilen brechen Strahlen durch und es scheint klar zu werden, anstatt dessen

aber wird der Nebel dichter und dunkler und löscht das liebe Bild aus.

Am Besten hat sich Wackenroder selbst geschildert in seinem Joseph Berglinger: „seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer oder Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießt ... Aber sein Inneres schätzte er über Alles und hielt es vor Andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkästlein verborgen, zu welchem man den Schlüssel Niemand in die Hand giebt. — Es genügte ihm nicht die bloße Gesundheit der Seele, und daß sie ihre ordentlichen Geschäfte auf Erden, als Arbeiten und Gutes thun verrichtete — er wollte, daß sie auch in üppigem Uebermuthe dahertanzen und zum Himmel als zu ihrem Ursprunge hinaufjauchzen sollte."

Und mit aufblitzender Erkenntniß sagt er am Schlusse der Lebensbeschreibung, was man als Motto über die Werke so manches Romantikers setzen könnte: „Ach, daß eben seine hohe Phantasie es war, die ihn aufrieb! Soll ich sagen, daß er vielleicht mehr dazu geschaffen war, Kunst zu genießen als auszuüben? Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunst still und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet und sie in ihrem Handeln auf Erden nicht stört? Und muß der Immerbegeisterte seine hohen Phantasien doch auch vielleicht als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einschlagen, wenn er ein echter Künstler sein will? Ja, ist diese unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas Andres und — wie mir jetzt erscheint — etwas noch Wundervolleres, noch Göttlicheres als die Kraft der Phantasie?"

Daß Genie Dualität sei, hatten denkende Romantiker erkannt. Das Verschwimmen des Bewußten und Unbewußten,

der beiden Personen des Ich in einander, also nicht scharf genug ausgeprägte Dualität ist die Ursache, warum die Künstler, die ich hier die romantischen im engeren Sinne genannt habe, keine schaffenden sein konnten.] Physiologisch würde es Schelling als ungehemmte Produktivität bezeichnen. Denn die Natur, sagt er, ist in einer unendlichen Evolution begriffen, und niemals würde ein Produkt entstehen, wenn die ewig strömende Produktivität nicht gehemmt würde. Das geschieht durch die Reflexion: „die Nothwendigkeit der Reflexion auf unser Handeln in jedem Moment (die beständige Duplicität in der Identität) ist der geheime Kunstgriff, wodurch unser Dasein Dauer erhält." Die reine Produktivität geht auf Gestaltlosigkeit, eine entgegengesetzte Macht muß den Fluß aufhalten, damit er gestaltet erscheine. „Die Natur hängt einmal nach dem Verwildern hin, und darum muß man Tag und Nacht dagegen arbeiten", sagt der alte Gärtner im Lovell, und Tieck ist auf diesen Gedanken, der ihm besonders bedeutungsvoll erschienen sein mag, später ausführlicher zurückgekommen.

Nach Schelling's Lehre ergießt sich die Kraft der Natur im Strome ihrer Entwickelung über drei Stufen: Reproduktionskraft, Irritabilität und Sensibilität, von denen die Sensibilität die höchste und letzte ist. Da sie die Fähigkeit ist, Eindrücke aufzunehmen und Irritabilität die Gegenwirkung gegen dieselben, so stehen diese beiden Kräfte im Wechselverhältniß und bilden zusammen, was man gewöhnlich Erregbarkeit oder Reizbarkeit nennt. Wo die Reproduktionskraft das Uebergewicht hat, wie etwa beim Löwen, sind die Reizbarkeitsäußerungen selten und schwer, aber kraftvoll; wo Sensibilität herrschen wird, nehmen sie an Leichtigkeit zu, wofür sie aber kraftloser werden. Der moderne, reizbare Mensch ist das Gegenstück des Löwen: während dieser ein

Uebergewicht nach unten hat, hat jener es nach oben; es ist, wie wenn die Produktivität beim Löwen nicht in Fluß käme, beim romantischen Menschen sich nirgend staute. Er ist beständig beschäftigt, auf die zahllosen Reizungen, die er empfängt, zu reagiren, sein Herz, Sitz der Irritabilität, mattet sich ab in diesem Kampfe und jagt das Blut mit Heftigkeit durch den Organismus bis zu kraftloser Erschöpfung, aus der neue Reize es aufstören. Löwennatur mit der Reizbarkeit eines romantischen Menschen vereinigt würde den größten Künstler machen.

Wie vielsagend ist es nach diesem Gedankengange, wenn Tieck den Geist des Dichters — eines solchen wie er war, natürlich — mit einem ewig bewegten Strome vergleicht, dessen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke schweigt, den jeder Hauch rührt, der jeden Lichtstrahl widerspiegelt. Nach immer neuen Bildern greift seine Phantasie, um die wollüstige Pein dieses unermüdlichen Auf und Ab in der Brust zu schildern. „Mein Leben ist ein rastloses Treiben ungestümer Wünsche“, sagt Lovell, „wie ein Wasserrad vom heftigen Strome umgewälzt, jetzt ist das unten was eben noch oben war, und der Schaum der Wogen rauscht und wirbelt durch einander und macht den Blick des Betrachtenden schwindlig.“

Dieselbe Frage wiederholt Franz Sternbald: „Wenn nur das ewige Auf= und Abtreiben meiner Gedanken nicht wäre! Wenn die Ruhe doch, die mich manchmal nur im Vorbeifluge küßt, bei mir einheimisch würde, dann könnt' ich von Glück sagen, und es würde vielleicht mit der Zeit ein Künstler aus mir . . . Ach ich seh' es ein, noch mehr fühl' ich es, das wird mir ewig nicht gegönnt sein. Ich kann nicht dafür, ich kann mich nicht im Zaum halten, und alle meine Entwürfe, Hoffnungen, mein Zutrauen zu mir geht vor neuen

Empfindungen unter, und es wird leer und wüst in meiner Seele, wie in einer rauhen Landschaft, wo die Brücken von einem wilden Waldstrom zusammengerissen sind."

Tieck selbst klagte noch im Alter darüber, daß auf die Periode des „Leichtsinns" immer lange Zeiten der Melancholie, Muthlosigkeit, ja Verzweiflung folgten, wo er stumpf und unempfindlich, durchaus unfähig sei irgend etwas zu unternehmen und zwecklos ins Leere brüte.

In Wackenroder dieselbe Krankheit: „Ich komme mit mir selber nicht auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich. — Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder unbekannter Hauch weht und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen."

Daß die „seltsamsten Absprünge von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe" seinem Gefühle so gewöhnlich waren, fand Friedrich Schlegel als Jüngling am meisten an sich zu tadeln. Es versteht sich von selbst, daß er diese Anlage seinem Julius in der Lucinde leiht, von dem er erzählt: „Dann berauschte er sich in Bildern der Hoffnung und Erinnerung und ließ sich absichtlich von seiner eigenen Phantasie verführen. Jeder seiner Wünsche flog mit unermeßlicher Schnelligkeit und fast ohne Zwischenraum von der ersten leisen Regung zur grenzenlosen Leidenschaft. Alle seine Gedanken nahmen sichtbare Gestalt und Bewegung an, wirkten in ihm und wider einander mit der sinnlichsten Klarheit und Gewalt. Sein Geist strebte nicht, die Zügel der Selbstherrschaft fest zu halten, sondern warf sie freiwillig weg, um sich mit Lust und Uebermuth in dies Chaos von innerem Leben zu stürzen." Mit der ihm eigenthümlichen Gründlichkeit hat er diese für die Menschen seiner Zeit so charakteristische Erscheinung untersucht und begutachtet und kam zu dem Schlusse, daß

Reizbarkeit das gefährlichste wie das schönste Geschenk der Götter sei. „Setzt in einem Gemüth die Empfänglichkeit sehr gering, die Reizbarkeit so grenzenlos, daß die leiseste Berührung ihre ganze Schnellkraft anregt; die Selbstthätigkeit sei so stark, daß sie die Herrlichkeit des Lebens mit der Reizbarkeit theile. Sein Dasein würde ein stetes Schwanken sein wie die stürmische Woge, eben schien sie noch die ewigen Sterne zu berühren und schon stürzt sie in den furchtbaren Abgrund des Meeres. Diesem Gemüth fiel aus der Urne des Lebens das höchste und das tiefste Loos der Menschheit; innigst vereint ist es dennoch ganz getrennt und im Ueberfluß von Harmonie unendlich zerrissen."

So möchten sie Alle das Danaergeschenk doch nicht missen und sind stolz auf das, was sie als ihr Unheil empfinden. Mit bewundernswerther Klarheit erkannte Tieck, daß die Reizbarkeit der Stachel war, der ihn nie dazu kommen ließ, ein ruhiges objektives Urtheil zu gewinnen: seine Sinne, die Gaukler, wie er sie nennt, schoben immer neue Gegenstände zwischen ihn und das beobachtete Bild, bis es ganz verzerrt und zerrissen war. Und doch machte es ihn glücklich, wenn ihm immer neue Gedanken und Gefühle „wie schießende Sterne durch die Seele flogen und einen blaugoldnen Pfad hinter sich machten" und er kannte nichts Schöneres als ein Durcheinander von Gefühlen, Stimmungen und Anklängen, das den Menschen wie mit einer Flamme durchschimmert. Ebenso klammert sich Sternbald, obwohl er beständig klagt über sein Zittern, Schwanken und Schweben, das ihn am kräftigen Schaffen hindert, an diese Krankheit, diesen Rausch, diesen Wahnsinn, als an sein Bestes und Schönstes fest; und doch steht Dürer, als der Mächtige, groß und unantastbar im Hintergrund, und es klingt, als wolle er mit wenigen schlichten Worten seine selbstverständliche Ueberlegenheit er-

klären, wenn er sagt: „Mir hat der Himmel ein gelassenes Blut geschenkt.“

Klar, scharf und keinen persönlichen Antheil verrathend ist, was Novalis über die Reizbarkeit gesagt hat:

„Allzu große geistige Beweglichkeit und Sensibilität deutet auf Mangel an Capacität. Siehe die phantasiereichen, ahnungsvollen Menschen.“

„Wer eine reizbare Seele hat, bei dem weckt ganz natürlich die Gegenwart eines Unglück die ganze Schaar des andern Unglücks auf, und nun geht im Sturm und Zittern Alles bunt durch einander, ohne Verstand und Ueberlegung.“

„Eine reizbare Vernunft ist eine schwächliche, zärtliche; daher die Moralisten und Bemerker oft so schlechte Praktiker.“

Die Reizbarkeit gab den Romantikern das ewig Jünglingshafte; denn die Jugend ist die Zeit des schäumenden Blutes, wo auch dem Gelassensten wohl einmal die Zügel aus der Hand fallen. Es ist nicht die runde, unschuldsvolle, staunende, nichts von sich wissende Kindlichkeit, die naive Menschen auch im Alter haben können; es giebt auch frühreife, schmale Kindergesichter mit großen, erschrockenen Augen, die mehr wissen, als sie fassen und ertragen können, die nicht ordnen können, was Alles auf sie einstürmt, und deswegen nicht aus und ein wissen in dem verwickelten Leben.

„Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land“ —

so hatte Novalis seinen Freund Tieck angeredet. Tieck erzählte in späteren Jahren, wie er als kleines Kind mit seiner Wärterin auf dem Schloßplatze in Berlin gewesen sei und herzlich vergnügt die vielen Gegenstände um sich herum betrachtet habe, und wie da die Wärterin, von ihm unbemerkt,

zum Scherz sich hinter einem Pfeiler versteckt habe; da ergriff ihn zum ersten Mal das Gefühl von Verlassensein so schrecklich, daß das kleine, verschüchterte Gemüth sich gar nicht wieder wollte trösten lassen. Mehr als andre Menschen hat der romantische Charakter Grauen vor der Einsamkeit und ein an Schwäche grenzendes Bedürfniß nach Gesellschaft und befreundeter Umgebung, und bei allem Hang und aller Gabe zur Freundschaft erschwert gerade ihm seine Reizbarkeit den Verkehr mit Menschen unendlich. Jede Abweichung vom Ideal, von dem Bilde, das seinem schönheitssüchtigen Auge vorschwebt, stört ihn und kann ihn zu erbittertem Unwillen reizen. „Sein Freund zu sein, ist die Aufgabe aller Aufgaben; denn er ist so reizbar, daß man nur husten, nicht edel genug essen oder gar die Zähne stochern darf, um ihn tödlich zu beleidigen." Selbst nicht harmonisch hat er ein leidenschaftliches Verlangen noch Harmonie in Andern. Nur Wenige wissen die Liebe zum Vollkommenen mit Duldung des noch Unvollendeten zu vereinigen, und doch ist jene nur mit dieser großherzigen Nachsicht verbunden schön und gut. „Allzu heftige Unleidlichkeit des Unvollkommenen ist Schwäche", sagt Novalis.

Der einzige, den die Romantiker ohne Vorbehalt verehrten, war Goethe. Er war für sie etwas der antiken Poesie Gleichzustellendes: ein Sinnbild der Schönheit, der sie zustrebten. Ebenso wie die moderne Poesie im Gegensatz zur antiken war ihr Charakter nicht schön, sondern interessant: interessant bedeutet Zwischensein, also Werden. Alles gilt von ihnen, was Friedrich Schlegel zum Tadel und zum Ruhm der modernen Kunst sagte: die hervorbringende Kraft rastlos und unstät, die Empfindlichkeit immer ebenso unersättlich wie unbefriedigt, Verworrenheit, Gesetzlosigkeit, Skepticismus, vielseitige Charakterlosigkeit — Alles in Allem ein Chaos.

Aber aus dem Chaos schuf der schönste der Götter, Eros, eine Welt.

Wenn nun das Chaos, um einen Ausdruck von Friedrich Schlegel zu wiederholen, nur auf die Berührung der Liebe wartet, um eine harmonische Welt hervorzubringen, so erinnert das an die Ansicht von Novalis, jede Verbesserung unvollkommener Constitutionen laufe darauf hinaus, daß man sie der Liebe fähiger mache. Und merkwürdig stimmt damit die Lehre überein, die der alte Mann in Tieck's Roman dem Sternbald giebt, daß das Höchste was der Mensch erlangen könne, Zufriedenheit mit sich selbst sei. „Mit sich zufrieden sein", rief der Alte, „mit allen Dingen zufrieden sein, denn alsdann verwandelt er sich und Alles um sich her in ein himmlisches Kunstwerk und läutert sich selbst mit dem Feuer der Gottheit"; und eindringlich knüpft er die Empfehlung an den Jüngling daran, seine Kunst und sich selbst zu lieben und zu verehren, ja keiner nachtheiligen Selbstverachtung Zugang zu gestatten. Man könnte es für sehr wunderlich halten — wenn man nicht gar Ziererei darin sieht, — daß eine Schwierigkeit darin liegen soll, sich selbst zu lieben. Und doch war es keine Affektation, wenn so viele der Romantiker nach diesem so natürlichen Triebe mühsam rangen auch Friedrich Schlegel behauptete, daß die Unfähigkeit sich selbst zu lieben ihm die Bahn zur Größe verschließe. Abgesehen davon, daß die beiden Personen, die das Ich bilden, übereinstimmen müssen, wenn sie sich lieben sollen, muß man bedenken, daß die Kunst thatsächlich darin liegt, den richtigen Grad der Selbstliebe zu treffen, so daß man vor Selbstüberhebung ebenso sicher ist wie vor Selbsterniedrigung, ferner das richtige Verhältniß zur Nächstenliebe zu finden. Es giebt Menschen, denen es verhältnißmäßig leicht wäre, den Nächsten mehr als sich selbst zu lieben, während sie das

Gebot, welches befiehlt, ihn wie sich selbst zu lieben, nicht erfüllen können. Dem Romantiker ist es eigen, zwischen einer sich selbst wegwerfenden Hingebung an die Menschen und Ekel an ihnen zu schwanken. Man vergleiche die Stelle im Phantasus, wo Tieck von der Empfindung, mit der er im Plutarch von großen Menschen liest, mit einer andern in Lovell, wo Balder seiner Menschenverachtung Ausdruck giebt. Dort fühlt er eine Welt zu viel und möchte sie dem angebeteten Helden in den Schoß werfen, ein quälender Drang sich aufzuopfern beseelt ihn. Hier heißt es: „Ach das Brausen von Mühlrädern ist verständiger und angenehmer als das Klappern der menschlichen Kinnbacken; der Mensch steht unter dem Affen, eben deswegen, weil er die Sprache hat, denn sie ist die kläglichste und unsinnigste Spielerei. — . . . Ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatzthiere, tief unter mir . . . und rief den Fleischmassen zu: Ihr Armseligen — Klumpen von todter Erde — Thiere und Bäume sind in ihrer Unschuld verehrungswürdiger als die verächtliche Sammlung von Staub, die wir Menschen nennen." Sind auch diese Worte einem Wahnsinnigen in den Mund gelegt, so hört man ihnen doch an, daß Tieck sie in sich erlebt hat. Und man sieht hier, wie Selbstverachtung und Menschenverachtung sich gegenseitig bedingen.

Wir sehen den Dämmerungsmenschen, das Chaos, in dem die Massen trübe durch einander schwanken. Das Licht ist eingedrungen und sucht sie zu theilen — noch wird es nur als die scheidende Macht empfunden, die aus einander schneidet, was mit dumpfem Wohlgefühl in eins verschwommen war. Reichthum, Harmonie, Vollendung nannte Friedrich Schlegel die drei Theile, die zur reinen Vollkommenheit des Charakters gehörten, womit nichts Anders gemeint ist als

Willen (Trieb, Unbewußtes), Intellekt (Absicht, Bewußtsein) und Vereinigung dieser beiden Hälften in eine Welt. Indem er sagt, Vollendung äußere sich als Selbständigkeit oder sittliche Liebe, macht er es uns klar genug, was wir darunter verstehen sollen. Diese Dreieinigkeit ist keine andre als die Herder's: Licht, Liebe, Leben.

Wenn die dämmernden Massen des Chaos in Tag und Nacht geschieden sind, dann erst kann die Liebe sie harmonisch verbinden. Mit der einschlagenden buchstäblichen Richtigkeit klassischer Offenbarungen nannte der Apostel Paulus die Liebe das Band der Vollkommenheit.

Romantische Philosophie.

Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist
ein Gott, der da wirket Alles in Allem.
Paulus, Korinther XII, 6.

Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume
Ein leiser Ton, gezogen,
Für den, der heimlich lauschet.
Friedr. Schlegel.

Als ein Märchenland, wo Alles Wunder ist, denken wir uns die Romantik; und doch dürfte Kant, dem unerbittlichsten Denker, ein Monument darin errichtet werden. Nicht weil er in blaue dunstige Ferne hinein die hängenden Gärten seiner intelligibeln Welt baute oder mit undurchdringlichem Lächeln dem Geisterglauben das Wort redete, sondern weil er den Schwerpunkt der Philosophie in den Menschen verlegte. „Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg“, verkündigte später Novalis. Diesen Weg hat Kant eingeschlagen. Von allen Seiten hatte man in die Weltveste einzudringen gesucht: da entdeckte er eine kleine überwachsene Pforte, die bisher übersehen war, einen unterirdischen Zugang zur Schatzkammer, wo alle werthvollsten Güter aufgespeichert sind. Nun stürzte sich der Strom des Forschens in die dämmerige, unabsehbare Höhle hinein.

Kant's Meinung war gewesen, die Grenzen unsres Erkennens zu zeigen und die Unmöglichkeit, das Ding an sich, den Kern des Erscheinenden, zu greifen, so lange wir in die Maske unsrer Sinne und angeborenen Vorstellungen

vermummt sind; wie zwei Ritter in Rüstung, wenn sie sich die Hand geben, nicht die Hand selbst, sondern nur das unempfindliche Eisen berühren und fühlen. So etwa sollten sich der Mensch und die Welt gegenüberstehen: zwei Vermählte, denen die erste, blind feurige Umarmung die erträumte Vereinigung und Befriedigung nicht gebracht hat, und die nun, nachdem sie allmälig von ihrer bitteren Enttäuschung und Erkältung zurückgekommen sind, verzichten und sich zu einem freundschaftlichen, schonenden Nebeneinanderleben entschließen. Wie angemessen, tapfer und bewundernswerth dies auch unter Umständen sein mag, so ist es doch nichts Andres als ein modus vivendi; der Mensch ist ein geborener Held, der, wie Achilles, auch in weibisches Gewand verkleidet, nach dem Schwerte greift, sowie er eins von ferne klirren hört; ein Königssohn, dessen Natur nach der Krone zu trachten, wie zurückgedrängt sie auch durch Zufall oder Absicht sei, früher oder später desto mächtiger hervorbricht. Daß es dennoch möglich sei, möglich sein müsse, die Welt zu durchdringen, ihre Seele zu berühren, allwissend zu werden, war die erste dunkle philosophische Regung im Kreise der Romantiker.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt,
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth",

diese Goethe'schen Worte erklärte der junge Friedrich Schlegel für seinen Wahlspruch. Goethe, den Vertrauten der Natur, proklamirten sie im Athenäum als ihren Führer, als den Vertreter der neuen Zeit; neben ihm aber einen andern Mann, einen Schüler Kant's, der das, was er Natur nannte, nichtachtend mit dem Fuße von sich stieß: Fichte.

Aus seinen Bildern sehen uns seine großen Augen mit

einem fanatischen, zehrenden Geistblick an, der nichts von den wechselnden farbigen und plastischen Gegenständen um sich her wahrzunehmen scheint; man könnte sich aus seinen Augen seine Philosophie erklären: für sie giebt es nichts als das Absolute, ein großes Begriffsgerippe anstatt des athmenden, blutwarmen Naturleibes. Das tollkühne System berührt den Boden nur in dem einen Punkte: Ich bin ich. Von da aus thürmt es sich schwindelnd empor. Wer hinaufklettert, greift vergebens nach einem festen Halte außerhalb, dabei wagt er weder über noch unter sich zu blicken, wo rings der Abgrund des Nichts ist, und die Luft wird dünner und dünner. Es leuchtet ein, daß das nicht Jedermanns Sache ist. Indessen wer geistige Gelenkigkeit und Energie genug besitzt, um den Versuch nicht zu scheuen, bei dem kann die halsbrecherische Uebung sogar zur Passion werden, und er gewöhnt sich daran auf die Gefahr hin, schließlich einmal das Genick dabei zu brechen. Trotzdem, auch wenn man annimmt, die Arbeit des abstrakten Denkens sei der damaligen Jugend nicht so widernatürlich und peinlich gewesen, scheint es erstaunlich, daß eine solche Lehre unter ihr Epoche machen konnte, daß sie, wie es thatsächlich der Fall war, die stürmischen jungen Gemüther jener revolutionären Zeit begeisterte. Die Verwandlung der Welt in ein Ich, die Fichte vornahm, war die heroische That, die ihm die Jüngerschaft der modernen Geister gewann. Dahin drängte die Zeit, es war, was jeder in sich erlebte. Daß die Welt bei Fichte nur eine äußere und das Ich nur ein erkennendes, vorstellendes, bewußtes war, kein fühlendes, dieser Mangel verschwand zunächst vor der Form des mächtigen Gedankens. Es gebe, sagte Fichte, nur zwei Arten der Philosophie: die kritische, die die Grenze des Ich-Bewußtseins nicht überschreite, dies sei die Kant'sche, und im

Gegensatz dazu die des Spinoza, welcher jene Grenze überschritten habe. Eine Täuschung ist es zu wähnen, es gäbe noch ein Außerhalb dieser Grenze; denn kann irgend etwas sein außer in unserm Bewußtsein? Was uns von uns unterschieden zu sein, was uns nicht Ich zu sein scheint, ist doch auch wieder nur eine in uns existirende Vorstellung; und weil wir den Begriff des Ich nicht bilden könnten ohne etwas, was nicht Ich ist, müssen wir eine Welt von uns lösen und uns davon unterscheiden. Eine optische Täuschung gleichsam verlegt das Ding an sich nach außen; wir sind es. Auch der stumpfeste Mensch wird geboren mit einer Einbildungskraft, die ihm die Welt schafft: er ist der Gott, der aus dem Chaos Licht werden läßt, den Himmel von der Erde scheidet, den Gang der Gestirne ordnet und nach einem moralischen Gesetz, das er aufstellt, die Handlungen des Geistes regelt.

Daß nichts außer dem Ich sei, war das Packende und Unantastbare in Fichte's Lehre; wäre er nun noch darauf gekommen, daß jene Grenze des Ich-Bewußtseins im Ich selber liegt, daß also das Nicht-Ich ist, aber allerdings nicht außer dem Ich, sondern in ihm, seine dunkle Hälfte, so hätte er in Wirklichkeit die Welt mit eingeschlossen, von der er jetzt abstrahirte und der Natur, die ihm jetzt nichts als vergängliche Materie war, den Geist gegeben. Denn das Ich und die Welt sind, nach einem Worte von Novalis, integrante Hälften.

Gerade in Fichte's Einseitigkeit lag eine verblüffende Größe. Wie ein blinder Riese schritt er durch die Natur und verhüllte sie mit seinem Schatten vor den Blicken derer, die sich ihm anschlossen. Hinreißend und erhebend wirkte sein Glaube an das Allvermögen des menschlichen Geistes. Die Menschheit fing an zu ahnen, was es eigentlich bedeute,

daß sie zum Bilde Gottes geschaffen sei. „Was ist denn unsre Würde", schrieb Friedrich Schlegel, zwanzigjährig, an seinen Bruder, „als die Kraft und der Entschluß, Gott ähnlich zu werden!" Dies tastende Gefühl, daß ein unendliches Ziel und eine göttliche Bestimmung vor dem Menschen liege, erleuchtete Fichte mit dem scharfen Lichte seines Bewußtseins. An dem Gedanken der Einzigkeit und Höhe des Menschen konnte sich der herbe Denker berauschen, und diese abstrakte Trunkenheit, in die er sich zuweilen in seinen Schriften steigerte, ist wohl geeignet, sich dem Leser mitzutheilen. Ich will ein Beispiel herausgreifen, wo er folgendermaßen über die Würde des Menschen spricht:

„Erst durch das Ich kommt Ordnung und Harmonie in die todte formlose Masse. Allein vom Menschen aus verbreitet sich Regelmäßigkeit rund um ihn herum bis an die Grenze seiner Beobachtung — und wie er diese weiter vorrückt, wird Ordnung und Harmonie vorgerückt. Durch seine Beobachtung falten sich die Weltkörper zusammen und werden nur Ein organisirter Körper; durch sie drehen die Sonnen sich in ihren angewiesenen Bahnen. Durch das Ich steht die ungeheuere Stufenfolge da von der Flechte bis zum Seraph; in ihm ist das System der ganzen Geisterwelt, und der Mensch erwartet mit Recht, daß das Gesetz, das er sich und ihr giebt, für sie gelten müsse; erwartet mit Recht die einstige allgemeine Anerkennung desselben. Im Ich liegt das Unterpfand, daß von ihm aus in's Unendliche Ordnung und Harmonie sich verbreiten werde, wo noch jetzt keine ist; daß mit der fortrückenden Kultur des Menschen zugleich die Kultur des Weltalls fortrücken werde .... was euch Tod scheint, ist seine Reife für ein höheres Leben — in jedem Momente seiner Existenz reißt er etwas Neues außer sich in seinen Kreis mit fort, bis er Alles in denselben ver-

schlinge: bis alle Materie das Gepräge seiner Einwirkung trage und alle Geister mit seinem Geist Einen Geist ausmachen. — — Das ist der Mensch; das ist jeder, der sich sagen kann: ich bin Mensch. Sollte er nicht eine heilige Ehrfurcht vor sich selbst tragen und schaudern und erbeben vor seiner eigenen Majestät? . . . ."

Diese Ueberzeugung von der schöpferischen Stellung des Menschen im Mittelpunkte der Welt, vorgetragen ohne den empörenden Uebermuth des Emporkömmlings, sondern mit dem angeborenen Bewußtsein, daß Adel verpflichtet, weckte den lauten Wiederhall in der Brust der romantischen Jugend; daß im eigenen Innern die Lösung aller Geheimnisse und der Quell aller Zukunft ruhe, war eben ihr Glaube und ihre Ahnung. Begründen konnte Fichte die unerhörten Forderungen, die er an die Menschen stellte, nur durch das Commandowort: du sollst!, das mit Sternenschrift am Himmel jedes Bewußtseins flammen sollte, eine angeborene moralische Sonne, deren Dasein vorauszusetzen war.

Es ist merkwürdig, wie wenig Beeinflussung eine philosophische Lehre ausübt, wie sie selbst vielmehr von jedem Geiste, der sie auffaßt, Umbildung erfahren muß. Für Manchen mochte Fichte's Ansicht eine Stütze des edelsten Strebens, eine Schule der Erhabenheit sein, schwache und unklare Gemüther sogen sich Gift daraus. Tieck, in dem kein Zug mit Fichte sympathisirte, hat im Lovell unnachahmlich dargestellt, wie zerrüttend die strenge Ich-Wissenschaft auf Kopf und Gemüth wirken konnte. In das gefühlsfromme Herz des Jünglings dringt die Lehre, daß die Natur, die ihn umgiebt, der er sich mit so sehnsüchtiger Innigkeit hinzugeben pflegte, nichts ist als ein Bild, das seine Einbildungskraft ihm vor die Sinne stellt; nirgends, nirgends antwortet seiner Liebe ein begegnendes Gefühl, sich selbst findet

er in entsetzlichem Einerlei, wohin sein verlangendes Auge sieht, die ganze Welt ist nur ein Spiegel, der ihm die Ewigkeit seines trostlosen Alleinseins vorhält.

„Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.“

Wie ein Taschenspieler und Zauberer steht er einsam inmitten der wesenlosen Schatten, die er auf die leere weiße Wand wirft, damit er sie nur nicht sieht, die außer ihm das Einzige ist, was ist. Können ihn die Bewegungen der Hampelmänner interessiren, die er selber tanzen läßt? Soll er den Sprüchen lauschen, die die Marionetten aufsagen, da er sie ihnen selbst in den Mund gelegt hat? Es ekelt ihn, immer und immer nur die eigenen Stücke aufführen zu sehen.

„Oft schwebt die Welt mit ihren Menschen und Zufälligkeiten wie ein bestandloses Schattenspiel vor meinen Augen. Oft erschein ich mir dann selbst wie ein mitspielender Schatten, der kommt und geht und sich wunderlich geberdet, ohne zu wissen warum. Die Straßen kommen mir dann nur vor wie Reihen von nachgemachten Häusern mit ihren närrischen Bewohnern, die Menschen vorstellen, und der Mondschein, der sich mit seinem wehmüthigen Schimmer über die Gassen ausstreckt, ist wie ein Licht, das für andre Gegenstände glänzt und durch einen Zufall auch in diese elende lächerliche Welt hineinfällt.“

Immer nur sein eigenes Bewußtsein ausschöpfend, geräth er in entsetzliche Verarmung. Dem König Midas ähnlich, dem sich Alles in Gold verwandelte, was er essen wollte, muß er verschmachten, weil er seinem Geiste keine andre Speise als das eigene Ich zu geben hat. Während für denjenigen, den eine Fülle verwandter, befreundeter oder verhüllter Erscheinungen umringt, die Welt ein Schlaraffenland ist, das auszumessen er sich Jahrtausende des Lebens

wünscht, steht er gelangweilt, heißhungrig, ausgeleert zwischen den Spiegelbildern seines kranken Ich:

„Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andre zu verwandeln. Aber noch hat sich mir kein Geheimniß enthüllt, noch hat die Natur nicht meinen Bezauberungen geantwortet; es ist gräßlich, nichts mehr zu lernen und keine neue Erfahrung zu machen...."

Der Zweifel an der Wirklichkeit der sinnfälligen Außenwelt reißt den grübelnden Geist weiter zum wahnsinnigen Zweifel an sich selbst. Mit dieser tollen Selbstvernichtung wechselt aber der Uebermuth des plötzlich König gewordenen Kindes. Denn der bisher als ein Liebender und Anbetender im Heiligthum der Natur gekniet hatte, erfährt auf einmal, daß er ihr Herr ist, der sie gemacht hat, wo sie schön ist, auf dessen Trost sie harrt, wo sie Mängel hat.

> Die Wesen sind, weil wir sie dachten.
> Im trüben Schimmer liegt die Welt,
> Es fällt in ihre dunkeln Schachte
> Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
> Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
> Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ohne Zweifel könnte dies Bewußtsein einen starken Geist zum höchsten Heroismus entflammen; aber den weichlichen Lovell drückt die Würde bald nieder, bald leiht sie ihm den Vorwand, seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen.

„So beherrscht mein äußerer Sinn die physische; mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an der Kette, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich

nach meinem Willen formen! Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetze gehorcht Alles."

Es ist selbstverständlich, daß man nicht Fichte dafür verantwortlich machen kann, wenn junge Leute ihr krankhaft angeschwollenes, leidendes Ich seinem höchst correkten Begriff unterschoben und dann an dieser popularisirten Philosophie zu Grunde gingen. In Novalis' schönem Gemüth entzündete jeder hineingesprühte Ideenfunke eine schlank auflodernde Flamme; wie er nichts erleben konnte, das ihm nicht wohl that und ihn nicht förderte, konnte er auch keinen Gedanken aufnehmen, der nicht neue, lebensvolle Gedanken in ihm belebt hätte. Wie wundervoll vermischen sich Trunkenheit und Besonnenheit in seinem philosophischen Jubelrufe: „Was ich will, das kann ich. Bei den Menschen ist kein Ding unmöglich." Es könnte scheinen, als ob das Fichte's Sprache wäre; aber wenn er und Novalis „ich" sagten, so hatten sie etwas ganz Verschiedenes im Sinne. Aus Reizungen der Sinne schafft sich der Mensch eine bunte, geräuschvolle, greifbare, ja eine vernünftige Welt: er ist ein Zauberer; aber ich zaubere, ohne es zu wissen, also bin ich es nicht, sondern ein andres Ich, das jenseit meines Bewußtseins herrscht, vollzieht in jedem Augenblick diese unerhörte Verwandlung. Wenn es mir gelingt, mich dieses transcendentalen Ich zu bemächtigen, dann bin ich Zauberer, dann bin ich erst in Wahrheit ganz Ich. An ihrem pfeilgraden, stolzen Falkenfluge erkennt man die Gedanken Novalis'. Offenbar war es ihm, daß der Mensch sein inneres Königreich noch nicht ganz kannte, geschweige denn beherrschte, aus einer unabsehbaren Tiefe, wohin der Blick nicht dringen konnte, drang der Ton mächtigen Lebens, und ohne Weiteres wagte er den verwegenen Harrassprung hinunter. Die beiden Reiche zu verbinden, unter ein Scepter zu bringen, die un-

bewußte Zauberkraft bewußt und dadurch sich erst zu eigen zu machen, war sein Programm für die Zukunft der Menschheit, die Aufgabe, die er ihr stellte. Man soll ihn selbst sprechen hören:

„Der größte Zauberer würde der sein, der sich zugleich so bezaubern könnte, daß ihm seine Zaubereien wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte das mit uns nicht wirklich der Fall sein?"

„Unser Körper soll willkürlich, unsere Seele organisch werden."

„Willkürliche Glieder sind Sinne in strengerem Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbesserung des Menschengeschlechts, der Graderhöhung der Menschheit. Bildung und Vermehrung der Seele ist das wichtigste und erste Unternehmen."

„Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisirt. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannigfach, als er mannigfach ist. Die Welt der Thiere ist schon ärmer und so herunter."

„Kunst, unsern Willen total zu realisiren. Wir müssen den Körper wie die Seele in unsere Gewalt bekommen. Der Körper ist das Werkzeug zur Bildung und Modifikation der Welt; wir müssen also unsern Körper zum allfähigen Organ auszubilden suchen. Modifikation unsres Werkzeugs ist Modifikation der Welt."

„Werkzeuge armiren den Menschen. Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da."

„Unser ganzer Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen

der Kunst, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Scham, der Freude, der Phantasie u. s. w. sind Indikationen genug. Ueberdem hat man genugsam Beispiele von Menschen, die eine willkürliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkür entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigener Arzt sein und sich ein vollständiges, sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können, dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht sogar im Stande sein, verlorene Glieder zu restauriren, sich bloß durch seinen Willen zu tödten und dadurch erst wahre Aufschlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen — dann wird er vermögend sein, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet."

Ganz wie Fichte nannte Novalis den menschlichen Körper den einzigen Tempel, den es in der Welt gebe: „man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet", und ganz wie Fichte verlangt er vom Menschen, daß er Erzieher der Natur sei, die moralisch werden müsse durch ihn. Anderseits hatte auch Fichte von der Theilbarkeit des Ich gesprochen und das, was er Nicht-Ich nannte, das Objekt, als wiederum theilbar, dem theilbaren Ich in ihm selber entgegengesetzt, so daß man hätte meinen sollen, er hätte an der Realität der Außenwelt, die das Ich in sich hat, ihr wirkliches Dasein überhaupt und ihren Zusammenhang mit dem Menschen erkannt. Aber bei Fichte blieb Alles todter Begriff, was Novalis lebendig machte. Wenn Novalis sagte, die Natur sei ein encyklopädischer, systematischer Index oder Plan unseres Geistes, so konnte Fichte das unterschreiben; aber er gehörte zu denen, die sich „mit dem bloßen Verzeichniß unsrer Schätze begnügen" wollen, während Novalis

aufforderte, sie selbst zu betrachten, zu bearbeiten und zu benützen. „Das Fatum, das uns drückt“, sagte er, „ist die Trägheit unsres Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unsrer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht herausströmen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns herum, bis am Ende keine Negation mehr sein wird, sondern wir Alles in Allem sind. Gott will Götter.“

So flößte Novalis Blut und Seele in das starre Knochengerüst von Fichte's System und bemerkte gar nicht, daß er selbst der Schöpfer dieses pulsirenden Lebens war. Daß das Fichte'sche Ich eine Versteinerung war, losgerissen von dem Zusammenhang der lebendigen Natur, empfanden alle diejenigen, die den Strom ihrer unendlich entwickelnden Kraft in sich auf- und abschwellen fühlten. Viele, die sich an Kant und Fichte gebildet und die wissenschaftliche Methode dankbar angenommen hatten, geriethen in eine trotzige Widersetzlichkeit, als sie inne wurden, daß der Quell der Liebe in ihnen verschüttet werden sollte. Im Jahre 1796 verfaßte Franz Baader eine Schrift gegen Kant, die damals ungedruckt blieb, worin er dessen moralischen Imperativ angriff, da ein Mensch, der nur einem „du sollst“ gehorchend gut handle, daneben ein abgefeimter Bösewicht sein könne. Auf die moralische Willensveränderung komme Alles an, von der Kant, die Natur für unheilbar böse haltend, nichts wisse, und im Gegensatz zu dem Kantischen: lex est res surda et inexorabilis führt er zwei Sprüche frommer und menschenfreundlicher Heiden an, den des Seneca: Sanabilibus aegrotamur malis, nosque in rectum genitos, si sanari velimus, natura adjuvat; und den des Plinius: Deus est mortali juvans mortalem. Ebenso Schelling: „Nur in dem Punkte,

wo das Ideal uns selbst ganz auch das Wirkliche, die Gedankenwelt zur Naturwelt geworden ist, allein in diesem Punkte liegt die letzte, die höchste Befriedigung und Versöhnung der Erkenntniß, wie die Erfüllung der sittlichen Forderungen allein dadurch erreicht wird, daß sie uns nicht mehr als Gedanken, z. B. als Gebote erscheinen, sondern zur Natur unsrer Seele und in uns wirklich geworden sind."

Man sieht, daß sich hier ein uralter Kampf erneuern sollte, denselben, den Paulus gegen das Gesetz kämpfte als Verkündiger der Religion, der Freiheit und der Liebe.

Denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde.

So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

Denn Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht.

Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden.

Regiert euch aber der Geist, so seid ihr nicht unter dem Gesetz.

Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Setzt man für Gesetz Erkenntniß oder Absicht, für Glauben Trieb oder Instinkt, so sieht man, daß Liebe in Paulus' Sinne nichts andres ist als was die Romantiker Vereinigung von Trieb und Absicht, Bewußtem und Unbewußtem nannten: ist der Instinkt durch die Erkenntniß, als durch seinen Zuchtmeister, so erzogen, daß ihm das Gute natürlich geworden ist, so ist er frei von ihm oder eins mit ihm in Liebe. Es ist begreiflich, daß die Romantiker, denen die Berührung von Natur und Bewußtsein im Ich eigenthümlich war, die die beiden Hälften des theilbaren Ich gleichmäßig zu werthen wußten, Fichte eine Zeit lang ver-

göttern konnten als geborenen Zuchtmeister, eine Verkörperung beinah des Gesetzes, aber als er die Alleinherrschaft beanspruchen wollte, sich widersetzten im Hochgefühl, daß sie nicht der Magd Kinder seien, sondern der Freien. Höchst charakteristisch ist es, wie sich die Glieder des Freundeskreises zu ihm stellten: die beiden Schlegel, denen wie ihm selbst ein gänzlicher Mangel an Natursinn eigenthümlich war, vermißten nichts Wesentliches an seiner Philosophie und waren auch diejenigen, die ihm den Thron aufgerichtet hatten; Novalis hielt für selbstverständlich, daß er den Uebergang zur Natur noch einschlagen würde und hielt an ihm fest, solange er diese Ueberzeugung hatte; Wackenroder mochte sich nie mit ihm beschäftigt haben, Tieck empfand ihn geradezu als etwas Feindseliges. Den Dämmerungsmenschen war er zu grell und schneidend; sie waren wie Kinder, die auch nicht für einen Augenblick, einem kurzen abenteuernden Streifzuge zu Liebe, das Kleid der Mutter loslassen mochten. Nur von ihr wollten sie Alles lernen und erfahren. „Wer die Erde so wie eine geliebte Braut an sich drücken vermöchte, daß sie ihm in Angst und Liebe gern ihr Kostbarstes gönnte!“ Hundertmal zurückgestoßen schmiegte sich Tieck doch immer wieder an den geliebten Leib der Natur, unerschütterlich in dem rührenden Glauben, sie lebe wie er und müsse sich einmal ihm offenbaren.

„Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß uns die weite Natur mit ihren Bergen in der Ferne, mit dem hohen gewölbten blauen Himmel, mit den tausend belebten Gegenständen, wie mit einem gewaltigen Entsetzen ergreifen kann. Dann streicht der Geist der Natur unserm Geiste vorüber und rührt ihn mit seltsamen Gefühlen an, die wankenden Bäume sprechen mit verständlichen Tönen zu uns, und es ist, als wollte sich das ganze Gemälde plötzlich zusammen-

rollen, und das Wesen unverkleidet hervortreten und sich zeigen, das unter der Masse liegt und sie belebt ..... Oft ist mir jetzt, als wollte das Gewand der Gegenstände entfliehen wie von einem Sturmwind ergriffen, und ohnmächtig fällt mein Geist zu Boden, und die Gewöhnlichkeit tritt an ihre Stelle zurück."

Unbefriedigt von der Wissenschaft des Tages zog er sich in seine Waldeinsamkeit zurück mit dem alten Jakob Böhme, dessen verhüllte Mystik ihm verständlicher war als Fichte's unbiegsame Logik. Da las er von der einen Natur, die durch das Sehnen nach Gottes Licht offenbar wird, von dem sehnenden Willen der Natur, die das Paradies in sich spürt und im Paradies die Vollkommenheit, wonach sie sich erhebt und drängt und ängstet, in welchem Drängen sie immer etwas Schöneres, Höheres, Neues hervorbringt. „Nun ist ein Geist andres nichts als ein aufsteigender Wille, und ein Willen hat die Aengstlichkeit zur Geburt, und in der Aengstlichkeit gebiert sich das Feuer, und im Feuer das Licht, und vom Licht wird der Wille freundlich, lieblich, mild und süß; und im süßen Willen gebiert sich die Kraft, und in der Kraft gebiert sich das Reich und die Herrlichkeit." Der bestrickende Zauber, den diese geheimnißvolle Verkündigung auf den Romantiker ausübte, lag ohne Zweifel darin: daß hier keine unversöhnliche Entgegensetzung von Geist und Natur war, oder Ausschließung des Einen, sondern daß nichts war außer der einen Natur, die Kraft ihres sehnenden Willens sich wandelt und erhebt durch das Licht zum Reich Gottes und der Herrlichkeit.

Alles, was man an Fichte vermißte, theils noch von ihm erwartete, wovon die Romantiker unklar träumten, das wurde plötzlich durch einen ganz jungen Mann, vom Katheder herab, fest, überlegt, machtvoll verkündet als eine neue

Wissenschaft: Naturphilosophie. Man kann sich kaum vorstellen, wie Schelling die jungen Geister packte und hinriß; seine Lehre war ihnen eine Befreiung. Augenblicklich schieden sich feindliche Lager; sein Feldzug, an der Spitze eines kleinen aber leidenschaftlichen Trupps, war wie der etwa gleichzeitige eines andern Generals, Bonaparte's, ein Stürmen von Sieg zu Sieg. Das Große, Neue, Packende in den kleinen Schriften, die er nach einander veröffentlichte, war nun eigentlich der Glaube an die Einheit und Vernünftigkeit des Alls. „Hätte Kepler seine Forschungen machen können ohne den Glauben an die Vernünftigkeit des Sonnensystems?“ sagte Baader einmal. Eben dieser Glauben war die Grundlage von Schelling's Philosophie. Während er noch durchaus Fichte's Anhänger war, schwebte ihm der Gedanke vor, daß Einheit von Wissen, Glauben und Wollen das letzte, höchste Ziel der Menschheit sei; daß Sein und Erkennen, Gegenstand und Vorstellung im Grunde eins seien; daß die Geschichte des Alls eine Geschichte des Selbstbewußtwerdens sei. Er billigte, daß Fichte in seiner Philosophie vom Ich ausging, wie denn Fichte es auch nicht tadelte, daß ein Andrer von der Natur ausginge; denn Beide müssen sich ja nothwendig treffen, beide Wege seien gleich richtig, beide hätten dasselbe Ergebniß. Die Natur nämlich kämpft sich durch zum Ich.

Schelling's Philosophie ist eine Entwickelungslehre. Die organische Natur sah er an als eine höhere Potenz der anorganischen, wenigstens die Hoffnung hegte er, daß man einmal alle Organisationen als successiv, allmälige Entwickelung einer und derselben ursprünglichen Organisation darstellen könne. Die Entwickelung geschieht in der Form eines Riesenkampfes zwischen zwei Grundgewalten, die auf unzähligen Stufen in unzähligen Verwandlungen erscheinen: der Kampf ist die Geschichte der Natur und des Lebens.

Die Natur ist das trägste Thier, das Alles haßt, was es zur Bewegung und zur Thätigkeit zwingt. Darum haßt sie die Dualität, die die Ursache des Lebens ist, haßt das Geschlecht, haßt das Individuum, und möchte es in den Schlummer der Bewußtlosigkeit zurückziehen. „Die Natur haßt das Geschlecht, und wo es entsteht, entsteht es wider ihren Willen. Die Trennung der Geschlechter ist ein unvermeidliches Schicksal, dem sie, nachdem sie einmal organisch ist, sich fügen muß, und das sie nie vermeiden kann. — Daß sie das Individuum nur gezwungen und der Gattung wegen ausbildet, erhellt daraus, daß, wo sie in einer Gattung das Individuum länger erhalten zu wollen scheint (obgleich das nie der Fall ist), dagegen die Gattung unsichrer wird, indem sie die Geschlechter weiter aus einander halten und gleichsam von einander flüchten muß. In dieser Region der Natur ist der Verfall des Individuums minder sichtbar schnell als da, wo die Geschlechter sich näher sind, wie in der schnellwelkenden Blume, wo sie bei ihrem Entstehen schon in dem Einen Kelch wie in das Brautbett gefaßt sind, wo aber deswegen auch die Gattung gesicherter ist."

Beständig drängt die Natur auf den Organismus ein, sein Leben ihren chemischen Kräften zu unterwerfen. Aber eben was das Leben zerstören sollte, erhält es; denn im Ankämpfen gegen die Natur, um sein Einzelrecht gegen sie zu behaupten, bildet der Organismus seine Glieder zu immer tüchtigeren Waffen und begegnet jedem Reiz von außen durch erhöhte, verfeinerte Wirksamkeit. So vervielfältigen und steigern sich die Bildungen im Kampf um's Dasein.

Man könnte hier einen interessanten Vergleich verfolgen: das Lebendige ist der Protestantismus, der sich aus dem Mutterschoße der allgemeinen, alleinseligmachenden Kirche los-

gerissen hat, das negative, verneinende, protestirende Element. Sie giebt ihren Anspruch nicht auf, immer streckt sie ihre Arme flehend, lockend, versprechend, drohend nach den Abtrünnigen und Ketzern aus. Wenn sie dem Rufe folgten und wenn jede Protestation aufhörte, müßte, wie sich das Jeder aus der Geschichte folgern kann, Ruhe, Verfall und Verwesung schließlich eintreten.

Wenn der äußere Reiz der Natur, der den Organismus angreift, um ihn zu zerstören, aufhört, oder richtiger gesagt, wenn der Organismus unempfindlich für ihn wird, gleichsam von ihm unabhängig, ist er dem Erlöschen nahe; denn eben Kampf und Bewegung ist das Wesen des Lebens. Also ist Sehnsucht nach Ruhe Sehnsucht nach dem Tode.

„Alles, was da lebt und leibet, geht aus dieser Androgynenlust hervor", sagt Baader, „sie ist die geheime, undurchdringliche, magische Werkstätte alles Lebens, das geheime Ehebett, dessen Rein- und Unbefleckterhaltung das selige, gesunde, dessen Verunreinigung das unselige, kranke Leben gebiert. Jede lebendige Kreatur in jeder Stufe und Sphäre des Lebens ist, wie die Alten sagten, solarisch und terrestrisch oder siderisch und elementarisch zugleich, und das Sakrament des Lebens wird ihnen Allen nur unter diesen zweien Gestalten dargereicht." Zum ersten Male stellte Schelling dies Drama des Weltalls, diesen Zwiespalt im Einen, das endlose Sichsuchen, Vereinigen nnd Auseinanderfliehen der getrennten Pole, die Disharmonien, die sich in einem großen harmonischen Zusammenklang auflösen, mit überwältigendem Ungestüm dar. An die Stelle des Fichteschen starren: Ich bin — trat ein unendlich lebensvolles, aussichtsreiches, hoffnungsvolles: Ich werde. „Wir sind gar nicht Ich, wir können und sollen aber Ich werden, wir sind Keime zum Ich-Werden", heißt es bei Novalis. Und

nicht etwa hatte dies ewige Werden etwas trostloses Ermüdendes: die allumfassende Einheit steht wie ein besänftigender Goldgrund hinter dem bunten, stürmisch bewegten Gemälde, wie eine Sonne still im Reigen der Planeten. Ein Band verbindet Endliches und Unendliches, Bewußtes und Unbewußtes — Schelling nennt es die Copula — die unendliche Liebe seiner selbst, die Lust des Sichoffenbarens, lauter Bejahungsfreude. Dies Band erkennt man in der Natur als Schwere, im Menschen soll es vollends durchbrechen und das Verbundene zur Freiheit führen.

Schelling gab dies Alles nicht systematisch, sondern wie es in ihm entstand, in springenden Einfällen, die es ihm immer klarer und klarer werden ließen. Es waren lauter Blitze, die schnell, zuckend die goldene Unendlichkeit des Himmels aufrissen und dann wieder verhüllten, sodaß eine unstillbare Sehnsucht zurückblieb. Vielleicht fesselte er gerade dadurch so sehr. An der Stelle eines Briefes, den der junge Norweger Steffens im Jahre 1800 an den noch jüngeren Schelling schrieb, möge man den Eindruck ermessen, den seine ersten naturphilosophischen Werke machten: „Nichts hat mich so begeistert wie Ihre Transcendentalphilosophie. Es ist das Umfassendste, was ich kenne — das wahrste System — ein erhabenes Kunstwerk — immer flieht sich, was sich suchen soll — ich gerieth in die fürchterlichste Spannung, verlor mich, um die Welt zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philosophie hinein, um von dort den Himmel zu schauen, weil ich ihn nicht unmittelbar wie den dichtenden Gott in meinem Busen habe. Hier sah ich nach und nach die Sterne hervortreten — bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufstieg und Alles erhellte. Hier aber ergriff mich eine wunderbare

Rührung. Thränen der heiligen Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in die unendliche Fülle der göttlichen Erscheinung. . . . Hier lege ich den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen sicher reichen wird."

Für die Romantiker war aber dies das Wichtigste: daß das ihnen angeborne Gefühl, Natur und Geist als Eins zu sehen, durch Schelling bestätigt und zu einer wissenschaftlichen Ansicht erhoben war. Er wußte genau, zu was für verhängnißvollen Irrthümern es führen kann, wenn man coexistirende Erscheinungen nur als Ursache und Wirkung von einander fassen kann; welche barbarische Plumpheit des Denkens später einriß. Als coexistirende Erscheinungen, die sich gegenseitig erklären, betrachtet er Natur und Geist, Inneres und Aeußeres. Ein Lieblingsschriftsteller der Gebrüder Schlegel, Hemsterhuis, hatte gesagt, der Körper sei geronnener Geist und das körperliche Universum ein geronnener Gott. Friedrich Schlegel's „Geist ist Naturphilosophie" und mehrere Aussprüche von Novalis: „Die Welt ist ein Universaltropus des Geistes, ein symbolisches Bild desselben", „Der Mensch ist eine Analogienquelle für das Weltall", „Das Aeußere ist ein in Geheimnißzustand erhobenes Innere", „Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist", „Wir selbst sind ein sichtbar gewordener Keim der Liebe zwischen Natur und Geist oder Kunst" sind lauter verschiedene, funkelnde Fassungen des Grundgedankens der Naturphilosophie, wie er in den Köpfen sich geregt hatte und durch Schelling zum Bewußtsein gebracht war. Gewiß war es durchaus nicht nur das katholische Wesen in Tieck's Genoveva, das die Jugend so mächtig bezauberte, sondern ebensowohl jene Stellen naturphilosophischer Mystik:

Was in den Himmelskreisen sich bewegt,
Das muß auch bildlich auf der Erde walten,
Das wird auch in der Menschen Brust erregt,
Natur kann nichts in engen Grenzen halten,
Ein Blitz, der aufwärts aus dem Centro dringet,
Er spiegelt sich in jeglichen Gestalten,
Und sich Gestirn und Mensch und Erde schwinget
Gleichmäßig fort und eins des andern Spiegel,
Der Ton durch alle Kreaturen klinget.
Drum wer die Weisheit kennt, kennt keine Zügel,
Er sieht die ganze Welt in jedem Zeichen,
Zur Sternenwelt trägt ihn der kühne Flügel.

Und wieder:

Doch wurde mir seltsamer Weise verliehen
In innere Tiefe der Natur zu schauen.
Da sah ich was getrennt zusammenhängen,
Und was dem blöden Auge einig scheint,
In ferne Grenzen aus einander fliehen.
Wie Stein im Abgrund die Metalle formen,
Wie Geister die Gewächse figuriren,
Wie sich Gedank' und Wille korporiren,
Wie Phantasie zum Kern der Dinge dringt,
Durch Einbildung Unmögliches gelingt,
Wie jeder Stein uns stumme Grüße beut,
Alle Dinge nur sind der Geisterwelt ein Kleid.

Darin ist allerdings mehr von Jakob Böhme als von Schelling's Geist. Es ist bezeichnend, daß Tieck Aeußerungen der eben angeführten Art fast nur gefährlichen und dämonischen Menschen in den Mund legte: mystisch gesprochen kannte er fast nur die schwarze Magie. Nur mit der Phantasie, wie er in jenen Versen sagt, wollte er zum Kern der Dinge dringen. Geist in der Natur zu sehen, war im Grunde nichts Neues. Das Kind, dem Quell und Baum und Blume leben, die alten Götterlehren, die nichts Andres thaten als die Natur beseelen, jeder Dichter, jeder Künstler

war willig auf diese Verwandlung eingegangen. Aber das ist naive Kindlichkeit, die noch garnicht zwischen sich und der Natur unterscheidet. Erst nachdem die Menschheit die Natur entgöttert hatte, indem sie ihr durch den scheidenden Verstand den Geist entzog, wurde sie ihr furchtbar und der Gedanke, es könnte eine Seele in ihr leben, entsetzenerregend. Sobald man sich klar ist, daß der Geist, der die Natur regiert, bewußtloser Geist ist, muß jedes Gefühl des Grauens schwinden; nur freilich: ist es Geist, so kann ihn doch der Geist des Menschen berühren, auf ihn wirken, ihn ersetzen und so die Kraft der Natur für sich benutzen! In diesem Gedanken des Zusammenhanges zwischen dem Menschen und der Natur fließt der Quell aller Wunder. In ihn tauchten Alle, die die geheimnißvolle Dämmerung liebten, und wenn sie, wie Tieck, die Fähigkeit gehabt hätten, einmal mit klarer Verstandsfackel in das dunkle Gebiet hinein zu leuchten, und es nur aus wollüstiger Schwäche unterließen, bewegten sie sich nie ohne Gewissensunruhe darin, die das Grauen und Entsetzen eigentlich erst hervorrief oder doch steigerte. Die Andern versenkten sich in diese Nachtwelt ohne Schauder, vielmehr mit der freudigen Begeisterung des Entdeckers. Wenn Schelling oder Baader oder Novalis sich in das Unbewußte, die Vergangenheit, die Natur, die Nacht des Menschen vertieften, geschah es nicht, um sich und Andre zu betäuben und zu verwirren, sondern um durch diese Pforte in's Innere der Natur zu dringen und sie desto klarer zu erkennen.

Was schadet es, an Wunder zu glauben, die natürlich sind? Andre gab es nicht für den Naturphilosophen. Aber gerade deshalb waren sie allerdings bereit, an jedes, das die Vorzeit überlieferte, zu glauben. Sie hörten die stammelnden philosophischen Träume der mittelalterlichen Mystiker

mit derselben Theilnahme wie die strahlenden Entdeckungen moderner Naturforscher. Einem späteren Geschlecht wurde der Trieb, Alles im Ganzen zu betrachten und von jeder Einzelheit auf das Allgemeine zu gehen, unverständlich. Friedrich Schlegel's Bemerkung, es sei wunderbar, wie man von der Physik sofort auf Kosmogonie, Astrologie, Theosophie, kurz auf die mystische Wissenschaft vom Ganzen gerathe, da man doch kein Experiment machen könne ohne Hypothese und jede consequent gedachte zu einer Hypothese über das Ganze führen müsse, wäre ihnen lächerlich und verderblich — romantisch — erschienen. Ebenso lächerlich und unverständlich wäre es den Denkern und Forschern jener Zeit gewesen, eine Einzelerscheinung ohne Hinblick auf das Ganze zu studiren; denn welchen Werth hätte sie an sich haben können? Naturwissenschaftliche Studien trieb damals jeder Strebende, und der einzige große Zweck war, in's Innere der Natur zu dringen.

Baader hatte der Kant'schen Lehre von den nothwendigen Grenzen des menschlichen Erkennens vorgeworfen, sie komme auf den Sinn des alten Haller'schen Verses heraus: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist; zu glücklich, wem sie noch die äußere Schaale weist.“ Diese strenge Selbsteinschränkung hatte die neue Philosophie von sich gethan und gab die Menschen ihrem angeborenen Triebe zur Allwissenheit wieder. Die einen suchten die Seele der Welt draußen in der Natur, andere wagten den dunklen Weg durch ihre innere Natur nach der äußeren. Mehr oder weniger deutlich schwebte ihnen als Stern ihre Weltanschauung vor: daß die Entwickelung der Natur ein Bewußtwerden sei, das im Menschen seinen Höhepunkt erreiche, von welchem der Strom wieder in den Ausgangspunkt einmünde. Ich will Proben geben, wie verschiedene romantische Denker, Novalis, Schelling und

Tieck, dies philosophische Glaubensbekenntniß jeder in seiner Weise darstellten. Zuerst eine Zusammenstellung von Notizen, wie sie Novalis als Grundlage zu einem größeren Werke niedergeschrieben hatte:

„Wir haben zwei Systeme von Sein, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das Innigste unter einander verwebt sind. Ein System heißt der Körper, eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äußeren Reizen, deren Inbegriff wir die Natur oder die äußere Welt nennen. Dieses steht ursprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, die wir den Geist nennen oder die Geisterwelt. Man bemerkt bald, daß beide Systeme eigentlich in einem vollkommenen Wechselverhältniß stehen sollten, in welchem Jedes, von seiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildet. Kurz, beide Welten, sowie beide Systeme, sollen eine freie Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Uebergang von Monotonie zur Harmonie wird freilich durch Disharmonie gehen und nur am Ende wird eine Harmonie entstehen."

„Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beide Bahnen laufen von dem Menschen aus und endigen in Gott. Beide Weltumsegler begegnen sich in correspondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung beisammen zu bleiben und zugleich gemeinschaftlich beide Reisen zu machen."

„Methaphysik und Astronomie sind Eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik (der Mensch ist eine Sonne); Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit werden einst die Bahnen der geistigen Physik ebenso

werden, wie Sonne, Licht und Wärme in der irdischen Physik."

„Vor der Abstraktion ist alles Eins, aber ein Chaos; nach der Abstraktion ist wieder Alles vereinigt, aber diese Verbindung ist eine freie Verbindung selbständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannigfache Welt verwandelt."

„Die Welt des Märchens ist der Welt der Wahrheit durchaus entgegengesetzt und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. In der künftigen Welt ist Alles wie in der ehemaligen und doch durchaus anders; die künftige Welt ist das vernünftige Chaos; das Chaos, das sich selbst durchdrungen, das in sich und außer sich ist."

„Mit Instinkt hat der Mensch angefangen, mit Instinkt soll der Mensch endigen. Instinkt ist das Genie im Paradiese vor der Periode der Selbstabsonderung. Der Mensch soll sich selbzweien und nicht allein das, sondern auch selbdreien."

„Die Welt ist die Summe des Vergangenen und von uns Abgelösten. So ist selbst der persönliche Gott, ein romantisirtes Universum."

„Wenn unsre Intelligenz und unsre Welt harmoniren, so sind wir Gott gleich."

„Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbstbewußtsein der Unendlichkeit ist?"

„Es ist höchst begreiflich, warum am Ende Alles Poesie wird — wird nicht am Ende die Welt Gemüth?"

„Die individuelle Seele soll mit der Weltseele übereinstimmend werden."

Jetzt regt sich nur hier und da Geist; wann wird der Geist sich im Ganzen regen? Wann wird die Menschheit in Masse sich selbst zu besinnen anfangen?"

„Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quietismus."

„Wir werden die Welt verstehen, wenn wir uns selbst verstehen, weil wir und sie integrante Hälften sind. Gotteskinder, göttliche Keime sind wir. Einst werden wir sein, was unser Vater ist."

„Gott und Natur muß man also trennen. Gott hat garnichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie einst harmoniren soll. Die Natur soll moralisch werden. Der moralische Gott ist etwas viel Höheres als der magische Gott."

Aus den beiden zuletzt angeführten Sätzen sieht man, daß Novalis dem unbewußten Naturgott, Pan, einen Gott entgegensetzt, der sich selbst ganz durchdrungen hat; man darf sagen: den zum vollkommenen Selbstbewußtsein entwickelten Menschen. Welchen man allerdings, vom Gesichtspunkte der Einheit aus, vom Zeitbegriff absehend, als ewig und also gegenwärtig existirend anzusehen hat.

Schelling hatte seine Philosophie, mit der Absicht, dem Athenäum einen Beitrag zu liefern, in Knittelverse gebracht, die zwischen Scherz und Begeisterung vorgetragen sind:

„Wüßt auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Ist gar ein träg' und zahmes Thier,
Das weder dräuet dir noch mir,
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.

Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
Möcht' sprengen das eiserne Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In todten und lebendigen Dingen
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen,
Daher der Dinge Qualität,
Weil er drin quellen und treiben thät,
[Hier eine Spur von Jakob Böhme]
Die Kraft, wodurch Metalle sprossen,
Bäume im Frühling aufgeschossen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich an's Licht herauszuwenden,
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,
Thut jetzt in die Höhe schießen.
Und kämpfend so mit Fuß und Händ'
Gegen widrige Element',
Lernt er im Kleinen Raum gewinnen,
Darin er zuerst kommt zu Besinnen;
In einem Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen,
Heißt in der Sprache Menschenkind,
Der Riesengeist sich selber find'. — — —

Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Der erste Blick, die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neu gebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel, so Tag wie Nacht erhellt,
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist Eine Kraft, Ein Pulsschlag nur, Ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben!

Man hört diesen Versen an, auch wenn sie weniger faustisch klängen, würde man es thun, daß dies eine Philosophie von und für Goethe war.

Zuletzt möge man noch hören, wie Tieck, in Form eines sinnvollen Traumes, die Philosophie von der Bewußtwerdung der Welt bekannte: „Ich war kaum eingeschlafen, als es mir vorkam, die ganze Welt um mich her habe ein neues Gesicht, die Bäume verzogen ihre Mienen, die ernsthaften Bäche und Felsen schienen zu lachen, die Ströme flossen mit rauschendem Gelächter ihre Bahn hinunter, die Blumen dehnten sich aus und streckten sich in allen ihren Farben und schienen wie von einem tiefen Schlafe zu erwachen. Es überfiel mich, daß die ganze Welt in allen ihren Theilen sich zu einem fröhlichen Bewußtsein entzünde, und daß ein neues Licht die uralten Schläfer anrühre, in alle tief verschlossenen Kammern gehe und sie rufe und erwecke. Wo will es hinaus? sagte ich zu mir selber . . . Es geschah aber plötzlich, daß aus der ganzen Natur der Tod und die hemmenden Kräfte herausgenommen wurden, und nun schwang sich die Uhr mit allen ihren Rädern gewaltsam und reißend herum, die Ströme stürzten mächtig und unaufhaltsam die Thäler hinunter, die Felsenstücke trennten sich ab und wurden lebendig wie Blumen, die grünen Thäler hoben sich und sanken wechselnd nieder. Alle Schöpfungskräfte rannten und stiegen wettlaufend die Adern der Natur hinauf und hinab, die Bäume knospeten und blühten, und Augenblicks quollen die Früchte hervor, sie fielen vom Stamme nieder und das Laub verwelkte, worauf ein rascher Frühling sich wieder dehnte und in ihnen trieb, und so jagten sich Frühling, Sommer, Herbst und Winter; die Ströme rissen und waren vom augenblicklichen Eise gehemmt, worauf die stürzende Woge wieder lebendig wurde. So ängstigte und erhitzte sich die Natur in sich selber, und

endlich sprang die Knospe der Zeit und gab die eingefesselte Ewigkeit mit einem gewaltigen Klange frei, das verhüllte Feuer brach aus allem Irdischen hervor und das ewige uralte Element des Lichts herrschte wieder über der Tiefe, und alle Geister rannen in Einen Geist zusammen."

Es wird dem Schläfer klar, daß er erlebt, was man den jüngsten Tag zu nennen pflegte.

Die neue Religion.

Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft und wißt nicht, welche neue Geburt ihr erwarten sollt? Auferstehung der Religion.

Friedr. Schlegel.

„— — Noch ist Alles nur Andeutung, aber sie verräth eine neue Geschichte, eine neue Menschheit, die süßeste Umarmung einer jungen, überraschten Kirche und eines liebenden Gottes und die innige Empfängniß eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Das Neugeborene wird das Abbild seines Vaters, eine neue, goldne Zeit mit dunklen unendlichen Augen, eine prophetische, wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit sein, eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden kann, doch unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod, unter den höchsten Schmerzen der Liebe, in das Innere des verbrausenden Leibes aufgenommen wird."

So malte Novalis die neue Religion, die aus dem reichen, wogenden Chaos der Zeit aufsteigen sollte.

Unter Friedrich Schlegel's vielen Plänen war der größte und erstaunlichste die Gründung einer neuen Religion, wovon er, im begreiflichen Argwohn, die Freunde möchten

etwa kein großes Gewicht darauf legen, mit besonderem Nachdruck zu versichern liebte, wie ernst es ihm damit sei. Er fühlte sich fähig, dafür wie Luther zu predigen und zu eifern, wie Mohamed „mit dem feurigen Schwert des Worts das Reich der Geister welterobernd zu überziehen“, wie Christus dafür zu sterben. Auch stachelte er unermüdlich die Genossen zum Symbiblisiren an und sah mit Genugthuung, wie ein Direktor, der seine Angestellten mustert, Schleiermacher in seine Religionsreden und Tieck in seinen Jakob Böhme vertieft. Als seinen eigentlichen Mitarbeiter aber betrachtete er Novalis, den Einzigen, von dem keiner der Freunde bezweifelte, daß er Religion habe: ein Punkt, in dem sie sich eifersüchtig controlirten. Er vertheilte die Rollen in der Weise, daß Novalis der Christus der neuen Religion werden solle und er sein Paulus, mit welchem Charakter er vorzüglich deshalb Aehnlichkeit zu haben glaubte, weil „eine gewisse Energie und Furie der Wahrheit nur da entstehen kann, wo redlicher Unglaube nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Schwerfälligkeit voranging“.

Als die Zeit seines Unglaubens mußte Friedrich wohl die ruhelosen Jünglingsjahre betrachten, wo er in peinvollem Ringen Gott in sich zu bilden suchte. Damals verlangte er, der Gegenstand des Enthusiasmus müsse für den reifen Mann sein eigenes besseres Selbst sein; das sei nicht Egoismus, sondern das heiße sein eigner Gott sein. Das Heranbilden des eigenen Ich zur Vollkommenheit sah er als das wichtigste Geschäft des Menschen an: das Beste, was ich mir zu denken vermag, ist meine Tugend. Diese Ansicht, eben die, durch welche er sich mit Fichte eins fühlte, entbehrte gewiß nicht der Erhabenheit. Kein Vorwurf ist ungerechter als der, den man wohl machen hört, die Romantiker hätten sich selbst vergöttert, um ungestraft zügellos leben zu dürfen;

im Gegentheil erlegt das Bewußtsein, einen göttlichen Keim in sich zu haben, der nach Entwickelung drängt, eine Verantwortlichkeit auf, die eine ebenso große Anregung zur Tugend sein kann, wie irgend eine Aussicht auf himmlische Vergeltung; es kommt nur auf den Gottesbegriff an, den ein Jeder sich macht. Wenn Friedrich gelegentlich davon sprach, daß der große, tugendhafte Mensch Gott verachten solle, so ist damit der alte Naturgott, Pan, gemeint, der Gott, der gleichsam dem Menschen gegenübersteht am Anfang der Entwickelung, die Basis der Pyramide, deren Spitze der Mensch ist. So unterscheidet auch Novalis wohl einmal zwei Götter: „Gott und Natur muß man also trennen. Gott hat garnichts mit der Natur zu schaffen; er ist das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem sie nicht harmoniren soll. Die Natur soll moralisch werden. Der moralische Gott ist etwas viel Höheres als der magische Gott."

Das Geschick führte nun Friedrich auf einen Begriff, der ihm bis dahin gänzlich gefehlt hatte: den des Universums. Was in diesem Paulus den Umschwung herbeiführte, war nichts Schreck- oder Schmerzhaftes, vielmehr das Glück, das ihm plötzlich begegnete. Vorher hatte er sich immer vereinzelt gefühlt im Kampfe gegen die Welt, die er sich nicht zu assimiliren wußte, nun berührte sie ihn liebend und verständnißvoll. Er war wie Einer, der starr über einen Fluß gebückt sein gespiegeltes Bild betrachtet hat und den auf einmal gute Genien umwenden, so daß er Wald und Wolken, Vögel und Menschen sieht, die hinter ihm ihr fröhliches Wesen treiben. Die strenge Sprache römischer Erhabenheit vergaß er nun, und an ihre Stelle trat glühende Anbetung des Universums, in das er „knollig verliebt" zu sein mit großem Wohlgefallen bekannte.

„Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie

ist mir Eins und Alles, ... ist ein gewisser, gesetzlich organisirter Wechsel zwischen Individualität und Universalität der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit. Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt; je mehr man von der Organisation des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand; ja, ich glaube fast, daß weise Selbstbeschränkung und stille Bescheidenheit des Geistes dem Menschen nicht nothwendiger ist als die innigste, ganz rastlose, beinah' gefräßige Theilnahme an allem Leben und ein gewisses Gefühl von der Heiligkeit verschwenderischer Fülle."

Das neugewonnene Lustgefühl, Glied eines Ganzen zu sein, eines großen, ewigen, vernünftigen Ganzen, war Friedrich's Religion. Die kindlich stolze Freude, die er über diese Eroberung des Universums empfand, theilte sich seiner Umgebung mit und klingt in Schleiermacher's Reden über die Religion nach. Denn was dort nach allen Abstraktionen der Religion bleibt, ist auch nichts weiter als Gefühl des Universums oder: menschliches Gefühl, abgezogen von jeder Einzelerscheinung, einzig bezogen auf das Universum. Schleiermacher's Erklärung, man solle nichts aus Religion thun, aber Alles mit Religion, sie müsse wie eine Musik das Leben begleiten, ist in etwas andern Worten, was Friedrich in seinem Brief an Dorothea sagt: „Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, größesten Phänomene zu sein scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt und dichtet und lebt, wenn man voll von Gott ist; wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Sein ausgegossen ist;

wenn man nichts mehr in der Pflicht, sondern Alles aus Liebe thut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns."

Wieder sind wir mitten in die Paulinische Fehde gegen Kant und Fichte versetzt; nicht ein getrenntes Sollen und Wollen im Menschen ist das Höchste, sondern Verschmelzung der beiden, damit nicht Befehl und Gehorsam herrsche, sondern die Freiheit der Liebe. So erklärt sich, wenn Friedrich sagte, daß eine Synthesis von Fichte und Goethe Religion geben würde: Kant und Fichte haben die Philosophie von der einen Seite bis an die Schwelle der Religion geführt, auf der andern lustwandele Goethe in den Propyläen des Tempels. Und wieder denselben Sinn hat seine Bemerkung, daß die antike Religion die Religion des Lebens, das Christenthum die des Todes sei, daß aber Tod und Leben eigentlich eins seien; weshalb Novalis vom Christenthum sagte, es schließe sich an die Antike als der zweite Hauptflügel: „Beide halten das Universum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit."

An dem Fichte'schen Element des Wissens, des Gesetzes fehlte es der Zeit nicht, man empfand sogar die Nothwendigkeit, es zurückzudrängen. Nicht Einer unter den Romantikern, der nicht ein paar Lanzen für das Wunder gegen die Aufklärung gebrochen hätte. Sie fühlten, daß das Unbewußte, der wunderthätige Glauben gestärkt werden müsse. Für die neue Zeit hätte man den Satz des Paulus, daß wir im Glauben und nicht im Schauen wandeln, umkehren müssen. Denn die Kraft des Glaubens pflegt zu verkümmern, wenn die des Schauens zunimmt, wie zuweilen der Geist wächst, wenn der Körper schwindet. Aber die Romantiker suchten den schlummernden Magier im

Menschen wieder zu erwecken. Neue, überwältigende Ansichten des Glaubens und des Wunders tauchten in ihrem Kreise auf. „In dem Augenblick", sagt eine Notiz von Novalis, „wo ich Gott glaube, ist er." Wie die Welt ist, weil man sie glaubt; es ist der verdichtetste Idealismus, der zum unbewußten Willen, zur Natur zurückgekehrt. Das Element der schaffenden Glaubenskraft ist im Gegensatz zum protestantischen das katholische, im Gegensatz zum christlichen das heidnische. Dies war das Element, das die Natur in die Religion hineinführte, welche das Christenthum als Schein vernichtet, an welche das Heidenthum glaubt, indem es sie göttlich beseelt. Wie eine Offenbarung empfing man Schelling's jubelnden Aufruf: Kommt her zur Physik und erkennt das Ewige!, und die zahlreichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft kamen dem Eifer entgegen, mit dem man ihm Folge leistete. Auch hatte Friedrich der Physik, mit welchem Namen man damals alles Naturwissenschaftliche umfaßte, einen großen Platz in seiner Religion zugedacht: sie sollte die Grundlage der Mythologie bilden. Wie viel mehr konnte man jetzt die Natur personificiren, da man ihre Kräfte als dieselben erkannte, deren Wirken man im eigenen Innern fühlte, und also die Wissenschaft jene Verwandtschaft mit dem Menschlichen bestätigte, die das Alterthum geahnt hatte. Friedrich schloß seine Rede über die neue Mythologie damit, daß er die Freunde, an die sie gerichtet war, zum Studium der Physik aufforderte: ihr würden die heiligsten Offenbarungen der Natur entspringen. Eine modern wissenschaftliche Naturreligion könnte man sich wohl aus Schelling's Naturphilosophie herausbilden, und wie sie ihm selber vorschwebte, hat er in flinken Versen zu verstehen gegeben:

Gehe weder zur Kirche noch zur Predigt,
Bin alles Glaubens rein erledigt
Außer an die, die mich regiert,
Mich zu Sinn und Dichtung führt,
Das Herz mir täglich rührt
Mit ew'ger Handlung,
Beständ'ger Verwandlung,
Ohne Ruh' noch Säumniß
Ein offen Geheimniß,
Ein unsterblich Gedicht,
Das zu allen Sinnen spricht,
In deren tief gegrab'nen Zügen
Muß, was wahr ist, verborgen liegen,
Durch Form und Bild sie zu uns spricht
Und verhehlet selbst das Inn're nicht,
Daß wir aus den bleibenden Chiffern
Mögen auch das Geheime entziffern —
Darum ist eine Religion die rechte,
Müßt' sie in Stein und Moosgeflechte,
In Blumen, Metall und allen Dingen
So zu Luft und Licht sich dringen,
In allen Höhen und Tiefen
Sich offenbaren und hieroglyphen.

Von eigentlichem Christenthum ist da zunächst keine Spur.

Was für eine andre Welt thut sich uns auf, wenn wir nun zu Novalis gehen und aus seinem bescheidenen Munde Worte hörten wie die: „Unglück ist der Beruf zu Gott“ oder „Liebe ist durchaus Krankheit; daher die wunderbare Bedeutung des Christenthums.“ Es ist, als ob wir von der brausenden Ueppigkeit der Naturfülle hinweg in ein einsames, thränensüßes Menschenauge sähen. Die Natur duldet das Schwache nicht; den kranken Vogel, der nicht mit nach Süden fliegen kann, tödten seine Gesellen, sagt der Volksmund. In dem ungeheuren Kampfe hat Keines Zeit nach dem zu sehen, was wund am Wege liegen bleibt. Nichts

unterscheidet so sehr den Menschen von der Natur, als daß er darauf verfallen kann, Schmerz und Krankheit zu lieben. Das fassungslose Erstaunen der Heiden über den gekreuzigten Gott, ihr gesunder oder ästhetischer Abscheu beweist, daß etwas grundsätzlich Neues darin lag, dem natürlichen Menschen Fremdes. Es ist selten oder unmöglich, daß ein ganz Gesunder die Schönheit in Schmerz, Krankheit und Tod sehen kann ohne Gewaltsamkeit oder Ziererei, und daß nicht andrerseits das ekstatische Wesen des Kranken, der in seinen Leiden schwelgt, abstößt; vielleicht muß man gesund und krank zugleich sein, um sie in eine so ernste Holdseligkeit kleiden zu können, wie Novalis that.

Schelling definirte Krankheit als Abweichung nicht nur von der absoluten Proportion der Kräfte, sondern auch von der individuellen, von der ein bestimmtes Wesen abhängt. Man kann sich nun wohl eine geistige Constitution denken, in der eine Abweichung gar nicht möglich wäre, ohne daß das gebrechliche Produkt gleich zerstört würde; oder eine solche, deren Kräfte nicht selbständig genug wären, um aus der Regel zu treten, oder eine unentwickelt kindliche, wo keine Kräfte sich entzweien und gegen einander empören können, weil sie noch eine zusammengefaltete Knospeneinheit bilden. Alle diese Arten der Gesundheit sind weder zuverlässig noch ehrenvoll; aus welchem Grunde auch in der Sage von der Versuchung in der Wüste Christus als der Sünde fähig gezeigt werden sollte. Ohne vorausgegangene Entzweiung ist nicht nur keine Versöhnung, sondern auch keine Liebe möglich, die ja nur zwischen zwei Gesonderten entstehen kann. Und Sondern ist auch ein Abweichen; Baader hat darauf aufmerksam gemacht, daß Sünde von Sondern kommt. Ebenso ist jede Erhöhung der Kräfte eine Abweichung und also eine Krankheit, welche Betrachtung

Novalis mit tiefsinniger Feinheit auf die Entwickelung der Organismen angewandt hat, indem er sagt: „Krankheiten der Pflanzen sind Animalisationen, Krankheiten der Thiere Rationalisationen, Krankheiten der Steine Vegetationen.“ Krankheiten der Menschen, könnte man hinzu setzen, sind Vergöttlichungen. So muß man andre Aussprüche von Novalis verstehen:

„Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Pflanzen und Thieren aus.“

„Man sollte stolz auf den Schmerz sein — ein jeder Schmerz ist eine Erinnerung unseres hohen Ranges.“

„Alle Krankheiten gleichen der Sünde darin, daß sie Transcendenzen sind. Unsre Krankheiten sind alle Phänomene einer erhöhten Sensation, die in höhere Kraft übergehen will.“

Aber nicht allein das ist der Werth jeder Abweichung, Sünde, Krankheit, daß sie auf höhere Stufen, sondern daß sie zur bewußten Harmonie auf derselben führen. „Bedürfniß nach Liebe verräth schon eine vorhandene Entzweiung in uns.“ Und eben der Liebe sollen wir bedürfen zum Zwecke der bewußten Einheit. Damit wir Liebe lernen, Kraft zur Vereinigung, sind nach Novalis alle Leiden, Mängel und Negationen des Lebens da. Die Disharmonie führt aus der Monotonie zur Harmonie. Es ist das Wesen der Liebe, das Bedürftige zu wählen, weil sie daran ihre Freiheit und Kraft üben kann, und weil nur der Bedürftige Liebe braucht. Denn Sehnsucht ist die Folge des Mangels und Liebe ist die Ergänzung der Sehnsucht, verhält sich zu ihr wie das Positive zum Negativen. Weßhalb auch jeder Liebende sich selbst erniedrigt, um Alles vom Geliebten zu empfangen. So nennt Novalis die christliche Religion die eigentliche Religion der Wollust. Denn: „Die Sünde ist der größte

Reiz für die Liebe der Gottheit; je sündiger sich der Mensch fühlt, desto christlicher ist er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist der Zweck der Sünde und Liebe."

Alles zusammengefaßt: um der Freiheit Willen muß Entzweiung sein, denn in der unentzweiten Natur herrscht der Zwang des Triebes, und um der Versöhnung Willen muß Liebe sein. Diesen Gedankengang symbolisirt die Bibel. Das Paradies ist die Unschuld der unbewußten Natur, die Verführung der Schlange der erste Reiz des Bewußtwerdens. „Als der Mensch Gott werden wollte, sündigte er." Er sonderte sich ab als ein Einzelwesen aus dem chaotischen All, ein stolzes, frevelndes aber doch großes Beginnen, gut und böse zugleich, wie der Charakter der Sünde überhaupt. Der rasende Versuch, aus einem Atom, einem Sandkorn, einem Thiere Gott werden zu wollen, kann nur dadurch gesühnt werden, daß er gelingt. Aber das Gesetz, das die Erkenntniß des Guten und Bösen aufgestellt hat, ist dem ringenden Geschöpf zu schwer. Diese Geschichte erzählt das Alte Testament: Ihr Wissen beleuchtet den Menschen nur ihre Unzulänglichkeit und ihr Kampf erscheint endlos, ohne Aussicht. Da erscheint ein himmlischer Friedensbote, Christus, der Gottmensch. Seine Erscheinung verbürgt den Hoffnungslosen, daß ihre Sünde nicht unsühnbar ist: das Menschliche kann mit dem Göttlichen vereinigt werden durch ein Band. Dies Band ist die Liebe. Das Bild, das Paulus gebraucht, hat darum einen so bezaubernden Realismus: „Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit."

Ist Religion die Lehre von den Mitteln, sich mit der Gottheit zu verbinden, so ist Liebe, als das Band, das wesentliche Element der Religion. Dies pflegte Novalis in seinen Bemerkungen über Religion zu betonen:

„Das Herz ist der Schlüssel der Welt und des Lebens. Man lebt in diesem hülflosen Zustande, um zu lieben und Andern verpflichtet zu sein. Durch Unvollkommenheit wird man der Einwirkung Andrer fähig, und diese fremde Einwirkung ist der Zweck. In Krankheiten können und sollen uns nur Andre helfen."

„Giebt es lieblose Naturen, so giebt es auch irreligiöse."

Es ist nun eigentlich durchaus nicht überraschend, daß für Novalis die Begriffe Christenthum und Religion zusammenfielen. Auch Friedrich Schlegel war, trotzdem er fand, es müsse eigentlich so viel Religionen wie Individuen geben, der Meinung, die vollsten Keime der Religion lägen im Christenthum. Der unter den Romantikern beliebte, viel gelesene Jakob Böhme hatte sogar die heidnischen Religionen unentwickeltes Christenthum genannt. Wenn allerdings der Kern des Christenthums Vernichtung des Jetzigen, Apotheose der Zukunft ist, wie Novalis sagte, so ist nur der strenge Atheist oder Materialist Nicht-Christ. Auch Schleiermacher erklärte in seinen Reden, obwohl er das Entstehen neuer Religionen weder für unmöglich noch für unerlaubt ansah, das Christenthum für die Universalreligion, in deren Umfang jede mögliche Religion hinein passe und gehöre.

Aber die Entrüstung vieler offizieller Vertreter des Christenthums beim Erscheinen von Schleiermacher's Werk beweist, daß nicht Jeder, der ehrlich überzeugt war, ein guter Christ zu sein, die romantische Definition billigte. Allerdings mochten sie manche der geläufigsten religiösen Begriffe gar nicht wiedererkennen, als Gott, Christus, Unsterblichkeit, ewiges Leben. Von Gott gab Schleiermacher zu verstehen, daß die persönliche Fassung des Gottesbegriffes eher auf eine tiefere Stufe des Bewußtseins gehöre. Manchmal kommt es einem vor, als könne man seinen wie Friedrich

Schlegel's Gott einfach durch Universum ersetzen. Zuweilen wird deutlich ein Naturgott, Jehovah, und ein Geistgott unterschieden; im Grunde nur zwei Seiten des Einen. Die merkwürdige Ansicht Novalis', Gott müsse hülfsbedürftig sein, damit wir ihn lieben könnten, welche Aufgabe eben im Christenthum gelöst sei, deutet auf die Erfassung Gottes als eines Werdenden oder vom menschlichen Glauben Abhängigen, wie ja denn die Vollkommenheit und Ganzheit nirgends ist als in der Idee des Menschen, der an sie glaubt und sie verwirklichen will. Und darin sind sich Alle einig, daß es einen außerweltlichen und außermenschlichen Gott nicht gebe. „Unter Menschen muß man Gott suchen", sagt Novalis ebenso wie Jakob Böhme: „Wo willst du Gott suchen? In der Tiefe über den Sternen? Da wirst du ihn nicht finden. Suche ihn nur in deiner Seele, die ist aus der ewigen Natur, darinnen die göttliche Geburt steht;" auch die Mystiker des Mittelalters waren von den eigentlichen Theologen angefeindet worden.

Wie eine hohe Freundesgestalt hegten die Romantiker Christus. Er war ihnen wie ein verklärter Bruder, den man sich ähnlich und doch hoch über sich fühlt und dem man gleich werden will. Bei der Betrachtung einiger Gemälde äußerte Karoline einmal, sie sehe den Erlöser am liebsten als Kind, da das Geheimniß der Vermischung beider Naturen in dem Geheimniß der Kindheit am besten gelöst sei; auch einem Christus von Carraccio, den sie übrigens sehr bewunderte, fehle der Brennpunkt, wo die höchste Kraft und Duldsamkeit zusammentreffen. Ohne jemals darüber nachgedacht zu haben, betrachtet auch sie Christus als Symbol der Androgyne. In seine Mittlerschaft vertiefen sich Schleiermacher und Novalis mit Vorliebe, beide aber darin einig, daß die ganze Natur, Brod und Wein, Stein, Blume oder

Mensch, zum Mittelglied zwischen Mensch und Gottheit erhoben werden könne. Dies war der Punkt, wo monotheistisches Christenthum und pantheistische Naturreligion in einander übergingen; auf nichts aber fahndeten die offiziellen Theologen mehr als auf Symptome des Pantheismus. Als verkappte Pantheisten wurden denn auch die romantischen Christen von ihnen angesehen.

Durchaus eigenthümlich war ihre Ansicht von der Unsterblichkeit. An ein Ueberleben des Todes glaubten Alle, Goethe eingeschlossen, wie es jene marmornen Worte überliefert haben: „Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht hinweg, weil es ein Artikul meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth werden, sei es nun hier zeitlich oder dort ewig.“ Gegen das starke Bekenntniß des Greises, wie reizvoll sind die seelenvollen melodischen Wendungen, die, viele Jahre vorher, der zu frühem Tode bestimmte Jüngling Novalis demselben Gedanken gab: „Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. . . . Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich mir die Rechte eines aktiven Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüßen. Ich verliere nichts als die Stelle in dieser Fürstenschule und trete in eine höhere Korporation ein, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen.“ Er liebte es, sich in dem kühlen Labyrinth des unterirdischen Gottes zu ergehen. Ob er nun den Tod eine Veränderung der Capacität nannte oder eine Selbstbesiegung, die wie jede Selbstüberwindung eine neue, leichtere Existenz verschaffe, daran war kein Zweifel, daß jedem Menschen Gelegenheit, die Vollendung zu gewinnen, gegeben werde. „Sollte es nicht auch drüben einen Tod

geben, dessen Resultat irdische Geburt wäre?" Und mit seinen verträumten Gedanken, die er so schmiegsam auszudrücken wußte, dachte dasselbe Tieck:

„Ich ging weiter nach einer alten großen Linde, meinem Lieblingsplatz im Walde. Hier setzte ich mich nieder und lehnte mich an den Stamm des Baumes. Der Wind hatte Nachtschmetterlinge aus den Zweigen geschüttelt, und sie lagen betäubt und schlafend am Boden und zuckten nur zuweilen mit den Füßen. Sie krümmen sich nun, so sagte ich zu mir selbst, und wälzen sich in dumpfer Betäubung, bis die Sonne untergeht und der Mond herauftritt; sie schlafen nicht und wachen nicht. Ist das nicht vielleicht ein Bild unsres räthselhaften Lebens? Liegen wir nicht ebenso am Boden gefesselt und kämpfen und ringen mit uns selbst? Der Tod ist vielleicht der Untergang der Sonne, und wir erwachen wieder und bewegen uns froh und frei."

Man kann wohl diese Anschauungsweise im Allgemeinen als eine Seelenwanderungstheorie bezeichnen, an die Ahnung einer aufsteigenden Entwickelung der Organismen geknüpft. Nichts von der düstern Härte des irdischen Glaubens lag darin, der dies Wandern der Seele wie eine Strafanstalt betrachtet, vielmehr, wie die Idee durchaus nach wissenschaftlicher Klarheit strebte, war sie auch der Ausdruck stolzer Zuversicht und unersättlicher Lebenslust. Mit dreistem Realismus nannte Novalis die eigentliche bessere Welt die Zukunft. Nirgends anders als auf der Erde — oder denn auf andern Gestirnen — suchte er den Himmel, unter Menschen, die aller ihrer verborgenen Kräfte Herr geworden sind. Tiefsinnig genug wäre also der alte Gemeinplatz, daß des Menschen Himmelreich sein Wille ist. Der Wunsch der Utopisten und Revolutionäre, das Reich Gottes zu verwirklichen, von welchem Friedrich Schlegel den Anfang der

modernen Geschichte datirt, wäre demnach nicht an sich ein Mißverständniß, sondern nur verfrüht und überstürzt, und das Gebet, das wir an Gott richten: zu uns komme dein Reich, bezöge sich nur auf Harmonien des Diesseits, sowohl in der Seelenmonarchie jedes Einzelnen wie in der Liebesrepublik der ganzen Menschheit.

Meine Behauptung, daß die Romantiker die Ansicht von der Dauer des Individuums nicht nur als eine dämmerige Hoffnung schwelgerisch genährt hätten, ist nun allerdings nicht leicht zu vertheidigen, wenn man nicht schon die Zuversicht, das große Mysterium werde sich empirisch fassen lassen, in's Gewicht will fallen lassen. Am interessantesten ist Baader's Theorie von der Unterscheidung zwischen Materie und Natur, als einem vergänglichen und unvergänglichen Stoffe, welche Baader auch bei Jakob Böhme streng durchgeführt fand, und auf welcher Paulus seine Lehre von der Auferstehung des Fleisches gegründet hat. In dem berühmten Brief an die Corinther beziehen sich darauf die folgenden Sätze:

„Nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch."

„Und es sind himmlische Körper und irdische Körper. Aber eine andre Herrlichkeit haben die himmlischen und eine andre die irdischen."

„Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib. Hat man einen natürlichen Leib, so hat man auch einen geistlichen Leib."

„Auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche."

„Siehe ich sage euch ein Geheimniß: Wir werden nicht Alle entschlafen, wir werden aber Alle verwandelt werden."

„Denn das Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und das Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit."

An ein Leben außerhalb des Körpers wird hier durchaus nicht gedacht, nur daß das Dasein eines andern Fleisches, außer dem verweslichen, vorausgesetzt wird: der Astralleib der modernen Spiritisten. Von diesem Standpunkte aus durfte Baader den Vorwurf, die Philosophie des Christenthums sei spiritualistisch, zurückweisen; er nannte sie in der Darstellung des Paulus und Jakob Böhme einen Ideal-Realismus und erinnerte daran, daß durch die Lehre von der Auferstehung des Fleisches das Christenthum, mehr als die Heiden jemals vermocht hätten, den Leib heilig gesprochen habe. Denn da die Auferstehung eigentlich eine Verwandlung ist, leuchtet es ein, daß die Beschaffenheit des „unverweslichen" Leibes von der des natürlichen nicht unabhängig sein kann. Die Herbeiführung dieser Veränderung aber wird wenigstens von Novalis in den Menschen selbst gesetzt, nämlich in die Eroberung seines Willens, der noch in den Ketten des Unbewußtseins liegt; jetzt ist dieser Wille noch der Magier, der dem bewußten Ich Leben oder Sterben oktroyirt, hat aber das Ich seine vollkommene Willkür, hängt es von ihm ab, seinen Willen zu küren, so ist für kein Sterbenwollen in ihm mehr Raum, wenn es leben will.

Nicht naturlos, nur naturfrei wollten die romantischen Idealisten sein. Daß Goethe's Theilnahme für Schleiermacher's erste Reden über die Religion sich in eine gesunde fröhliche Abneigung verwandelte, je christlicher sie wurden, lag zum Theil wohl daran, daß die Begriffe Christenthum und Abtödtung des Natürlichen ihm nun einmal unzertrennlich verbunden waren, dann aber vor allen Dingen, daß Schleiermacher selbst keine Natur war. Seine Sprache war rhetorisch, peinlich platonisirend, ganz unromantisch; er konnte

nicht „aus dem Innersten sprechen". Er wußte selbst genau, daß ihm Gefühl für Natur und Kunst gänzlich mangelte, aber obwohl er den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der Religion ahnte, glaubte er doch ohne sie ihr Wesen erschöpfen zu können. Auch ersetzten ihm Geist und Herz das Fehlende so gut, daß die Mehrzahl der Menschen seine verständigen Auseinandersetzungen viel besser begriffen und williger aufnahmen als romantische aus dunklem Schacht quellende Offenbarungen. Aber sie versiegten bald, und die farbendürstenden Augen derer von der Künstlerzunft vermißten, daß sich in dem klaren Gewässer der tiefe Himmel nicht spiegelte. Friedrich Schlegel sagte von den Reden grausam aber nicht unzutreffend, Religion sei nicht viel darin, übrigens sei es ein gebildetes und freies Buch, ein klassischer Essay.

Auf vielen, vielen Seiten hatte Schleiermacher seine Ansichten über Religion aus einander gesetzt, in denen er von den Romantikern nicht abwich, und doch fanden sie weniger Religion darin, als oft in wenigen flüchtigen Worten von Novalis oder in Wackenroder's einzigem Werklein, das, auch wo es nicht von Gott und göttlichen Dingen handelt, ganz durchdrungen von Religion und durchseelt ist. Daß in einem irdischen Kunstwerk mehr Religion liegen konnte als in einer sinnreichen herzlichen Abhandlung über Religion, beweist, daß der Quell dieser Religion dem der Kunst naheliegt, im Unbewußten nämlich, im Orient, woher ja auch alle Religionen zu uns gekommen sind. Wenigstens alle die, die ein transcendentales oder christliches Element haben und welche man auch die Religionen des Unbewußten nennen könnte. Eine gewisse Dunkelheit, die infolge dessen dem romantischen Religionsbegriff anhaftete, gab ihn der verstiegenen Schwärmerei verworrener Köpfe preis, welche

sich schleunig dieses Ausdrucks bemächtigten, um Andre glauben zu machen, daß sie in ihren leersten Augenblicken etwas Unsägliches empfänden. Tieck hat das schwankweise im Gespräch zwischen Autor und Bewunderer dargestellt:

Bewunderer: Man muß nur jeden Vorsatz zur Religion machen,
So kann man über die ganze Welt lachen,
Und das Lachen muß wieder Religion werden,
Dazu die Natur, die wir haben auf Erden,
Und dies mit göttlicher Liebe verbunden,
Einige Blumen noch hineingewunden,
Und Alles in Poesie verschmolzen,
Macht einen schon ziemlich zu einem Stolzen.
Autor: Mein werther Herr, ich verstehe Sie nicht.
Bewunderer: Haben Sie das Verstehen nie bis zur Religion getrieben?
Ich dächte dann doch, das sei das wahre Blumen-Lieben.
Die Natur ist immer natürlich,
So bin ich auch gleichsam figürlich . . . .
Ich mache mir Alles zur Religion
Und sitze dann auf einem gepolsterten Thron.
Autor (nachdem der Bewunderer seine Gedichte vorgelesen hat):
Ich bitte Sie, ich sinke um,
Mir wird im Kopfe gar zu dumm.
Bewunderer: Sie treiben wohl Ihr Zuhören bis zur Religion? — —
Doch jetzt muß ich geh'n, denn wenn ich bleibe,
Ich das Abschiednehmen bis zur Religion treibe.

Man könnte dies die Nachtseite der Religion nennen. Es sei der christlichen Religion eigenthümlich, sagte Novalis, daß sie den reinen guten Willen des Menschen in Anspruch nehme und sich eigentlich in Opposition zur Wissenschaft befinde; sie gehe vom gemeinen Manne aus, sei der Keim alles Demokratismus und das Licht, das in der Dunkelheit zu glänzen anfange. Aber mit dieser Hälfte, von der Goethe's „Gefühl ist Alles“ gilt, hätte sich doch kein echter Romantiker begnügt. Auch Novalis hatte den lebhaftesten Sinn für die griechische Kunstreligion und ging ernstlich

mit sich zu Rathe, ob seine Erfindung einer neuen Naturmythologie fähig sei.

Wenn man alle Elemente überblickt, die im Chaos der neuen Religion auf- und abflutheten: Monotheismus, Pantheismus, Christenthum, Heidenthum, die Mythologien aller Völker und Zeiten, muß man zugeben, daß es einer Riesenfaust bedurfte, um alle diese streitenden Stoffe in ein Bild voll Wahrheit und Schönheit zusammenzuschmelzen.

Die alten Religionsstifter und Apostel waren Menschen, in denen das Unbewußte noch weit mächtiger wirkte, als wir es uns vorstellen können. Weil sie nicht wußten, woher ihre Ueberzeugungen ihnen zuströmten, glaubten sie innigst an die Göttlichkeit ihres Ursprungs und standen ihnen anders gegenüber als der bewußte Mensch, dem keine magische Bekräftigung von einem scheinbaren Außen zu Hülfe kommt. Deshalb kann man zweifeln, ob es überhaupt im Bereich der Möglichkeit liegt, daß moderne Menschen einen Glauben verkündigen, der für Viele verbindlich sein soll. Je umfangreicher ihr Bewußtsein ist, um so eher kann man fragen, woran sie nicht glauben, als woran sie glauben. Das ließe sich etwa feststellen, daß die Romantiker an eine Dreieinigkeit glaubten, die Trias in der Monas, heiße sie nun Natur, Geist und Seele oder Vater, Sohn und heiliger Geist oder in Jakob Böhme's Worten: „Die Qual der Finsterniß ist das erste Principium und die Kraft des Lichts ist das andre Principium und die Ausgeburt aus der Finsterniß durch des Lichtes Kraft ist das dritte Principium.“

Aber wie wenig hatte ein solches Glaubensbekenntniß die Fülle des religiösen Fühlens erschöpft! Inzwischen, bis Friedrich Schlegel sein Bibelbuch vollendet haben würde,

ergoß es sich von Novalis' Lippen in dithyrambischen Offenbarungen, wie die heidnisch-christliche Abendmahlshymne:

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahles
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Gluth
In zitternden Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist Alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar.
O daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich;
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zarteren Lippen

Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele,
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Schiller und Goethe.

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns
Goethe'n . . . .
— — — — — — — — — —
Uns sandte Goethe, dich, der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.
W. Schlegel.

Purpurglühnde Morgenröthe
Kündet uns den Tag, wo Goethe
Einst das Licht der Welt erblickt.
Wo der ganze Chor der Musen
Mit dem Nektar ihrer Busen
Das Heroenkind erquickt.
Zu Goethe's Geburtstag 1826.
W. Schlegel.

Die Romantiker fingen damit an, Schiller zu lieben. Sogar Wilhelm Schlegel hatte nicht nur den Don Carlos angepriesen, sondern war selbst in die Schiller'sche Art zu dichten verfallen, womit es ihm freilich nicht glücken konnte. Denn da der ideale Sturm nicht in ihm brauste, blieb nur das langathmige schöne Reden und ein Nichts als klingendes Pathos. Wahreres Verständniß hatte Friedrich für Schiller, indem er ihn vorzüglich wegen seines moralischen Triebes und seiner Leidenschaft zum Ewigen verehrte; ja, er hielt dann sogar standhaft an ihm fest, als Schiller in der absprechenden Art, die er haben konnte, wo er etwas seiner Natur Fremdartiges oder Feindseliges witterte, Körner gegenüber den jungen Friedrich Schlegel als kalten Witzling charakterisirt hatte. Vollendete Schwärmerei war das Gefühl, mit

dem Novalis an Schiller hing, während er in Jena seine Vorlesungen besuchte; aber auch sie bezog sich vor Allem auf die edle Persönlichkeit des Dichters.

Man kann sich auch leicht Gründe denken, aus welchen heraus die Romantiker Schiller zu ihrem Führer hätten erwählen können, wie er sich ja selbst als sentimentalischen, das heißt modernen Dichter bezeichnet, und seine erhabene Unvollendung, sein Riesenstreben ihn in der That vom Klassischen weit entfernte und der Romantik hätte verwandt und sympathisch machen können. Dieser Zug war aber bei Schiller aus der Gährung der Jugend entsprungen; seine späteren Werke sind in sich abgerundet und ermangeln der unmittelbaren Fülle, die aus der Tiefe des Gemüthes quillt. Darum beklagte Tieck es immer, daß Schiller den Weg, den er in der Jugend eingeschlagen, verlassen habe, und ließ eigentlich nur die Räuber als große Dichtung gelten, die aber auch als eine der größten, als nicht genug zu bewundern. In keinem von Schiller's späteren Dramen findet sich eine Stelle, die jener zu vergleichen wäre, wo Karl an der Donau träumerisch versunken seiner Kindheit gedenkt und ihre schwärmenden Hoffnungen mit der öden, furchtbaren Gegenwart vergleicht. Diese Scene empfindet man sofort als echt romantisch durch ihr Naturgefühl und die stark von ihr ausströmende Stimmung. Ein solches Zusammenleben von Natur und Mensch findet sich nirgends mehr in Schiller's späteren Dramen, auch nicht im Tell, soviel darin auch von Bergen und Matten gesprochen wird. Denn die Natur kam überhaupt nicht zu einem bewußten geistigen Leben in ihm; durch und durch männlich, wie er war, ging ihm die Empfänglichkeit ab, ihre Kraft anzusaugen und in sich aufzulösen, vielmehr ging jeder ihrer Reize bei ihm sogleich in Produktionstrieb über, der rastlos bildend und gestaltend

den dürftigen Gehalt, der sich niemals ansammeln konnte, verbrauchte.

Man vergegenwärtige sich das bekannte Denkmal, wo Schiller neben Goethe steht: wie männlich seine hohe, knochige Gestalt mit dem schlanken Halse und dem elastischen Schwunge nach oben sich gegen die weichlichere des Freundes darstellt, der breit, fest, irdisch, mit seinem gewaltigen Haupte dasteht und den stillen Blick gradeaus in das unendliche Leben richtet. Diese gestaltende Männlichkeit machte ihn zum Beherrscher der Form und zum Meister des Dramas; kein deutscher Dichter vor oder nach ihm verfügte über die unbewußte Kunst und Kraft, seine Scenen so anzuthürmen, daß eine unbegreifliche Spannung den Leser mit sich fortreißt, ob er die Dichtung zum ersten oder zum hundertsten Male liest; denn sie ist von der Kenntniß des Inhalts unabhängig und entspringt einzig aus dem Schwunge der Form und der Zugkraft der trunkenen Seele des Dichters, die den Leser ergreift.

Unvergleichlich verstand es Schiller, seinen Dramen einen Körper zu geben; aber die Kehrseite ist: auch die Menschen, die er schafft, sind nur Körper, die sich bewegen, handeln und gestikuliren, lachen und weinen; wir sehen ihre Seelen nicht, aus denen all dies wirbelnde Leben herausquillt, hören die Sphärenmusik nicht, die den großen Reigen des Weltalls innerlich begleitet. Gerade daß wir nicht aufgehalten werden durch lockende Laute aus den Abgründen des Inneren, macht den dramatischen Fortschritt und die hinreißende Spannung möglich.

Aber giebt es einen modernen Menschen, dem dies pantomimische Schauspiel bewegter Figuren befriedigen könnte? Denn das Innere zu suchen bei jeder Erscheinung, das ist ja gerade das Eigenthümlichste des modernen Menschen,

dessen immer heller werdendes Innenbewußtsein alles Aeußerliche in Geistiges zerlegt. Die reine Männlichkeit Schiller's, seine beständig wirkende Produktivität schloß diese Innenarbeit aus. In Folge dessen konnte sich ein reicher Ideenschatz nicht in ihm ansammeln, daher er auch beständig über die geringe Zahl seiner Ideen klagte, aus denen er freilich mit seiner ungeheuern Gestaltungskraft mehr zu machen wußte, als manch ein Andrer mit unendlich vielen. Er war weder christlich noch germanisch, welchen beiden Charakteren das weibliche Vermögen der Empfänglichkeit, der unersättliche Durst, die Außenwelt in sich einzusaugen, zu einem Theil des Innenlebens zu machen, eigenthümlich ist. So wenig daher der sentimentalische Schiller an die naive Kunst der Alten erinnert, so sehr ist er ihnen durch die Männlichkeit des Temperamentes ähnlich, wie ihn denn auch Friedrich Schlegel, ohne den Unterschied zu verkennen, einmal mit Aeschylus und Pindar vergleicht. So ist auch kein deutscher Dichter den romanischen Völkern von vornherein so verständlich wie Schiller mit seinem Pathos und seinem Ueberwiegen der Form auf Kosten des Gehaltes. Wohingegen Goethe, obwohl klassischer als Schiller durch seine Harmonie, jenes weibliche, christlich-germanische Element besaß, das ihn zum Ideal des modernen Dichters, zum Haupt der romantischen Schule machte. Man muß bedenken, daß die Naivetät und Harmonie Goethe's nur ihrer Erscheinung nach mit der Antike zu vergleichen ist, in ihrem Wesen war sie die wiedergewonnene, die zweite, in der zwei anfänglich widerstrebende Hälften zu einem befriedigten Ganzen verschmolzen sind.

Aus den wogenden psychologischen Anschauungen der Romantiker hob sich immer deutlicher das Idealbild der Androgyne, des Ganzmenschen, den Jakob Böhme die Idea

oder Sophie nannte; Sophie nämlich, zu deutsch Weisheit, weil dies Wort von „weisen“ komme und der Name andeute, daß sie den Menschen nach dem Ziele weise, das er zu erreichen habe. Unermüdlich eiferte Friedrich Schlegel gegen die Verherrlichung der reinen Männlichkeit und Weiblichkeit: „Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit ist die rechte, wahre und schöne.“ Oder: „Man muß den Charakter des Geschlechtes keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen.“ Und ferner: „In der That sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch ist und doch nur ein harmonisches Ganze sein kann, welches keine Absonderung leidet.“

Einen Vorgänger in diesen Anschauungen fand Friedrich in Plato, durch dessen Studium er wohl darin bestärkt wurde. In seiner Abhandlung über Diotima führt er an, daß Plato und die Stoiker die Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in der Unterordnung unter die höhere Menschlichkeit gesehen hätten, worüber der Stoiker Kleanthes ein eigenes Werk geschrieben habe. In Sparta sei der ruhmwürdige Versuch gemacht worden, die Weiblichkeit wie die Männlichkeit zur höheren Menschlichkeit zu vereinigen; welches Ideal in der Kunst der attischen Tragödie wirklich erreicht sei. „Was ist häßlicher“, sagt Friedrich, „als überladene Weiblichkeit; was ist so ekelhaft als übertriebene Männlichkeit, die in unsern Sitten, unsern Meinungen, ja auch in unsrer besseren Kunst herrschen.“ Uebertrieben und häßlich nennt er das herrschsüchtige Ungestüm des Mannes sowie die selbstlose Hingegebenheit des Weibes.

Die Lehre von der Androgyne wurde später von dem

Philosophen Baader, der auch hier von Jakob Böhme ausging, wissenschaftlich begründet, und das Wort Mannweib, das in unsrer Zeit so gesunken ist und einen schlechten Klang angenommen hat, bezeichnet danach die schönste und vollkommenste Form, in der der Mensch sich darstellen kann.

Man hat immer angenommen, Goethe sei sinnlicher gewesen als Schiller, während es sich gewiß eher umgekehrt verhielt; ja, man darf behaupten, Goethe sei es verhältnißmäßig wenig, Schiller ungewöhnlich viel gewesen. Denn nur derjenige, der seine Sinnlichkeit niemals störend empfindet, bei dem sie im Gleichgewicht mit seinem Geiste ist, wird sie so naiv, so schön äußern, wie Goethe that. Wer sie verschleiert, bekämpft oder mit jenem Cynismus der Offenheit zeigt, der beweist, daß eine Selbstvergewaltigung vorangehen mußte, verräth, welche Rolle sie bei ihm spielt. Die gemäßigte Sinnlichkeit verlieh Goethe das Olympische, dessentwegen besonders die spätere, etwas hysterische romantische Jugend ihn in so leidenschaftlicher Weise anbetete oder haßte.

Bei aller Verehrung, die man für Schiller haben kann und soll, ist nicht zu läugnen, daß er an übertriebener Männlichkeit litt, was auch neben Anderm sich dadurch beweisen ließe, daß er in der Liebe als Ergänzung die überladene Weiblichkeit suchte. Gegenüber einem androgynen Typus, wie Karoline war, fühlte er sich eher unbehaglich. Wie hätten die Männer und namentlich die Frauen, die er schuf, den Romantikern genügen können? Auch hat nicht leicht etwas ihren Spott so herausgefordert, wie Schiller's Gedicht von der Würde der Frauen, bei dessen Besprechung Friedrich Schlegel sagte: „Männer, wie diese, müßten an Händen und Füßen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut“ und das Wilhelm köstlich parodirte:

Ehret die Frauen, sie stricken die Strümpfe,
Wollig und warm zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrissene Pantalons aus.
Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld Haus.
Doch der Mann, der tölpelhafte,
Find't am Zarten nicht Geschmack,
Zum gegohrnen Gerstensafte
Raucht er immerfort Taback u. s. w.

Wie anders Goethe! dessen Faust, Werther, Meister, Egmont so stark mit weiblichen Elementen vermischte Charaktere sind; der ein Klärchen, eine Dorothea geschaffen hat, in denen süßester weiblicher Liebreiz sich mit männlicher Kraft zu einem so herrlichen Ganzen vereinigt. Der selbst mit unermeßlicher Empfänglichkeit jeden Anreiz des Lebens in sich aufsog, sammelte und bildete, so daß man seine hervorbringende Kraft nur richtig schätzt, wenn man sie an der Masse mißt, die sie gestaltete, nicht wenn man sie mit Schiller's vergleicht, der so ungleich weniger Stoff zu bewältigen hatte. Hier war ein vollendeter Mensch, der die Armuth des einseitigen Geschlechtes in sich selber ergänzte.

Daß es zum Bruch zwischen Schiller und den Romantikern kam, ist in Anbetracht einer solchen Verschiedenheit der Naturen nicht zu verwundern. Gegen die Brüder Schlegel hatte er das ganze Mißtrauen des naiveren Süddeutschen gegen den scharfdenkenden, ungutmüthigen, überlegenden Norddeutschen. Er stieß sie von sich, weil er sich ihrer sonst nicht zu erwehren gewußt hätte; denn er empfand, obwohl er es sich nicht zugestehen wollte, ihre intellektuelle Ueberlegenheit. Gerade weil er die Beschränktheit seiner Natur fühlte, hielt er es für nöthig, sich nicht beirren zu lassen, um die Sicherheit nicht zu verlieren, und wollte er sich namentlich nicht

von jungen Leuten daran erinnern lassen, die er an eigentlichem Können, an Männlichkeit weit überragte.

Wilhelm und Karoline ließen es sich angelegen sein, als sie nach Jena kamen, mit dem Mächtigen, dessen Bedeutung sie anerkannten, wenn sie ihn auch nicht so mit Haut und Haaren liebten und bewunderten wie Goethe, in ein gutes Verhältniß zu treten. Seine edle und rührende Erscheinung entzückte die immer zum Liebhaben geneigte Karoline. Lotte, die mit der Jugend zugleich ihre Reize mehr und mehr einbüßte und zwischen hausbackener Nüchternheit und vager Sentimentalität schwankte, mußte man mit in den Kauf nehmen und bemühte sich, das Beste an ihr herauszufinden. Je mehr aber die an Anbetung grenzende Verehrung Goethe's zunahm, desto näher lag die Versuchung, ihn in öffentlichen Besprechungen durch Vergleichung mit seinem Freund und Nebenbuhler zu heben. Eben die Verschiedenheit der beiden Dichter lockte zu belehrenden Betrachtungen, wobei eine Herabsetzung Schiller's vom Standpunkte der Romantik unausbleiblich war. Hätte ein Rezensent einen so großen Genius wie Schiller ganz mit Stillschweigen übergehen können? Man muß es Wilhelm und Friedrich zugestehen, daß sie sich Mühe gaben, den Ausdruck ihrer Mißbilligung Schiller gegenüber zu mäßigen; Friedrich allerdings verrieth, vielleicht grade weil er in früherer Zeit Schiller eine so große Verehrung gewidmet hatte, zuweilen einen kindlichen Stolz, daß er es nun so weit gebracht habe im Kunstverständniß, dem Berühmten seine Mängel aufzählen zu können.

Eine tadelnde Rezension brachte den in sich ruhigeren Goethe nicht aus seinem Gleichgewicht; vielleicht daß er sich einen Augenblick geärgert hätte; oder daß er sie mit historisch-psychologischem Interesse oder mit Humor gelesen hätte, je nachdem der Inhalt bedeutend oder nicht gewesen wäre.

Schiller hatte so viel Gleichmuth, so viel Sicherheit und Laune nicht. In seiner schmerzlichen Entrüstung wußte er sich keinen andern Rath, als den kaltherzigen Tadler und Alles, was mit ihm zusammenhing, weit von sich zu entfernen, damit er sein zerkleinerndes, liebloses Auge nie mehr auf sich ruhen fühlte. Es war eine Handlung der Nothwehr, da er sich auf keine andre Weise vor dem Fremdling, der ihm vorrückte, was er doch nicht ändern konnte, sein eigenstes Wesen, zu schützen wußte.

Ungroßmüthig und ungerechtfertigt war es, daß Schiller Wilhelm's und Karoline's freundliche Bitte, nicht sie für Friedrich's Ungehörigkeit verantwortlich zu machen, mit schneidender Schärfe abwies. Seine Abneigung gegen Karoline, von der er sich einredete, sie sei eine schriftstellernde Intrigantin, war im Grunde der instinktive Unwillen des Mannes gegen eine Frau, die durch harmonische Fülle der Natur nicht nur seinem Herrscherrecht entrückt war, sondern in gewisser Hinsicht sogar, nämlich insofern sie ein Ganzes war, wenn auch kein so bedeutendes wie seine großartige Halbheit, ein Gefühl von Ueberlegenheit ihm gegenüber haben mochte.

Von nun an herrschte erklärte Feindschaft zwischen Schiller und dem Schlegel'schen Kreise. Die Romantiker bemühten sich nicht mehr sonderlich, das Große in seinen Werken anzuerkennen, sondern gaben sich mit Vergnügen ihrer Lust zum Spaßmachen hin, wo sein Mangel an Ironie ihren Witz herausforderte. Daß sie über sein Lied von der Glocke so herzlich lachen konnten, mag manchem Verehrer Schiller's eine Ruchlosigkeit dünken; aber abgesehen davon, daß sie es nicht wie wir mit einem verklärten Todten zu thun hatten, erklärt es sich aus eben diesem Mangel an Ironie, dieser mehr bürgerlichen als künstlerischen Ernsthaftigkeit, und dem

Grundsatz der Romantiker, zwar kein unmoralisches Kunstwerk, aber auch nicht jedes moralische schön zu finden. Was für helles Gelächter mag erst der kleine Vers hervorgerufen haben, den Wilhelm verfertigte:

Wenn Jemand schwatzt die Kreuz und Quer,
Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
Il bavarde à propos de bottes.
Bei uns wird wohl das Sprichwort sein:
Dem fällt bei Glocken Vieles ein.

Dergleichen Scherze wurden aber nur am häuslichen Herde laut; wie denn überhaupt der tadellose Wilhelm niemals die Grenze des Anstandes überschritt und stets als der reife und gerechte Mann erschien, den weder persönliche Verhältnisse noch Abweichungen in ästhetischer Auffassung verhinderten, großes Verdienst anzuerkennen.

Es war für die Freundschaft Schiller's und Goethe's eine Prüfung, daß eine Reihe begabter junger Menschen den Einen von ihnen auf Kosten des Andern in's Grenzenlose erhoben; welche Prüfung sie rühmlich bestanden, freilich nicht ganz ohne Opfer. Denn es war keine Kleinigkeit, immer seiner Empfindlichkeit Herr zu bleiben und keinen Neid in sich aufkommen zu lassen, während es für Goethe nicht ganz leicht war, sich durch den süßen Geruch des Weihrauchs, der ihm gestreut wurde, nicht ganz in den Kreis seiner Jünger hineinziehen zu lassen.

Er hätte ein Unmensch sein müssen, wenn das Verständniß, das hier für seine Werke aufging, ihn nicht hätte erfreuen sollen. Halb ist es rührend, halb peinlich zu sehen, wie er seinen Umgang mit den Romantikern und seine Meinung über ihre Verdienste vor Schiller geheim zu halten suchte, ohne doch unehrlich gegen ihn zu sein. Auch Schiller

hatte eine richtige, großartige Anschauung von seinem Freunde; aber in der nervösen, reizbaren Feinfühligkeit, die ein grenzenloses Verständniß alles Menschlichen, auch in seinen zartesten Aeußerungen ermöglicht, waren die Romantiker ihm sowohl wie Goethe überlegen. Das gab ihnen ein Gefühl des Anrechts, das sie auf ihn hätten. Er gehörte ihnen, er sollte ihr Gott und sie wollten sein auserwähltes Volk sein. Seine Autorität galt so unbedingt unter ihnen, daß jeder Streit beendet war, wenn eine Partei sich auf einen Ausspruch Goethe's berufen konnte; was den lebhaften Steffens einmal so empörte, daß er in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem verdammten Goethe vom Leibe!" aber gleich darauf dermaßen über diese Lästerung erschrak, daß die Anwesenden noch mehr über dies nachträgliche Erschrecken als über die vorherige Heftigkeit lachten. Gerade in Steffens' Leben hatte Goethe, namentlich die Bekanntschaft mit Faust, den er als eben confirmirter Knabe zuerst las, Epoche gemacht. Er setzte die Jenenser dadurch in Erstaunen, daß er ganze Scenen aus Faust auswendig deklamiren konnte. Nur schon der Anblick Goethe's hatte jedes Mal etwas Leib und Seele Erschütterndes für ihn.

Angeregt durch die verständnißvolle Bewunderung der munteren jugendlichen Geister that Goethe gutgelaunt den mit Jubel aufgenommenen Ausspruch, nun sie ihn so öffentlich und geradezu als Haupt einer Partei ausgeschrieen hätten, wolle er sich auch auf honette Weise als ein solches zeigen. Persönlich am meisten hingezogen fühlte er sich, bis er Schelling kennen lernte, zu Wilhelm und Karoline, als zu klaren und in sich einigen Menschen, die er immer den zwiespältigen und verworrenen, wenn sie auch noch so bedeutend waren, vorzog. Er achtete Wilhelm's klugen, geordneten Kopf und ließ sich gern von ihm über Rhythmik und Metrik

belehren. Karoline war durchaus eine ihm verwandte Natur: einfach, ruhig, liebend, nicht ringend und nicht grüblerisch, nach keiner Seite hin extravagant und excentrisch. Sie blieb ihm auch bis an's Ende ihres Lebens treu, während die Andern fast alle sich später mehr oder weniger entschieden von ihm abkehrten.

Das Bild, wie wir es jetzt von Goethe in unserm Geiste haben, ist in seinen Grundzügen von den Romantikern entworfen. Wer weiß, wie es aussehen würde, wenn sie es nicht aufgefangen und festgehalten hätten! Noch hatte Goethe im Publikum nur einen flüchtigen Gefühlsrausch erweckt durch seine Erstlinge. Was für Urtheile selbst Gebildete sich über Goethe zu fällen getrauten, beweist jener Major, von dem der junge Freiherr v. Blomberg erzählt, der sagte, Egmont sei das erbärmlichste Stück, das er je gelesen, schrecklich langweilig und habe keinen Schluß; es sei zwar von einem großen Manne, allein die großen Herren könnten auch große Pudel schießen; die Majorin meinte auch, man könne vor Langeweile dabei sterben, und im Einzelnen, die gemeine Person — Klärchen — spreche gar zu heroisch. Lesen wir jetzt Wilhelm's Essay über Hermann und Dorothea oder den von Friedrich über Wilhelm Meister, so scheint uns der darin angenommene Standpunkt der einzig richtige und selbstverständliche; wir lesen die Urtheile, die wir fertig geprägt überkommen haben, die aber damals zuerst mit solcher Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen wurden und sich die allgemeine Geltung erst erkämpfen mußten. Friedrich Schlegel, der Begriffsbildner der romantischen Schule, hat in einer seiner Jugendschriften, in dem äußerst reichhaltigen Aufsatz über das Studium der Griechischen Poesie, wo er das Wesen der modernen Kunst im Gegensatz zur antiken ergründet, Goethe als den Stifter der

neuen Poesie bestimmt. Diese Schrift war zu tiefgehend, um jemals populär zu werden. Goethe's Stellung in der Literatur kann niemals genauer und zutreffender bezeichnet werden.

Die Poesie der Griechen, sagt Friedrich Schlegel, steht in sofern unerreichbar hoch über Allem, was von den nachgriechischen Völkern gedichtet wurde, als sie in sich vollendet ist; ihre schönsten Dichtungen sind objektiv schön und deshalb ein ewiges Vorbild. Was auch dem modernen Leser darin fehlen möge, kein Vergleich mit modernen Werken, auch mit den überschwänglich reichsten nicht, kann ihnen den Vorzug objektiver Schönheit rauben. Diese Schönheit ist die Schönheit der Blume oder irgend eines natürlichen Organismus, der sich makellos entfalten muß nach inneren Gesetzen. Diese Kunst ist aus dem Triebe entsprungen, wie Friedrich das unbewußte Wollen nennt; das Bewußtwerden hat die organische Triebkraft im Menschen gestört. Vom Bewußtsein ausgehend fehlt der modernen Poesie das Abgeschlossene, Vollendete, Einheitliche, was im Organischen so selbstverständlich ist: der sondernde Verstand zertheilt immer wieder, was sich zum Ganzen schließen will. Dieses Unvollendete ist der Reiz der modernen Poesie — Friedrich nennt es das Interessante — nur ein Unvollendetes kann ja Sehnsucht haben, Sehnsucht zum Ewigen, die uns Modernen als das Wundervollste an einem Kunstwerk erscheint. Das Interessante ist aber, nach Friedrich, die Vorbereitung des Schönen. Ja, die objektive Schönheit der Alten muß wieder erreicht werden, aber sie wird reicher und schwerer an himmlischer Fülle sein, weil sie durch das Interessante hindurchgegangen ist.

Wenn man aber die Dichtungen aller Völker und Zeiten durchgeht, so fragt man sich zaghaft, ob denn das Ungeheure

möglich sei, daß zwei Dinge, die sich auszuschließen scheinen, von denen das Entstehen des Einen durch das Aufhören des Andern bedingt ist, verschmolzen werden. Denn interessant ist etwas ja eben, weil es nicht schön ist, nicht seiend, weil es werdend ist! Wie soll das Interessante schön, das Werdende reif sein? Können wir hoffen, daß jemals die unendlich strömende Fülle unsres Gemüthes von der harmonischen Rundung der Antike gefaßt werde?

Mit der kühnen Zuversicht, die das schönste Merkmal der jungen Romantiker war, bejaht Friedrich diese Fragen. Und die Bürgschaft dafür, daß sie zu bejahen seien, sieht er in Goethe. Goethe's Poesie nennt er die Morgenröthe echter Kunst und reiner Schönheit. „Dieser große Künstler", sagt er, „eröffnet die Aussicht auf eine ganz neue Stufe der ästhetischen Bildung. Seine Werke sind eine unwiderlegliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sei. Das Objektive ist hier wirklich schon erreicht."

Aus dieser Auffassung Goethe's ergiebt sich der Standpunkt für seine Schätzung im Vergleich zu Shakespeare. Kein Zweifel, daß in der interessanten oder charakteristischen, also in der modernen Kunst Shakespeare über Goethe steht. „Das Ziel des Deutschen ist aber das Objektive. Das Schöne ist der wahre Maßstab, seine liebenswürdige Dichtung zu würdigen." Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und Schönen, zwischen dem Manierirten und Objektiven. Dementsprechend rühmt Friedrich an Wilhelm Meister vor allen Dingen „den antiken Geist, den man bei näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle überall wieder erkennt. Diese große Combination eröffnet eine ganz neue endlose Aussicht auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu sein scheint, die Harmonie des Klassischen

und Romantischen." Ebenso sagt er von Tasso, daß das Charakteristische an diesem Gedicht der Geist der Reflexion und der Harmonie sei, „nämlich daß Alles auf ein Ideal von harmonischem Leben und harmonischer Bildung bezogen und selbst die Disharmonie in harmonischem Tone gehalten wird."

Man sieht, wie sehr man sich irrt in der Meinung, die Romantiker seien dem Klassischen abhold gewesen. Wer vielmehr hat die Schönheit des Homer und der attischen Tragödie klarer erkannt und enthusiastischer erklärt als sie! Gerade deswegen stellten sie Goethe über alle andern Dichter, weil er klassisch und modern, Mann und Weib, unbewußt und bewußt zugleich war. „Alles ist gedacht und gesagt worden wie von Einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künstler wäre", sagt Friedrich vom Wilhelm Meister. Einen besonderen Nachdruck legten die Romantiker, als die dionysischen Dichter, allerdings auf das Apollinische in Goethe, auf den Titel „vollendeter Künstler". Als dem besonnenen Künstler hat Novalis ihm in seinem Heinrich v. Ofterdingen ein Denkmal gesetzt, wo man in dem Dichter Klingsohr das Urbild Goethe sogleich erkennt. Wundervoll und höchst charakteristisch für Goethe wie für die Romantiker sind die Lehren, die der erfahrene, weise Meister dem strebenden Heinrich giebt. Auf Heinrich's Bemerkung, daß man, gerade wenn man sich der Natur am innigsten vertraut fühle, am wenigsten von ihr sagen könne und möge, antwortet Klingsohr: „Wie man das nimmt, ein Andres ist es mit der Natur für unsern Genuß und unser Gemüth; ein Andres mit der Natur für unsern Verstand, für das leitende Vermögen unsrer Weltkräfte. Man muß sich wohl hüten, nicht Eins über das Andre zu vergessen: Es giebt viele, die nur die eine Seite kennen und

die andre gering schätzen. Aber beide kann man vereinigen und man wird sich wohl dabei befinden. Schade, daß so wenige darauf denken, sich in ihrem Innern frei und geschickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung sich den zweckmäßigsten und natürlichsten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu sichern . . . . . . Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verstand, euren natürlichen Trieb, zu wissen, wie Alles sich begiebt und unter einander nach Gesetzen der Folge zusammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterstützen. Nichts ist dem Dichter unentbehrlicher, als Einsicht in die Natur jedes Geschäfts, Bekanntschaft mit den Mitteln, jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geistes, nach Zeit und Umständen die schicklichsten zu wählen. Begeisterung ohne Verstand ist unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt . . . . . . Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug sein."

Als Heinrich fragt: „Kann ein Gegenstand zu überschwenglich für die Poesie sein?" antwortet Klingsohr: „Allerdings. Nur kann man im Grund nicht sagen für die Poesie, sondern nur für unsre irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb dessen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: so giebt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Grenze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nöthige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann und in ein leeres täuschendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Phantasie nur gar zu gern nach den Grenzen sich begiebt und übermüthig das Unsinnliche, Uebermäßige zu ergreifen

nnd auszusprechen sucht. Reifere Erfahrung lehrt erst, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenstände zu vermeiden und die Aufspürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um seinen mannigfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu stellen, und hütet sich wohl, die Mannigfaltigkeit zu verlassen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte fast sagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmern. Die beste Poesie liegt uns ganze nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff."

Wie erstaunlich gut hat Novalis hier Goethe's Sinn getroffen, der im Alter seinen Grundsatz der Beschränkung, und daß der Dichter überschwengliche Gegenstände vermeiden solle, so weit trieb, daß er jungen Poesiebeflissenen, die sich um Rath bittend an ihn wandten, empfahl, den Hopfenbau und das Weberhandwerk zu besingen; wobei freilich ein wenig Ironie unter gelaufen sein mag. Von diesem selben Punkte geht nun aber auch die Auflehnung der Romantiker gegen Goethe aus. In dem angeführten Gespräch zwischen Heinrich v. Ofterdingen und Klingsohr läßt Novalis seinen Heinrich sagen: „Eben in dieser Freude, das, was außer der Welt ist, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der ursprüngliche Trieb unsres Daseins ist, liegt der Ursprung der Poesie." Wenn nun alle Poesie nichts andres ist als der Drang, sich zu äußern, dieser Drang, der das Ding an sich treibt, Erscheinung zu werden, oder Gott treibt, in der Natur sich darzustellen, die den Menschen treibt, sich von seinem Mittelpunkt aus eine Welt zu schaffen, eine, in der er selbst Gott ist, giebt es dann etwas, das zu gewaltig wäre, um sich der Mittheilung zu

entziehen? Was ist nicht in einem Ich enthalten oder was kann wenigstens nicht darin enthalten sein! Auch hatte Klingsohr gesagt, nicht in der Poesie selbst liege der Grund, daß nicht alle Gegenstände durch die Poesie darstellbar seien, sondern in den irdisches Mitteln und Werkzeugen. Aehnlich wie Kant gesagt hatte, es gebe wohl ein Ding an sich, aber unser irdischen Erkennen könne nicht zu ihm dringen. Gegen Beides erhoben sich die Romantiker, indem sie nicht in einem unbestimmten Rausche von Begeisterung, sondern besonnen und offenen Auges sagten: unser Bewußtsein umfaßt nicht die Welt, durchdringt nicht die Welt, aber es wird sie umfassen und eins mit ihr werden. Die Poesie kann das Unendliche nicht darstellen, aber sie soll es lernen, sie soll dazu erwachsen. Darum nannte Friedrich Schlegel die romantische Poesie eine Universalpoesie. Goethe hatte er seines griechischen Künstlerthums ungeachtet keineswegs davon ausgeschlossen. Seine Kunst, sagte er, sei durchaus progressiv: sie enthalte den Keim eines ewigen Fortschreitens. Damit war aber schon ausgesprochen, daß sie überholt werden könne, daß sie noch nicht die vollendete Krone der Poesie sei. Es war nur folgerichtig, daß die Romantiker zwar Goethe als Vorbild aufstellten und als Bürgen, daß eine Verschmelzung von charakteristischer und klassischer Poesie möglich sei, zugleich aber betonten, wie Vieles dem künftigen Dichter noch zu erreichen bleibe. Man braucht sich nur vorzustellen, daß das Schönste von Allem, was Goethe auf verschiedenen Lebensstufen dichtete, in einem Werke vereinigt sei, etwa die unermeßliche Fülle Faust's mit der edlen Rundung von Hermann und Dorothea, um ein Bild zu gewinnen, wie Goethe noch übertroffen werden könnte.

Besonders als Goethe, da der höchste Gipfel immer nur ein Punkt ist, anfing, sich dem Klassischen auf Kosten des

Modernen zuzuneigen, hielten sie mit ihrer unbedingten Bewunderung inne; was sie um so eher thun konnten, als des Meisters Größe, zum Theil durch ihr eigenes Bemühen, unerschütterlich in der Geschichte festgestellt worden war. Sie vermißten allzu sehr das Dionysische, die unabsehbare Unendlichkeit, worin seines Faust unvergleichlicher Zauber liegt. Seine Harmonie hatte er, ihrer Meinung nach, zu theuer erkauft.

Schon in einer seiner frühesten Abhandlungen sagt Friedrich Schlegel: „Goethe schwelgt viel zu sehr im Genusse seines vollendet schönen Selbst, als das er die schreiende Härte und empörende Nacktheit des zu aufrichtigen Shakespeare ertragen könnte. Wie Goethe den Werther schrieb, da ersetzte jener Mangel die Jugend, ihre wehmüthigen Ahnungen, ihre weissagenden Thränen. Nachher ließ ihn das Geschick, zu nachsichtig mit seinem Genius, allein.“ Da ist schon der Keim aller der Klagen über Goethe's unempfindliche Kälte, mit denen ein späteres Geschlecht die einseitigen und maßlosen Goethe-Verehrer angriff. Wie unendlich viel neue Töne noch angeschlagen werden konnten, wie viele die Romantiker selbst schon angeschlagen haben, wer möchte sich auch davor verschließen. Novalis, der Goethe's Bild in Klingsohr-Gestalt mit so viel Liebe gezeichnet hatte, wandte sich mit bewußter Entschiedenheit von ihm ab. Er dachte daran, eine Rezension über Wilhelm Meister zu schreiben, die ein Gegenstück zu der Friedrich's werden sollte. Dies Buch, das er fast auswendig wußte, aus dem er immer noch lernte, war ihm dennoch verhaßt geworden. Er fand es durchaus anti-poetisch. Mit Stoff und Läppchen sei der Garten der Poesie darin nachgemacht. An Tieck schrieb er von der Kunst, mit der im Meister die Poesie durch sich selber vernichtet wird, „und während sie

im Hintergrunde scheitert, die Oekonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut und achselzuckend nach dem Meere sieht.“ Der Ausspruch von Novalis: „Goethe wird und muß übertroffen werden — aber nur wie die Alten übertroffen werden können — an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit und Tiefsinn“, liegt eigentlich schon eingeschlossen in jenem früheren: „Goethe ist jetzt der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“; denn der Statthalter des Geistes ist doch nicht der Geist selbst, so wenig wie der Papst Gott ist, der eben dadurch, daß er sich göttliche Rechte anmaßte, die Menschheit trieb, zu protestiren.

Dasselbe, was die Romantiker an Goethe vermißten, machte, daß er seinerseits ihre Werke unterschätzte. Man weiß, wie verständnißlos er einem Genius wie Kleist gegenüber stand. Auch diese, denen er persönlich wohlwollte, hielt er im Ganzen, soweit sie als Dichter auftraten, vorsichtig von sich entfernt; zum Theil waren die gelinden Urtheile, die er zurückhaltend fällte, verhüllte Verurtheilungen. Zweifellos hatte Goethe recht, wenn er die Dichtungen dieser Romantiker als solche verwarf. Das Wort Poet kommt von dem griechischen ποιεῖν = machen, es ist also billig, wenn man den Titel Poet denjenigen versagt, die sich auf nichts schlechter verstehen als eben auf das Machen. Davon ist aber die dichterische Empfindung, der Geist, der nur nicht zur Gestaltung kommt, zu unterscheiden. Und wo es sich darum handelte, verhielt sich Goethe gern empfangend und anerkennend. Calderon und andre südliche Dichter, die orientalischen lernte er durch die Romantiker kennen. Die jungen Feldherren führten ihren König durch alle die Länder, die sie für ihn erobert hatten. Und wie wußte sein universaler Geist solche Anregungen zu verwerthen! Der roman-

tischen Philosophie vollends war er nicht nur geneigt, sondern er bewillkommnete sie aus erfreutem Herzen. „Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losgerissen“, schrieb Goethe im Jahre 1800 an Schelling, „und wie eine Monade, in mich selbst zurückgewiesen, in der geistigen Region der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt: zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung.“ Und beinah rührend klingt es, wenn dieser große Dichter und Denker von dem jungen Schelling sagte: „Ich kann ihm nicht ganz folgen, aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten.“ Eine ähnlich bescheiden anerkennende Aeußerung machte Goethe über den großen Mystiker Franz Baader, über den er an Schiller schrieb, daß seine Schriften ihm sehr wohl behagten, wenn er auch freilich mit seinen Organen nicht Alles darin zu packen wisse.

Wäre Baader mit dem Anspruch aufgetreten, ein Künstler zu sein, würde Goethe ihn noch vielmehr als die übrigen Romantiker nicht ohne Geringschätzung haben fallen lassen; so aber erkannte er in ihm eine ihm selber unzugängliche Macht an. Baader hat selbst einmal gesagt, an genialischem Unbewußtsein könne es der Philosoph dem Dichter recht wohl streitig machen. Eben dies genialische Unbewußtsein, die wuchernde vegetative Ueppigkeit, die an Baader so sehr überrascht, wirkte nicht in Goethe's Bewußtsein; nur seine Jugend war das Alkahest gewesen, das diesen Stein der Weisen vorübergehend gelöst und ihm dionysische Trunkenheit gewährt hatte. Später lag er in seinem Unterbewußtsein als gründende Kraft und machte ihn zu dem klassischen Dichter, der er sonst nicht hätte sein können. Denn eine Seele, die soviel bindende Gewalt hätte, um die extremsten

Elemente, die in der Natur möglich sind, überschwellendes Chaos und strengsten Geist der Ordnung in eine harmonische Einheit zu fassen, ist noch ein Ideal der Zukunft. Im zweiten Teil des Faust hat Goethe noch einmal versucht, eben so sehr „göttlicher Dichter" wie „vollendeter Künstler" zu sein. Wie wunderbar ist es, daß diese letzte Dichtung, die das Ungeheure versucht, mit den Worten schließt: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Denn das Ewig-Weibliche ist ja das Prinzip der Erlösung, nämlich das Bewußtwerden des Unbewußten, die unendliche Revolution, die Eva einleitete, als sie den Apfel der Erkenntniß pflückte. Mag Goethe sich dessen bewußt gewesen sein oder nicht, dies vielfach so gedankenlos gebrauchte Wort hat denselben Sinn wie das „Mehr Licht", das dem Sterbenden in den Mund gelegt wurde. Nichts beweist Goethe's menschliche Größe mehr, als daß er sich nach höheren Stufen sehnte und an sie glaubte.

Leben.

Ist denn Krieg von Liebe so unzertrennlich auf Erden?
Giebt es kein ruhiges Glück und keine glückliche Ruh'?
Nein, denn siehe die Erde, die gleichen Muthes am Himmel
Zwischen Venus und Mars wandelt die stürmische Bahn.
Schaffend, der Erde gleich, du Erdgeborner, bewege
Unverdrossen denn auch dich zwischen Liebe und Krieg.

Schelling.

Sagt, wer sind auf jenen Matten,
Wo so manche Blumen blüh'n,
Die verwandten stillen Schatten,
Die in holder Eintracht zieh'n?
Schmerz und Leben heißen beide,
Beide sind sich nah verwandt,
Manchmal grüßet sie die Freude,
Und das Leben reicht die Hand.
Aber dann tritt Schmerz dazwischen,
Schnell entflieht dann zu den Büschen
Freude, sie verbirgt sich in dem tiefsten Hain —
Schmerz und Leben bleiben stets allein.

Tieck.

„Grünsammtne Teppiche die Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und lauter wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüthe; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weide, die wie Orangen riecht, steht allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluß, wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht — so sieht der Frühling in Jena aus." Und als ebenso friedlich und freundlich schildert Dorothea das Leben der Bewohner.

Während es sonst in Universitätsstädten so zuzugehen pflege, daß zarte Damen ihren Aufenthalt dort nicht zu nehmen wagten, nähme in Jena der Humanitätston überhand und man könne im Gebirge stundenweit allein spaziren gehen. Das Militair und die Kaufmannschaft in Berlin seien roh gegen die Jenenser Studenten: man höre überall von Wilhelm Meister, der Transcendentalphilosophie und von Sylbenmaßen sprechen, dazu aus jedem Hause Guitarren und Geigen.

Während die Völker Europas gegen einander in Waffen standen und Schwertergetöse und Kriegsgeschrei sich wie eine mordende Lawine von Land zu Land wälzte, kämpften über diesen sanften Hügeln das alte und das neue Jahrhundert eine Geisterschlacht.

Als Wilhelm und Karoline, neuvermählt, im Sommer 1796 von Gotha kommend in Jena einzogen, wo Wilhelm Professor geworden war, fürchtete er, die Felsen am Eingange möchten sie abschrecken. „Aber ich sah nichts“, schreibt Karoline an ihre Freundin Luise Gotter, „als das Gute und Angenehme und bin schon mit diesem romantischen Thale ganz befreundet.“ Wie ein trojanisches Pferd war dieser Hochzeits-Reisewagen, der die ersten Umstürzler in die ahnungslose Stadt führte; geräuschlos nisteten sie sich ein, um den Einzug der Hülfstruppen vorzubereiten. Ein vornehmes Haupt der neuen Zeit fanden sie freilich schon vor: Fichte.

Als der junge Norweger Steffens im Sommer 1798 nach Jena kam, hörte er nach einander die bedeutendsten Professoren der Philosophie sprechen: Schelling, das neue Gestirn, und Fichte, der schon auf seinem festgegründeten Ruhme thronte. Er eröffnete damals grade seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen. Schon die

kurze, stämmige Gestalt, die schneidenden, gebietenden Züge imponirten. Auch seine Sprache war von schneidender Schärfe. Obwohl er sich alle Mühe gab, zu beweisen, was er sagte, hatte seine Rede doch etwas an sich, als wolle er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam schuldig sei, jeden Zweifel entfernen. „Meine Herren“, sagte er, „fassen Sie sich zusammen, gehen Sie in sich ein, es ist hier von keinem Aeußeren die Rede, sondern lediglich von uns selbst.“ Alle veränderten die Stellung, richteten sich auf oder sanken in sich zusammen. Eine große Spannung herrschte. „Meine Herren, denken Sie die Wand.“ Alle dachten die Wand. „Haben Sie die Wand gedacht? Nun, meine Herren, so denken Sie denjenigen, der die Wand gedacht hat.“ Die Verwirrung und Verlegenheit, die dies zweite Ansinnen hervorrief, war, wie Steffens erzählt, sehr ergötzlich zu beobachten. Im Ganzen hatte der Vortrag durch seine bestimmte Klarheit etwas Hinreißendes, wie man es nicht leicht ähnlich finden konnte.

Eine merkwürdige Figur spielte der eiserne Fichte unter den geschmeidigen, üppigen, tollen Romantikern. Wie Vögel eine Vogelscheuche umflattern, etwas scheu, etwas ehrfürchtig, etwas neugierig und etwas muthwillig waren sie um ihn her. Sie hätten ihn gern einmal aus seiner strengen Unbeweglichkeit herausgeneckt, wovon sie selbst ergötzliche Beispiele erzählen. Steffens wollte ihn durchaus davon überzeugen, daß eine Lüge unter Umständen zu rechtfertigen, sogar moralischer als die Wahrheit sei; denn Fichte hatte behauptet, unter keiner Bedingung dürfe man die Unwahrheit sagen. Steffens setzte nun folgenden Fall: Eine Wöchnerin ist sehr krank. Ihr Kind stirbt. Sie fragt nach dem Kinde. Was soll man ihr sagen, da man weiß, daß jede Aufregung sie augenblicklich tödten kann? Sie soll mit

ihren Fragen abgewiesen werden, entscheidet Fichte ungerührt. Steffens: Das heißt auf das Bestimmteste antworten, ihr Kind sei todt. Ich würde lügen, und ich nenne ganz entschieden diese Lüge eine Wahrheit, meine Wahrheit. Was? rief nun Fichte entrüstet: Meine Wahrheit? Eine solche, die dem einzelnen Menschen gehört, giebt es nicht. Stirbt die Frau an der Wahrheit, so soll sie sterben.

Vollends ohne jedes Verständniß für einander waren Fichte und Tieck, der Dämmerungsdichter und der Philosoph der unerbittlich schneidenden Tageshelle. Wenn Tieck philosophiren wollte, verwies ihn Fichte gutmüthig ungeduldig auf seine Poesie. Aber ungeachtet er ohne Sinn für die Romantik war, betrachteten sie ihn gern als den Ihrigen, weil sie den Helden der guten Sache in ihm ehrten. Als im Beginn des Jahres 1799 der Atheismusstreit losbrach, nahmen sie unerschrocken seine Partei. Von Allen, die sich bei Hofe beliebt machen wollten, von allen Professoren, die Fichte überglänzt hatte — denn er hatte weitaus die meisten Zuhörer —, wurde er verlassen und gemieden. Diejenigen, die nicht wohl anders konnten, als ihm in der Sache Recht geben, schrieen über seine Dreistigkeit und Unbesonnenheit. Seine unerschütterliche Redlichkeit, meinte Karoline, habe Hof und Universität oft in Verlegenheit gesetzt. Die Studenten wandten sich mit Bittschriften nach Weimar — Steffens, der Bewegliche, Begeisterte hatte auch Unterschriften gesammelt —, aber vergeblich. Daß Goethe diese feige Ungerechtigkeit geschehen ließ, schmerzte seine Jünger; sie wollten Verlegenheit an ihm bemerken, wenn von dem Handel die Rede war. „Der wackere Fichte streitet eigentlich für uns Alle“, schrieb Wilhelm, „und wenn er unterliegt, so sind die Scheiterhaufen wieder ganz nahe herbeigekommen.“ Er, der sonst Vorsichtige — namentlich

wenn es galt, Goethe zu schonen — suchte seinem Bruder Friedrich, der damals noch in Berlin war, kriegerische Stimmung einzuflößen. Dem kochte denn auch schon eine Broschüre im Leibe, wie er sich ausdrückte, worin er bescheiden darthun wollte, Fichte's Verdienst bestehe eben darin, daß er die Religion entdeckt habe. Zwar kam diese Schrift nicht zu Stande. An Wilhelm schrieb er aber: „Nicht bloß Atheisten sind die Gegner [Fichte's], sondern positive Diener des Satans, gegen die in Deutschland jeder Schriftsteller ein geborener Soldat ist."

Fichte wußte denn diese furchtlose Freundschaft damals auch wohl zu schätzen. In Berlin, wo er Zuflucht fand, verkehrte er viel mit Friedrich und Dorothea und sprach den Wunsch aus, daß Wilhelm, Karoline und Schelling auch dorthin kämen, damit sie zusammen eine Familie bildeten.

„Nächst dem Atheismus", schrieb Karoline am 4. Februar 1799 an Novalis, „ist hier das neueste Evenement die Aufführung des ersten Theiles von Wallenstein „die Piccolomini" in Weimar. Im Oktober des vorhergehenden Jahres war das Lager zuerst in Scene gegangen. Ganz Jena machte sich auf, um diesem Ereigniß beizuwohnen. Beim Lager war das Romantikerhäuflein fröhlich zusammen; Fichte nöthigte nach der Vorstellung Karolinen vier Gläser Champagner auf. Wilhelm blieb in Weimar; Schelling fuhr an seiner Stelle in der Nacht mit ihr zurück. Bei der Erstaufführung der Piccolomini blieben Schelling und Karoline in Jena. Nachher versammelte man sich bei Karoline und tauschte die empfangenen Eindrücke aus. Obwohl der correkte Wilhelm zu mildern suchte, zeigte sich doch die Antipathie gegen Schiller: das Endurtheil über die wundervolle Dichtung, die man allerdings nur als Bruchstück kennen gelernt hatte, war verneinend.

Das Theaterspielen war eine gesellige Leidenschaft. Das beste Beispiel dafür erzählt Tieck, wie nämlich sogar der alte Nicolai von dieser Wuth ergriffen wurde. Da Tieck ihn einstmals besuchte, fand er ihn zu seinem Erstaunen mit seinem Sohne und einem andern Herrn in einer versartigen, pathetischen, Schillerisch declamirenden Unterhaltung begriffen, deren Sinn ihm im ersten Augenblick unfaßbar war; allmälig begriff er, daß sie eine Scene zu Don Carlos improvisirten, wobei Nicolai den König, sein Sohn den Marquis, und der dritte den Carlos auf sich genommen hatte. Auch in Jena war „alleweil von nichts als Theater die Rede", wie Karoline schrieb. Steffens und Tieck waren von Jugend auf an's Theaterspielen gewöhnt, auch Karoline hatte Neigung dazu. Bei einer Aufführung von Goethe's Stella im Schützschen Hause wählte sie sich die Rolle der Cäcilie. Auch Sophie Mereau, die spätere Gattin Brentano's, wirkte mit. In einem seiner allerliebsten Briefe an die kleine Auguste, die auf Besuch im Hause des Malers Tischbein war, schrieb Friedrich: „Wenn du wieder da bist, wollen wir auch etwas agiren, etwas wie das Stück, von dem du schreibst. Du machst die schöne, aber treulose Angelika, Tieck den kleinen beglückten Schäfer Medoro, Schelling den rasenden Paladin, Orlando den Wüthigen, ich Kaiser Karl den Großen und Wilhelm den edlen Vetter Rinaldo's v. Montalban." Wie sieht man sie vor sich in diesem Kostüm: die liebreizende, verwöhnte, ein wenig kokette Kleine, die der Briefsteller hier gleichsam mit ihrer Mutter in Eins zu fassen scheint, den anmuthigen Tieck, den ungestümen Schelling, Friedrich selbst voller Würde und Heiligkeit nnd Wilhelm, den correkten, ritterlichen. Wenn nicht Theater gespielt wurde, wurde Theater gelesen. Wilhelm las seine neuen Uebersetzungen der Shakespeare'schen Dramen vor, Tieck mit Vorliebe Holberg,

den er gleichsam neu entdeckt hatte. Tieck, dessen Vorlesungen in späteren Jahren eine beinahe europäische Berühmtheit hatten, las genialer. Vorzüglich wurde sein Vortrag bewundert, wenn er etwas improvisirte. Steffens war einmal in Dresden zu Besuch bei ihm, als gerade der Geburtstag seiner Frau gefeiert wurde. In besonders guter Laune kündigte er an, daß er ein Schauspiel darstellen und dabei selbst sämmtliche Rollen übernehmen wolle, Steffens möge ihm einen Gegenstand aufgeben, von dem die Komödie handeln solle. Steffens bestimmte, es solle in dem Stück Jemand auftreten, der der Liebhaber und ein Orang-Utang in einer Person wäre. Nach einer halben Stunde erschien Tieck vor seinem Publikum und trug zunächst einen Prolog vor, der die Zuschauer an den Hafen einer großen Seestadt versetzte. Dann entwickelte sich die Handlung, die kurz darin bestand, daß ein eigensinniger Raritäten- und Naturalien-Sammler, Anhänger der aufgeklärten Bildung, der seiner Tochter Hand ihrem Geliebten verweigert, dadurch überlistet wird, daß ein gerade aus Afrika zurückkehrender Freund den trostlosen Anbeter als gebildeten Orang-Utang bei ihm einführt. Eine Erziehungsanstalt in Sierra Leona habe sich die Aufgabe gestellt, nicht nur den sogenannten Menschen, sondern auch gewisse Thiere, die sich nach Ansicht verschiedener Gelehrten dazu eigneten, zu edeln und verständigen Wesen heranzubilden; sie habe bereits merkwürdige Erfolge erzielt, wovon er einen Beweis mitgebracht habe. Der verstellte Orang-Utang giebt die Höhe seiner Bildung durch häufiges Hersagen sentimentaler und moralischer Plattheiten zu erkennen, die den Vater entzücken, so daß er sich überreden läßt, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Noch nach vielen Jahren erinnerte sich Steffens mit Vergnügen, wie sprühend von Scherz und Witz diese kecke Improvisation

gewesen sei und mit welcher staunenerregenden Beweglichkeit und schauspielerischen Kunst Tieck sie vorgeführt habe.

So nahe die Gefahr auch lag, wo mehrere begabte Menschen dieselben Ziele verfolgen, und so viel Zank es auch in dieser „Republik von lauter Despoten" gab, herrschte doch eigentliche Eifersucht nicht. Im Gegentheil freute sich Jeder der Vorzüge des Andern, was hauptsächlich Friedrich's Verdienst war. Es spielte gleichsam Jeder seine Rolle oder sein Instrument, und man war stolz, daß das Concert gut besetzt und wohltönend war. Tieck war besonders „des Witzes buntes Füllhorn eigen". Auch hierin wetteiferte er mit Wilhelm. Es ist ein reizendes Bild, das uns die beiden Frauen, Karoline und Dorothea, aufgezeichnet haben, wie Wilhelm und Tieck zusammen ein Rache-Sonett gegen Merkel schmiedeten. Merkel war einer der vielen kläffenden Feinde, die im Grunde einer Antwort nicht werth waren. Es bezeichnet ihn, daß er, um darzuthun, daß Schiller's Poesie schöner sei als Goethe's, Gedichte von beiden in Prosa auflöste und dann zeigte, daß diejenigen Schiller's nach der Operation ebenso klar, verständig und poetisch seien wie vorher; was bei denen Goethe's nicht der Fall sei. Einmal sollte er nun doch einen Denkzettel haben, und so entstand das geharnischte Sonett:

Ein Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
Ein Samojede für die Samojeden.

„Es war ein Fest, mit anzusehen, wie beider braune Augen gegen einander Funken sprühten und mit welcher ausgelassenen Lustigkeit diese gerechte Malice begangen wurde. Die Veit und ich lagen fast auf der Erde dabei. Die Veit kann recht lachen. . . ."

Friedrich, der „tiefe Freund", saß wie ein gewaltiger Felsblock im Wellengekräusel unter den Uebermüthigen, dachte

und träumte und äußerte von Zeit zu Zeit seine pythischen Offenbarungen — Stoff zu Gesprächen, Disputen und Abhandlungen. Steffens erzählt, es sei Friedrich, während er tief sinnend im Stuhle gesessen habe, folgende Geberde eigenthümlich gewesen: er habe mit Daumen und Zeigefinger die Stirn umfaßt, diese Finger langsam gegen einander bebewegt bis zwischen die Augen, dann ebenso langsam über die schön geformte Nase und endlich über die Nase hinaus in die Luft. So, die Finger vor der Nase, hatte Tieck ihn auf einer kleinen Karrikatur gezeichnet, den überschnellen, unruhigen Steffens vor ihm, mit Händen und Füßen heftig gestikulirend. Im Gespräch war Friedrich ebenso unerschöpflich witzig wie Wilhelm und Tieck, und man mag es am Ende begreifen, daß Karoline's Mutter, eine alte, grämliche Professorenwittwe, ihr frei erklärte, sie werde sie nicht wieder besuchen, da sie den vielen Witz nicht vertragen könne — wie man Erbsen und Linsen nicht verträgt, setzte Karoline hinzu. Auch die 14jährige Auguste lernte Italienisch und Griechisch bei Wilhelm oder dem „heiligen, in Gott andächtigen Vater Fritz". Seltsam muß es gewesen sein, das Prinzeßchen, dem Spielen und Lachen das Allerliebste war, das mit süßem Wohllaut der Stimme singen konnte, nachdenklich über Faust und Nathan den Weisen schwatzen zu hören. Dem kleinen Philipp, Dorothea's Sohn aus ihrer ersten Ehe, den sie nach Jena mitgenommen hatte, träumte es einmal, während Friedrich verreist war, Friedrich kehre zurück und deshalb sei ganz Jena in Aufruhr. Zum Willkommen sei die Stadt in der Weise geschmückt, daß alle Häuser und Bäume mit vielen Bildern von „alten, gelehrten Leuten" behängt seien, unter ihnen Cervantes und Meister. Meister hatte einen runden Hut mit goldener Schnur, einen rothen Schleier und einen kleinen

Säbel getragen, Cervantes einen dreieckigen Hut mit goldenen Klunkern, gleichfalls einen rothen Schleier, eine eiserne Rüstung und einen langen Säbel. Man sieht daraus, was für Worte als tägliche Speise um den kleinen Kopf herumschwirrten.

Die einzige Arbeit, der Friedrich sich unterzog, war das Dichten, das er bei seinem Bruder lernte. Er trachtete darnach, allmälig alle Versmaße in seine Gewalt zu bekommen. Dorothea hatte, um ihren Florentin romantisch auszustatten, einige wohlgelungene Stanzen verfertigt und dadurch eine wahre Stanzen-Wuth und -Gluth, wie sie selbst sagt, über das Haus gebracht. Damals mag jener pathetische Strom Schelling'scher Stanzen entstanden sein, in denen er das Geheimniß seiner verhängnißvollen Leidenschaft für Karoline stolz verräth:

Als in der ernsten frühen Weihestunde
Aus freiem Trieb das Heil'ge ich erwählt,
Hat auch ein Gott zu ewig schönem Bunde
Auf ewig dich mit meinem Geist vermählt.
Wenn auch von unsrer Lieb' die süße Kunde
Kein weiches Lied der künft'gen Welt erzählt,
Doch wird aus des Gedichtes dunkeln Chiffern
Sie das Geheimniß unsrer Lieb' entziffern.

Was sorgsam wir dem Aug' der Welt verborgen,
Das Glück, das nur die Unsichtbaren seh'n,
Wird an des künft'gen Tages schönem Morgen
Aus dem Geheimniß glorreich aufersteh'n.
Begierig seh' ich späte Zeiten horchen
Der Melodie, die nimmer kann vergeh'n,
Denn mit des Weltalls ew'gen Harmonieen
Wird dieses Lied zur fernen Nachwelt ziehen.

Die wunderwürdigsten Verse machte aber nach Dorothea's Meinung Friedrich, der, sowie er einen vollendet

hatte, damit in ihr Zimmer kam, ihn ihr vorlas und in heftigen Zorn gerieth, wenn sie, was begreiflicher Weise meistens der Fall war, den Sinn nicht sogleich begriff. Außerdem hatte fast ein Jeder seinen Roman vor, Wilhelm anstatt dessen seine Shakespeare-Uebersetzung, wobei Karoline so mitarbeitete, daß sie oft den ganzen Tag nicht von seinem Schreibtisch weg kam. Uebrigens vermied es Karoline, als schriftstellernd zu erscheinen; sie habe das Vorurtheil, sagte Friedrich, das einzige, sich vor dem Schein der Unweiblichkeit zu fürchten.

Dem Kreise zugewandt war der Hamburger Gries, klein, mit südlichgelber Gesichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus kleinen Augen blickend; so schildert ihn Steffens. Peinliche Ordnung, Sauberkeit, ja Eleganz herrschte in seinem Zimmer. Er sprach leise und drückte sich zierlich aus. Seine mit den Jahren immer zunehmende Taubheit erschwerte die Unterhaltung; wegen seines altjüngferlichen Wesens hatte man ihn ein wenig zum Besten. Aber mit seiner Uebersetzung des Tasso und Calderon brachte er doch eine Menge neuer Anregungen in den Kreis. Wilhelm, der zuerst auf die südlichen Dichter aufmerksam gemacht hatte, nahm lebhaften Antheil daran, allerdings nicht ohne sich seiner Ueberlegenheit im Uebersetzen bewußt zu sein. Die Entdeckung Calderon's machte Epoche unter den Romantikern. Der stürmische Schelling stellte ihn sogleich über Shakespeare; hier sei die innigste Vereinigung des Antiken und Romantischen zu finden.

Wie der Föhnsturm, der sich in den Bergen so plötzlich, stark und warm erhebt, wirkte Schelling's Eintritt in den Kreis der Romantiker. Auf dem Katheder erschien er nicht wie ein Professor, sondern wie ein französischer General; er sprach, wie wenn er etwas nicht sehr Wichtiges schnell und nachlässig mittheilte. Das trotzige Gesicht, roh, edel

und kraftvoll mit den breiten Backenknochen und der etwas aufgeworfenen Nase, die klaren, mächtigen Augen, Alles wirkte beherrschend. Als Steffens seine erste Vorlesung über Naturphilosophie hörte, die neue, *seine* Philosophie, wo er von der Nothwendigkeit sprach, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen, hatte er den Eindruck, als stehe der 24jährige junge Mann muthig dem ganzen Heere der ohnmächtig werdenden alten Zeit gegenüber, das sich, etwas polternd und schimpfend zwar, doch scheu vor ihm zurückziehe. Als er einmal sagte, er wolle sich einmauern, um ununterbrochen zu arbeiten, fand Karoline, er sei eher ein Mensch, um Mauern zu durchbrechen. Als Mineral betrachtet, sagte sie, sei er echter Granit, eine Urnatur. Seine Gegenwart konnte durch ihre Macht fast erschrecken. Alle die weiblich empfänglichen Männer mit ihrer Reizbarkeit, ihren unendlich vielen, unendlich verfeinerten Ideen, empfanden zunächst freudig erstaunt und willig die Uebermacht seiner beschränkteren Männlichkeit. Auch Fichte war mit ihm einverstanden. Er erkannte an, daß wenn sein Gang systematischer, der Schelling's genialer sei. Das ihm angeborene Gefühl, Alles zu können, was er wollte, gab ihm etwas Siegreiches. Zweifel kamen ihm nicht. Vertrauend, überschwenglich hingebend gegen seine Freunde, haßte er blindlings und rücksichtslos, die er für seine Feinde hielt. Widersetzlichkeit, die auf vollkommener Verständnißlosigkeit seiner naturphilosophischen Grundideen beruhte, vertrug er nicht. Aber wenn man deren Richtigkeit zugab und auf ihn einging, war er nicht anspruchsvoll und ließ auch andre gelten. Ueberhaupt imponirte ihm die weltmännische Gewandtheit der umfassenden romantischen Geister. Sie hatten ein reicheres, feineres Seelenleben als er, sie waren ihm voran in der Kultur, und er konnte viel von ihnen lernen. Das wollte

er auch. Es schien ihm unmöglich, daß es etwas gäbe, wovon er nicht verstehen sollte. So warf er sich zunächst auf das Dichten. An seinem Geist fiel der poetische Schwung auf, ohne daß er deshalb ein Dichter gewesen wäre; er producierte leicht, jedoch „aus dem Innersten reden“ wie die Romantiker konnte er nicht. Aber eben diese Produktionslust und -Kraft machte, daß er überzeugt war, es könne ihm nicht fehlen, wenn er nur wie die übrigen bei Wilhelm in die Schule ginge, um das Technische des Versemachens zu bewältigen. Steffens hatte einen Erzählungsstoff aus seiner nordischen Heimath mitgebracht, der viel Anklang fand: die Geschichte des Pfarrers von Drottning. Ganz einsam in der Nähe eines untergegangenen Dorfes lebt der Pfarrer. Zu ihm kommen bei Nacht eben gelandete Fremde und zwingen ihn, in der nahen, vom Flugsand fast verschütteten Kirche eine Trauung zu vollziehen. Nachdem die Handlung vollendet ist, drängen sie ihn aus der Kirche. Schnell schifft das ganze Volk, das eine unbekannte Sprache redet, sich wieder ein und segelt ab. Die Braut findet man in der Kirche ermordet. Als die Gespenstergeschichten anfingen Mode zu werden, meinte Karoline, sie könnten sich alle mit dem Pfarrer von Drottning nicht messen: „nach der Geschichte können sich zehn Teufel auf's Grab setzen und locken keinem Christenmenschen ein Kreuz ab.“ Steffens bearbeitete den Stoff dramatisch, Schelling in Terzinen.

Mit Karoline zusammen lernte Schelling beim „heiligen Friedrich“ Italienisch. Er war ein tüchtiger Schüler; wenn er einmal für etwas Sinn habe, sagte Friedrich, sei es unbändig viel. Uebrigens war Friedrich ihm nicht günstig. Die Eifersucht auf Karoline's offenkundige Zuneigung und Bewunderung war wohl nicht die geringste Ursache. „Wo

wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden?“ hatte er auf Karoline's Vergleich geantwortet; wenigstens müsse sie doch von Basalt sein. Dann schlug er die Rahel vor, auf die er Eindruck gemacht habe. Augenscheinlich wollte er den gefährlichen Eindringling so bald wie möglich unschädlich machen.

In der Gesellschaft machte Steffens mehr Glück als Schelling. Schelling war schweigsam; er konnte nur harmlos lustig sein und kindlichen Unsinn treiben oder sich ernst und gründlich unterhalten. Für das Geistreiche oder gar Ironische hatte er kein Organ — er besaß keine Urbanität und Liberalität, würde Friedrich gesagt haben. Steffens, den die Sehnsucht nach der herrlichen neuen Bildung nach Deutschland gezogen hatte, wollte Alles sehen, kennen lernen, mitmachen, genießen. Er war wie ein Bewohner einer dumpfen Fabrikstadt, der einen Ferientag benutzen muß, um auf ein ganzes Jahr Bergluft einzusaugen. Seine Empfänglichkeit und Anpassungsfähigkeit waren ohne Grenzen. Sein Blut war so feurig, daß er für gewöhnlich die Temperatur leichten Fiebers hatte. In strengster Winterkälte ging er einmal zu Fuß von Freiberg nach Dresden in Sommerkleidung, ohne daß es ihm zu kalt geworden wäre.

Freiberg mit seinen Bergwerken und seiner Akademie spielte eine gewisse Rolle im Leben der Romantiker. Dort lehrte Werner, ein Mann, dessen damals epochemachende Theorie des Neptunismus zwar längst umgeworfen ist, der aber durch seine gewaltige Persönlichkeit einen unvergeßlichen Eindruck auf Alle machte, die ihn kannten. Den Alten vom Berge nannte man ihn wohl oder den Berggeist. Hohe Güte und besonnene Klarheit waren die Hauptzüge seines Charakters. Jede Unklarheit hatte etwas geradezu Beunruhigendes für ihn. Novalis nannte ihn einen Goethe im

Beobachten. Aber weil er etwas so ganz in sich Abgeschlossenes war und ein so beherrschendes Uebergewicht im Gespräch hatte, konnte man, wie Steffens erzählt, nur wenn man sich ihm ganz hingab, aus seinem Unterricht Vortheil ziehen. Er gehörte zu den deutschen Mustercharakteren wie Luther, Dürer, Kepler, Fichte, die Friedrich als Ideal aufzustellen liebte. Das Bergwerksleben übte großen Zauber auf die Romantiker aus. „Wenn wir die senkrechte Leiter herunterstiegen", erzählt Steffens, „wenn das Blau des Himmels durch die Oeffnung allmälig verschwand, wenn das große Rad, durch welches das Tageswasser in Bewegung gesetzt wurde, in dem engen Felsenraum neben uns seinen Umschwung machte, das Anschlagen der Glocke einen jeden Umschwung bezeichnete, während um uns herum und über uns die Tropfen still rauschend, unablässig hernieder fielen, so war uns im Anfang seltsam und wunderlich zu Muth." Auch in Novalis' Werken klingt dieser unterirdisch-geheimnißvolle Ton häufig an. Sein wundervolles Roman-Fragment: die Lehrlinge zu Saïs ist ein Niederschlag der Freiberger Zeit. Steffens, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Schelling's Apostel zu sein, hielt den Schülern der Akademie Vorträge über Naturphilosophie.

In Freiberg lernte Novalis Julie von Charpentier kennen. Es war um diese Zeit, als er sich der Erde und dem Leben wiederschenkte, daß er mit den Romantikern in Jena in häufige persönliche Berührung kam. Auch er also war in der blühenden Frühlingsstimmung, die Aller Dasein dort mit einem so hoffnungsvollen Glanz umhüllte. „Denken Sie sich nur unsern prächtigen Kreis", schrieb er an Karoline über den Plan, daß sie Alle nach seiner Vermählung unter einem Dache leben und eine Familie bilden wollten. „Vor dem Jahre standen Zwei noch so verwaist da. Einer schien

auf glühendem Boden zu stehen. Er sah sich immer um und wer weiß, was ein hellgeschliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Gestalt, wie eine Gabe von oben, weihend und dankbar in die Höhe und ein irdischer, erquickender Schlaf hat sein Auge für eine andre Sonne wieder geschlossen. Also zurück in's Land der Träume und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche Mitschläfer." Dorothea beschreibt, was für ein Ereigniß es war, als sie ihn das erste Mal sehen sollte. Zwischen ihm und ihr gab es freilich nicht viel Gemeinsames: er mag ihr zu ätherisch, sie ihm zu sinnenhaft gewesen sein. „Er sieht aber wie ein Geisterseher aus", schrieb sie Schleiermacher, „und hat sein ganz eigenes Wesen für sich allein, das muß man ihm lassen." Es erregte Eifersucht, daß er Tieck, den er jetzt erst kennen gelernt hatte, so sichtlich bevorzugte. In der Poesie verstanden sie einander am besten. Das störte doch die Eintracht der jungen Männer im Ganzen nicht. Abends, ja bis tief in die Nacht, schwärmten sie über die Höhen von Jena, in endlosen Gesprächen und Zukunftsträumen sich berauschend.

Schleiermacher stand zwar nur in brieflichem Verkehr mit den Freunden, von denen er nur Wenige persönlich kannte; aber seine Reden über die Religion verschafften ihm das Bürgerrecht in der Romantiker-Republik. „Das Christenthum ist hier à l'ordre du jour", schrieb Dorothea, „die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal." Novalis und Ritter hatte er sich mit diesem Buche ganz gewonnen. Diese Drei, Schleiermacher, Novalis und Ritter, betrachtete Dorothea neben sich und ihrem Friedrich als die eigentliche Kirche gegenüber den Weltleuten Wilhelm, Karoline, Tieck und Andern. Ritter war ein tiefsinniger, in sich zurückkriechender Träumer. Wenn man den dunklen

Weg in die Höhle seines Innern fand, zeigte sie sich heiter und ergiebig; um selbst Etwas aufzusuchen, war er zu einseitig und zu mißtrauisch. Was er an Bildung besaß, hatte er sich selbst spät erkämpfen müssen; das machte ihn unsicher in der Gesellschaft; die Erinnerung an eine harte Jugend stimmte ihn feindselig. Karoline sah er nie; die Freunde versicherten, er würde mit ihr weder reden können noch mögen. Um so zutraulicher war er gegen Dorothea, die von ihm sagte: „Ich kann Ritter mit Nichts vergleichen, als mit einer elektrischen Feuermaschine, an der man nur die stille Künstlichkeit bewundert und eben Nichts gleich wahrnimmt als das klare Wasser. Wer sie aber versteht, bringt auf den leisesten Druck eine schöne Flamme hervor. Uebrigens ist er auch, wie der erste Brief der Lucinde, Schelmerei und Andacht und Essen und Gebet, Alles durch einander."

Eine Zeitlang wurde die Jagd auf Frösche allgemein, da er Froschschenkel als Elektroskop benutzte, woran Alles lebhaften Antheil nahm. Die Naturwissenschaften waren damals, als so viele wichtige Entdeckungen einen Ausblick in eine ganz neue Anschauungsweise eröffneten, das Steckenpferd fast aller Gebildeten. Dilettantisch genug mag dieses Interesse gewesen sein, doch beweist es die geistige Regsamkeit. Steffens baute sich einmal, da er gerade eine große Geldsendung von zu Hause bekommen hatte, eine Volta'sche Säule aus Thalern und hatte sein Zimmer fast den ganzen Tag voll von Besuchern, die sich von ihm Experimente zeigen ließen; auch zahlreiche Damen waren darunter. Sehr ernstlich beschäftigte sich Henriette Herz, durch ihren Mann angeregt, mit Physik. Lange Nachmittage brachte sie mit Schleiermacher bei physikalischen Experimenten zu; dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., den sein Erzieher als etwa

fünfjährigen Knaben zu diesem Zweck zu ihr führte, machte sie Experimente mit Phosphor vor.

Die Genialität von Ritter's naturwissenschaftlichen Leistungen wurde in der Folgezeit unterschätzt; niemals wußte er seine Entdeckungen zur Geltung zu bringen. Das Prinzip der Volta'schen Säule z. B. hatte er zwei Jahre vor Volta entdeckt. Daß seine zahlreichen und bedeutenden Verdienste um die Entwickelung der Physik so versteckt blieben, schreiben die neueren Vertreter dieser Wissenschaft dem Umstande zu, daß er seine Beobachtungen ganz in philosophisch-mystische Begründungen gehüllt vortrug. Wenn nun reine Empirik immer leichter faßlich ist für die meisten Menschen, so erschweren die Ideen vollends die allgemeine Annahme neuer Entdeckungen, wenn sie aus einem trüben, verworrenen Kopfe kommen. Und Ritter's Neigung zur Mystik scheint auch in einer gewissen Unklarheit seines Denkens begründet gewesen zu sein. Den Romantikern und Idealisten von damals machte gerade die Philosophie seine Wissenschaft erst recht werth. „Ritter ist Ritter und wir sind seine Knappen", sagte Novalis. Von Andern wird dieser Ausspruch Goethe zugeschrieben.

Goethe! Ja, er war die Hauptperson, obwohl er nur in der Ferne, im Hintergrunde wie ein gewaltiges Berghaupt thronte. Auch er hatte etwas Riesenhaftes und Imponirendes unter dieser heißblütigen Jugend, wie Fichte. Aber um ihn tanzten sie herum wie die ersten Jünger der Revolution um die Freiheitsbäume oder wie Kinder um die Weihnachtstanne. Ruhevoll stand er in der Mitte und ließ sich mit Gold und Flitter behängen, ohne ein andres Lebenszeichen zu geben, als etwa ein gelindes Nicken oder ein wohlwollendes, humoristisches Lächeln. Aber fremd war er ihnen nicht; sie wußten, wie der schöne Baum im Walde rauschen konnte, und wie

16*

da die freie Luft und das Waldesgethier durch seine starken, immer grünen Zweige streifte. Was für ein Ereigniß war es, als an einem Herbsttage, da die Schlegel, Dorothea und Karoline nebst Schelling und Hardenberg im Paradiese bei Jena spazieren gingen, Goethe selbst, „die alte göttliche Excelenz", vom Gebirge herabgewandelt kam. Er begrüßte die Gesellschaft höflichst und machte, was Dorothea sich glückselig notirte, „an Friedrich ein auszeichnendes Gesicht". Im Gefühl, daß, wenn er sich jetzt langweile, Alles gefehlt sei, faßte sie, die Wortreiche, sich ein Herz und fing ein Gespräch über die reißenden Ströme in der Saale an, worauf er freundlichst einging und sie angenehm unterrichtete. Man wußte, daß die Naturwissenschaft seine Liebhaberei war. Die Korpulenz seiner Erscheinung enttäuschte Dorothea ein wenig; er stellte, fand sie, nicht Tasso oder Werther, sondern Hermann und Meister dar.

Wie in Rom den Papst, mußte man in Jena vor allen Dingen Goethe gesehen haben. Mit leidenschaftlicher Ungeduld hatte Steffens nach seinem Anblick verlangt. Es fügte sich, als er ihm nun das erste Mal in Gesellschaft beim Buchhändler Frommann begegnete, daß Goethe, mit Andern beschäftigt, ihn nicht beachtete. Steffens gab sich Mühe, diesen furchtbaren Niederschlag seiner glühenden Hoffnungen zu verwinden; aber obgleich er sich Goethe's Wort vorhielt: wenn ich dich liebe, was geht's dich an, und auch fortfuhr ihn zu lieben, war es doch, wie wenn ihm Etwas entzwei gegangen wäre. Als Schlegel's ihm zu Hülfe kamen und ihn zu einer Gesellschaft einluden, wo Goethe erscheinen sollte, lehnte er trotzig ab. Bald darauf aber wurde vom Anatom Loder eine Theateraufführung zur Feier von Goethe's Geburtstag veranstaltete, wo Steffens mitspielte. Goethe leitete selbst die Generalprobe, wurde auf Steffens aufmerksam

und redete ihn freundlich an. Im Gespräch ergaben sich bald Anknüpfungspunkte, Goethe nahm den Beseligten mit sich und behielt ihn eine Woche in Weimar. Goethe liebte den Umgang mit Naturkundigen besonders. Von ihnen konnte er lernen, und er war bis in sein hohes Alter viel zu jung, zu naiv und zu wenig eitel, um Diejenigen vorzuziehen, die nur von ihm lernen konnten. Der arme kleine Gries, für den Goethe eine Göttererscheinung war, deren leisester freundlicher Wink sein einsames Stübchen mit Himmelsglanz erfüllte, mußte sich mit den kurzen gütigen Dankbriefen, die als Antwort auf seine Uebersetzungen einliefen, begnügen, während Schelling ein erwünschter und oft geladener Gast in Weimar war. Schelling war Goethe's Liebling unter den Romantikern. Er allein hatte nicht diese nervöse, feinfühlige Reizbarkeit, die Goethe fremd war, auch nicht die etwas beängstigende Verehrung, die man nur für etwas der eigenen Natur ganz Entgegengesetztes empfindet. Schelling liebte und verehrte Goethe, aber etwa wie einen Vater, zutraulich und fröhlich, und sicher in dem Gefühl, auch Etwas zu sein und auch seine Eroberungen zu machen. Für seine Naturphilosophie hatte er Goethe schnell gewonnen. Sie hatte eigentlich immer in ihm gelegen. Das war „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Das war ihm gemäßer als Fichte's todte Abstraktion. Aber Schelling's keckes humoristisch-naturphilosophisches Gedicht: Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens verbannte er doch aus dem Athenäum. Ueberhaupt, obwohl er sich zufrieden erinnerte, daß er sich nun auch schon eine stattliche Reihe von Jahren in der Opposition befinde, war ihm doch die unermüdliche Angriffslust seines Heeres von Heißspornen zuweilen etwas ungemüthlich.

Für sie war der Kampf die herrlichste Würze des Lebens.

Die alte Zeit hatte auch ihre Vertreter in Jena — aber die Romantiker kämpften mit dem Gefühl, daß ihnen die Zukunft gehörte. Das gab ihnen die Kraft, den Uebermuth und die Großherzigkeit gefeiter Sieger. Kleinlich waren sie nicht. Trotz alles Persönlichen, das nie ganz fehlt, war es ihnen doch vorzüglich um die Sache zu thun. Die eigentliche Streitmacht bestand zwar nur aus Wilhelm, Friedrich und Schelling. Schelling stürzte sich mit jungenhafter Wonne in das Getümmel; man sieht ihn förmlich Aermel und Manchetten zurückstreifen. Wilhelm hielt zuweilen für nöthig, ihn auf feinste Weise zur Urbanität zu ermahnen. Auch Schleiermacher, wenn ihm einmal ein Posten angewiesen war, konnte seine Gegner vernichten, mit spitzen, scharfen, unentrinnbaren Waffen. Von Novalis abgesehen, der sich gar nicht betheiligte — denn über diesen Kleinkrieg dicht vor ihm sahen seine weitsichtigen Augen weg — war Tieck der Säumigste. Satirisch war er wohl; aber er war zu sehr Dichter, um nicht Alles, auch das Geringste, was er hervorbrachte, poetisch einkleiden zu müssen. Da milderte sich denn während des erheiternden Schaffens die Entrüstung und seine Feinde, die er hätte bekämpfen sollen, wurden ihm unter der Hand zu Puppen, mit denen er spielte. Wilhelm, der stets die Hand am Schwertgriff hatte, konnte bitterböse darüber werden, während sein beständiges Treiben wiederum Tieck rebellisch machte. Einmal trat aber auch Tieck energisch vorkämpfend auf, als in Berlin ein Stück zur Aufführung kam, in dem die Romantiker lächerlich gemacht werden sollten. Der Verfasser der Komödie hieß Beck, das Stück selbst: das Chamäleon. Was Tieck am Meisten reizte, war, daß Iffland darin die Rolle des schlichten, aber redlichen Biedermannes übernommen hatte, der die Charakterlosigkeit der seichten Schöngeister, die durch Sentenzen aus den Werken der

Romantiker kenntlich gemacht waren, in desto helleres Licht setzte.

Da Iffland die Beziehung und den Zweck des Stückes kennen mußte, glaubte Tieck ihn als mitschuldig an dieser öffentlichen, übrigens sehr geistlosen Verspottung ansehen zu müssen. Auf Tieck's Anklage hin entschloß sich die Berliner Polizei, die Wiederaufführung des Stückes zu verbieten.

Die Romantiker hatten das Glück, daß die Machwerke ihrer Gegner sich durch ermüdende Geistlosigkeit auszeichneten. Der Witz bestand fast immer darin, daß in der betreffenden Posse oder Erzählung einige ruhmredige Schwätzer von offenbarer Nichtigkeit auftraten, denen zusammenhangslos herausgegriffene und daher sinnlos erscheinende Stellen aus dem Athenäum oder andern vielgelesenen Schriften der Romantiker in den Mund gelegt waren. Der Aufführung von Kotzebue's Hyperboräischem Esel in Leipzig, womit besonders die Brüder Schlegel verspottet werden sollten, wohnte Friedrich selbst bei. Der Name beruht auf der Sage, daß die Hyperboräer dem Apollo einen Esel zu opfern gepflegt hätten, an dessen tollen Sprüngen sich der Gott geweidet habe. Es war eine der liebenswürdigen Eigenschaften Friedrich's, daß er über einen guten Witz auch dann von Herzen lachte, wenn er auf seine eigenen Kosten gemacht war. Hier war aber, wie sich Karoline ausdrückte, „platterdings kein Witz als den Schlegel's ihr eigener.“ Der Beifall der einsichtigen Zuschauer galt denn auch durchaus ihm, der ruhig und heiter, durchaus würdig, aus seiner Loge dem Spektakel zusah.

Alles, was die Romantiker gegen Kotzebue auf dem Herzen hatten, faßte Wilhelm zusammen in der kleinen Komödie: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr in's Vaterland. Die Scenen, wo die verschiedenen Theatergeschöpfe Kotze-

bue's sich versammeln, um auszuziehen und ihren Meister aus der russischen Verbannung zu befreien, sind noch jetzt, wo das Feldgeschrei verklungen und der Streit längst entschieden ist, überaus erheiternd zu lesen. Der leichte Bau der ganzen ironischen Komödie bleibt immer zu bewundern. Uns stört im Verlaufe die häßliche Lüsternheit, die Wilhelm hier vielleicht zur Charakteristik seines Helden für angemessen hielt; die übrigens damals Niemandem anstößig gewesen zu sein scheint. Das Entzücken, das dieser „Tusch und Trompetenstoß des Witzes" erregte, läßt sich kaum noch begreifen. Die Kinder in den bekannten Familien sangen Stellen aus den eingelegten Liedern, Friedrich gingen neue Lichter über das Lustspiel auf, Goethe war so belustigt und zufrieden, daß Schelling behauptete, Schiller's ganze poetische Laufbahn habe ihm nicht so viel Mitfreude abgelockt. Ja, nicht ohne Genugthuung erfuhren die Romantiker, daß selbst Schiller sich beifällig über die Ehrenpforte geäußert habe. Karoline hätte alle Ursache gehabt, von Kotzebue wie früher von Merkel zu sagen, er sei „ein geliefertes Ungeheuer".

Schmerzhaft waren solche Angriffe, die von Freunden ausgingen, auf die man glaubte rechnen zu dürfen. Huber, mit dem Karoline seit den Mainzer Tagen befreundet war — jetzt war er mit Theresen verheirathet — hatte unter dem sentimentalen Vorwande, den greisen Wieland vertheidigen zu müssen, einen mit freundschaftlich schonender Salbung geschriebenen, aber deswegen nur umsomehr als hämisch empfundenen Artikel gegen Wilhelm veröffentlicht. Karoline, die damals schon nicht mehr mit Liebe, aber desto aufrichtiger mit kameradschaftlicher Treue ihrem Manne zur Seite stand, schrieb darüber einen langen Brief an Huber, den man nicht ohne Wohlgefallen an ihr wie an Wilhelm lesen kann. So ehrlich, gerade, kraftvoll, stolz und doch billig ist die Sprache,

die sie führt, ja bei aller Herbheit nicht ohne die Wärme, die Alles, was von ihr ausging, umströmte. „Ich kenne Schlegel“, schrieb sie in diesem Briefe, „ich bin wie von meinem Leben davon überzeugt, daß nicht der Schatten eines persönlichen acharnement in ihm ist. Hat er sich denn nicht alle diese Feinde erst gemacht? Die Plattheit, die Nullität, die Unpoesie ist ihm in den Tod zuwider. Verfolgt man die Sache, so geht's dann auch gegen die Person. Ist nicht Wieland's Poesie Wieland's Person? Am Privatleben eines solchen Menschen wird sich Schlegel nie vergreifen — er selbst wird sich dergleichen wahrscheinlich gefallen lassen müssen. Ich kenne Niemand, der das ruhiger zu ertragen im Stande wäre. Sein ganzer Geist ist vorwärts gerichtet, der Widerstand kann ihn nur mehr beflügeln.“

Den Frauen, Dorothea wie Karoline, kam es zuweilen plötzlich in den Sinn, daß dies gänzliche Aufgehen ihrer männlichen Freunde in ästhetischen oder sage man wissenschaftlichen Interessen etwas Einseitiges und Ungesundes habe. „Ihr revolutionären Menschen“, schrieb Dorothea einmal an Schleiermacher, „müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet ihr um auszuruhen schreiben wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte.“ Und Karoline, nachdem sie gewohnheitsgemäß der kleinen Auguste die literarischen Tagesneuigkeiten berichtet hatte, fuhr fort: „Doch diese Händel gehen dich nichts an, die Russen und Buonaparte aber viel.“ Eine so lebhafte Theilnahme an den politischen Ereignissen war schon selten; eine andre als rein kosmopolitische Ansicht durfte man vollends von Niemandem erwarten. Folgendermaßen schrieb der junge Wackenroder, ein Berliner, an seinen Freund Tieck: „Was will man denn in unsern Zeiten mit dieser Vaterlandsliebe. Doch scheint jetzt eine gewisse Mode darin zu herrschen. Gemeine Schul-

lehrer scheinen wirklich zu glauben, daß sie wer weiß wie große Fortschritte in der Pädagogik gemacht haben, wenn sie ihren achtjährigen Knaben jetzt die Brandenburger Geschichte als Geschichte des Vaterlandes recht weitläufig erzählen. Ein Bürger oder sonst einer, der nicht Gelehrter werden will, braucht doch wahrlich in unsern Zeiten im Grunde die vaterländische Geschichte so wenig als eine andre, und es würde nach meiner Meinung also zweckmäßiger sein, wenn man irgend eine interessante Geschichte, ohne Rücksicht ob dieses oder jenes alten oder neuen Volkes, in unteren Schulen vortrüge."

Eine leidenschaftliche Liebe für deutsches Wesen war aber durch diesen Mangel an dem, was man unter Patriotismus versteht, nicht ausgeschlossen. Man weiß ja, daß die Wissenschaft der Germanistik aus der Romantik heraus entstanden ist. Aber eben im germanischen Wesen fand man einen engherzigen Abschluß gegen andre Völker nicht begründet. Der Einzelne — so war es von jeher gewesen — liebte seine Unabhängigkeit, aber sowohl dem eigenen wie fremden Staaten gegenüber. „Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt", lautet ein Ausspruch von Novalis.

Als das Schwerterklirren so nahe an Jena heranrückte, daß es nicht mehr zu überhören gewesen wäre, hatte sich die Kirche schon aufgelöst und zerstreut. Mürbe Stellen waren von Anfang an in dem Bande gewesen, das ihre Glieder verknüpfte; aber ihrer hatte man nicht geachtet, da es im Ganzen fest genug schien. Sehr schwierig war das Verhältniß zwischen Karoline und Dorothea. Dorothea war der von ihrem Manne so überaus hochgeschätzten Schwägerin mit glühender Bewunderung — wenn auch nicht ohne heimliche Eifersucht — entgegengekommen. Die maßvolle Ruhe, mit der Karoline ihrem Freundschaftsüberfall begegnete, er-

schien ihr kalt und herzlos. Beide aber waren zu klug, um dem Instinkt zur Abneigung ohne Weiteres Raum zu geben. Dorothea bewunderte die Jugendlichkeit, die sich Karoline, mit ihr gleichaltrig, bewahrt hatte, ihre häuslichen Tugenden, die Gewandtheit, mit der sie geräuschlos den großen Haushalt führte, ihre Gerechtigkeit — die für Dorothea freilich etwas zu marmorn war. Auf Karoline wirkten zwar Dorothea's so gar brennende Augen und ihr allzustarkes, männliches Untergesicht abstoßend, aber sie erfreute sich an ihrer schönen Stimme, mit der sie so gern und herzlich lachte, und betonte gern vor sich und andern, was für eine vortreffliche Frau Dorothea sei. Ebenso vergeblich bemühte sich Karoline ihre Antipathie gegen Tieck's Amalie, eine Schwägerin des Componisten Reichardt, zu überwinden. „Häßlich ist sie nicht", schrieb sie nach der ersten Bekanntschaft. „Hätte sie Anmuth und Leben und etwas mehr am Leibe als einen Sack, so könnte sie für hübsch gelten." Aber zuletzt entschloß sie sich doch kurzweg, sie für eine falsche Katze zu erklären. Die leisen Schwankungen von Zu- und Abneigung unter den Männern habe ich schon erwähnt. Verhängnißvoll wurde das Alles erst durch Schelling's und Karoline's Liebe. Alle, die Etwas gegen das Eine von Beiden auf dem Herzen hatten, glaubten es nun nicht mehr unterdrücken zu müssen. Indem Karoline sich von Wilhelm löste, verlor sie alle die Rücksicht, die man um seinetwillen für sie gehabt hatte. Und da um Wilhelm und Karoline herum der Kreis sich gebildet hatte, ging er von selbst aus einander, als sie sich trennten und das gastliche Haus leer stand, wo er sich versammelt hatte.

Zugleich mit dem Jahrundert ging die romantische Zeit in Jena zur Neige. Es gab damals auch solche, die das neue Jahrhundert schon mit dem Jahre 1800 beginnen

wollten; man nannte sie Nullisten. Aber sie unterlagen. Von großen Festen wollte der Herzog von Weimar wegen des Ernstes der Zeiten nichts wissen. Er veranstaltete eine Maskerade, wo sich auch Steffens und Schelling befanden. Nach Mitternacht zogen sich Goethe und Schiller mit den beiden jüngeren Leuten in ein Nebenkabinet zurück. Es wurde Champagner getrunken. „Da fiel mir“, erzählt Steffens, „der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermüthig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten, doctrinären, ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Aehnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock, und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgend einen geistreichen Einfall in seinem Vortrage zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung.“

In einem zierlichen dramatischen Scherz hatte Wilhelm die Wende des Jahrhunderts gefeiert. Auch hier erklang in jeder Zeile die hohe zuversichtliche Hoffnung, die die Jugend in die neue Zeit setzte. Das neue Jahrhundert, ein Kind in der Wiege, will die häßliche dürre Alte, die ihm Schlaflieder singt, nicht als seine Mutter anerkennen, ja erwürgen will das herkulische Ding die böse Unholdin. Die, um sich zu retten, ruft den Teufel an, der auch erscheint, aber anstatt der Jungen, der Alten den Hals umdreht. Das götterschnell heranwachsende Kind wünscht seine wahren Eltern zu kennen; auf seine Bitte erscheinen sie und begrüßen das entzückte: es sind der Genius und die Freiheit.

Romantische Liebe.

> Die Liebe ist der Endzweck der Weltgeschichte — das Amen des Universums.
> Novalis.

„Was ist denn nun dieses Sentimentale?“ fragt Friedrich Schlegel, nachdem er den Satz aufgestellt hat, daß ein romantisches Buch ein solches sei, das einen sentimentalen Stoff in phantastischer Form behandele; und antwortet: „Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in der Dichtung der Modernen, wie Diderot im Fatalisten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehen kann, sind dabei gerade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der äußere Buchstabe jenes Geistes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr Unliebliches und Liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen, und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist oder überall sein könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein

unendliches Wesen und mit nichten haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen Neigungen: für den wahren Dichter ist Alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfülle der bildenden Natur."

So wäre Liebe und Romantik, nach der Theorie ihrer Begründer ein und dasselbe. Das Sichlosreißen und Auseinanderweichen des Bewußten und Unbewußten im Menschen, womit Hand in Hand geht seine Entfernung von der Natur, bedingt Sehnsucht nach Wiedervereinigung und Versöhnung des Getrennten, so daß man sagen kann, je größer die Zerrissenheit und je schneidender der Mangel, desto größer die Liebe; was auch Novalis' Wort verständlich macht, daß Liebe durchaus Krankheit sei. Allerdings ist der Charakter dieser Liebe mehr Drang nach Vereinigung als Kraft zu ihr, also mehr Sehnsucht als Liebe; dieses Kind von Ueberfluß und Mangel, wie Plato die Liebe definirt, hat mehr von dem negativen als von dem positiven Element empfangen. Daß der Geschlechtstrieb nicht an sich Bewahrer der unsterblichen Liebesseele sei, die allein die romantische ist, wurde von Friedrich Schlegel erwähnt; nicht von dem blinden tändelnden Kinde ist hier die Rede, dessen Unarten die göttliche Mutter zuweilen mit der Ruthe bestrafen muß, sondern von Eros, dem ältesten und schönsten der Götter, wie die griechische Mythologie ihn nennt, der aus dem gährenden Chaos entstand und die auseinander fliehenden Theile des Alls festhielt und an Eine Mitte band. Wenn man trotzdem in der Geschlechtsliebe, wie sie im Leben und in der Kunst erscheint, ihr Bild zu fassen sucht, obwohl sie weder die einzige, noch die reinste Art der Liebe ist, so ist es, weil

sie sich an diesem Brennpunkt doch am feurigsten entzündet, weil die Liebe zwischen Mann und Frau das ganzeste, packendste Symbol ist für die Alles überwindende Riesenleidenschaft des Einswerdens; und gerade ihre Mischung aus Sinnlichkeit und Geist, daß sie die irdische und die göttliche Natur im Menschen gleichviel angeht, ihre androgyne Natur, macht sie zum ergiebigsten Ausgangspunkt für Darstellung und Betrachtung. Daß Lessing sich deswegen von Goethe's Werther abgestoßen fühlte, weil der Geschlechtsliebe darin eine dem antiken Leben fremde Wichtigkeit beigemessen ist, beweist seine unromantische Natur, beweist aber nichts gegen die Dichtung; vielmehr macht gerade die maßlose Vergötterung der Liebe Werther zu einer unvergänglichen Erscheinung in der modernen Welt. Auch hat man immer empfunden, daß in der Behandlung der Liebe der hauptsächliche Unterschied zwischen antiker und moderner Kunst zu suchen sei.

Man könnte zwar Odysseus und Penelope zum Beweise anführen, daß auch das antike Leben eine höhere, geistige Liebe in unserm Sinne kannte; aber wer empfände auch nicht den romantischen Hauch in der Odyssee, der sie uns so viel verständlicher macht als die Ilias! Und dann: es handelt sich da doch weniger um ewige Liebe als um jene eheliche Treue, die ein Bestandtheil der staatlichen Wohlfahrt, eine Bürgerpflicht ist und eigentlich nur die Frau angeht. Zwar ist es rührend und echt romantisch, wenn Odysseus am Ufer sitzt, unbeweglich, mit trauernder Seele über das Meer hinaus blickend, aber es muthet uns fremdartig, wenn auch lieblich zugleich an, wie er gleich darauf in den Armen der lockigen Nymphe einschlummert, ohne daß ihn ein einziges Mal der Gedanke ankränkelte, ob nicht sein Verhältniß zu Penelope dadurch entheiligt würde. Reizend gewiß ist

die antike Liebe, wie und wo immer sie erscheint. Selbst die seelenlose Wonne die Odysseus mit Circe und Kalypso genießt, oder die behagliche Leidenschaft des Paris und der Helena erquickt den Sinn, ohne jemals zu verletzen. Denn alle diese Verhältnisse haben die Gesundheit, Kraft und Schönheit des Naturtriebes, dem zu seiner Vollkommenheit nichts gebricht als die Dauer. Denn Alles, was Trieb ist, ist vergänglich; mit der Vergänglichkeit hat es sich seine Schönheit erkauft. Das Bewußtsein sucht die flüchtige Natur zu verewigen, aber diese übernatürliche Begierde wirkt zunächst in ihr als ein Gift, das sie krank macht. Darum haben wir Augenblicke, wo uns die bewußtlose Herrlichkeit und unschuldige Lust der antiken Liebe als das Allerschönste und Allerbeneidenswürdigste erscheint. Die naive Freudigkeit und unerschöpfliche Genußkraft, mit der jene Götter und Helden ein Liebesfest an das andre reihen, ohne sich ihre Wonne trüben zu lassen durch die Erinnerung an das vergangene und die Ahnung des folgenden, erregt uns Wohlgefallen oder Bewunderung oder gar Neid. Denn wir könnten das nicht nachmachen, ohne entweder roh oder frivol zu sein; auch Don Juan wäre nicht der bezaubernde Held, wenn seine Geschichte nicht durch groteske Komik gemildert wäre, und wenn er nicht andrerseits durch das Antrotzen gegen die höheren Mächte, das allein schon in dem bewußt Maßlosen der Anzahl seiner Liebeleien liegt, etwas Titanisches bekäme, wenn es sich auch in anmuthigster Form darstellt. Es ist dem modernen Bewußtsein unmöglich, das Ideal der ewigen und einzigen Liebe abzuschütteln, dieses Gestirn von unserm Himmel zu reißen, das wir hundert Mal mehr als Fluch und verzehrendes Feuer als segenbringend empfinden. Wie oft stellt sich diese Chimäre, wie man sie dann nennen möchte, der Erfüllung von Wünschen entgegen, die ohne sie

unschuldig wären; fort und fort wird ihr Glück und Leben wie einem Moloch geopfert. Trotzdem, wenn sich auch alle die Gequälten zusammenthäten, um den tyrannischen Dämon zu entthronen, so müßte die Rebellion doch unfehlbar mit erneuter Knechtung, wahrscheinlich sogar mit freiwilliger Unterwerfung der Empörer endigen. Wenn wir das Auge auf die gigantischen Gestalten und unergründlichen Schicksale richten, die vom Geiste der romantischen Liebe eingegeben sind, so verbleicht die Anmuth der heidnischen Aphrodite. Brunhild und Chriemhilde, Siegfried und Gudrun tauchen aus der Tiefe germanischer Vorzeit — und wir fühlen erschauernd und entzückt zugleich den Herzschlag der ewigen Liebe. Als furchtbar würgende Gottheit, das Schwert in der Hand, mit unerbittlichem Antlitz steht sie im Mittelpunkt dieser Dichtung. Was ist die praktische Rache des Menelaos, der ein geraubtes Gut wieder haben und den Dieb bestrafen will, und das Unbehagen der bedrohten Helena gegen den zerreißenden Jammer Chriemhilde's, gegen Gudrun's zwanzigjähriges Trotzen und Hassen, gegen Brunhilde's dämonische Seligkeit, wenn sie Siegfried's Scheiterhaufen besteigt, gegen die unermeßliche Vernichtung, die mit Blutröthe und Feuerschein auf den Untergang der Liebe und Treue hereinbricht! Um den überirdischen Ursprung der Liebe mit ihrer Unentrinnbarkeit, ihrem todüberwindenden Zauber, ihrer geisterhaften Unverletzlichkeit auszudrücken, erfand die romantische Phantasie den Liebestrank, wie Gudrune ihn Sigurd reicht, wie ihn Tristan und Isolde trinken. In diesen kolossalen Leidenschaften wohnt ein zartes geistiges Element, in dem Flammenathem der starken Recken weht der warme Hauch seelischer Liebe. Da liegt die Verwandtschaft der Germanen zum Christenthum. Beides, germanisch und christlich ist die mittelalterliche Legende von der Liebe des jungfräulichen

Kindes zu dem aussätzigen Ritter, eine Liebe ganz Opfer, ganz Seele, und dennoch leise und süß erwärmt von sinnlichem Blute. In dem Kreise dieser Gestalten fanden die Romantiker sich wieder. „O mein Bruder", sagt Tieck im Phantasus, „gestorben, wie man sagt, sind längst Isalde und Sygune, ja du lächelst über mich, denn sie haben wohl nie gelebt, aber das Menschengeschlecht lebt fort, und jeder Frühling und jede Liebe zündet von Neuem das himmlische Feuer an...." Ja, in den Schriften von Tieck und Novalis wandelt sie, „die flammende Liebe mit den heiligen Gluthaugen!" Eine neue, entkörperte oder verseelte Sprache haben sie erfunden, um ihre ätherische Erscheinung in sich aufzunehmen. Ich will nur ein paar Töne aus der großen Liebessymphonie anschlagen lassen. Das ist aus Tieck's Phantasus:

„Wie könntet ihr doch die Schönheit nur empfinden oder gar lieben, wenn sie unverwüstlich wäre? Die süße Elegie in der Entzückung, die Wehklage um Adonis und Balder ist ja der schmachtende Seufzer, die wollüstige Thräne der ganzen Natur! Dem Flüchtigen nacheilen, es festhalten wollen, das uns selbst in festgeschlossenen Armen entrinnt, dies macht die Liebe, den geheimnißvollen Zauber, die Krankheit der Sehnsucht, das vergötternde Schmachten möglich. — — —"

„Kann die Liebe sterben, das Gefühl, das bis in die fernsten Tiefen meines Wesens blitzt und die dunkelsten Kammern und alle Wunderschätze meines Herzens beleuchtet? Nicht die Schönheit meiner Geliebten ist es ja allein, die mich beglückt, nicht ihre Holdseligkeit allein, sondern vorzüglich ihre Liebe; und diese meine Liebe, die ihr entgegen geht, ist mein heiligster, unsterblichster Wille, ja meine Seele selbst, die sich in diesem Gefühl losringt von der ver-

dunkelnden Materie; in dieser Liebe seh' ich und fühl' ich Glauben und Unsterblichkeit, ja den Unnennbaren selbst inmitten meines Wesens und alle Wunder seiner Offenbarung."

Und noch eine Stelle aus Abdallah setze ich her:

„Ach nein, es ist nicht das, es ist nicht jenes Gefühl, das unsre Dichter so oft beschreiben — kein Mensch hat noch je dieses hohe, heilige, unaussprechliche Wesen in seiner Brust beherbergt, Liebe ist es nicht, es ist das Gefühl der Seligen, mir allein seit Ewigkeiten aufbewahrt, mich aus dieser Welt hinauszureißen; eine allmächtige Woge hat mich auf die hohe, jähe Spitze einer Klippe geschleudert, die Welle sinkt in's Meer zurück und ich stehe schwindelnd über Wolken, von allen Menschen, die einst waren und sind, auf ewig abgerissen, die Unendlichkeit um mich her. Die Gottheit hat heute mein Leben von Neuem berührt und durch die leisesten Töne hindurch zittert der allmächtige Stoß."

Am liebsten und am besten schildert Tieck Liebe, die nur Sehnsucht ist, die verzückte Seligkeit unabsehbarer Trennung. Kein Liebespaar scheint so vollständig sein Ideal zu verkörpern als Jeoffroy Rudell und Melisende, deren Geschichte er im Sternbald erzählt. Dieses wunderbare Feuer, entzündet in der Brust des Troubadour durch die Kunde von der Schönheit einer Dame, die er nie gesehen, die das wilde Meer von ihm trennt; das seinen Leib aufzehrt während der langen Reise zu ihr hin, so daß er sie nur erblickt, um in ihren Armen im Augenblick der grenzenlosesten Erfüllung alles Wünschens zu sterben, eine solche verklärte Flamme der Anbetung hütet er im Heiligthume seines Herzens. „Wie", sagt Jeoffroy zu den staunenden Menschen, die seine begierdelose Hingebung an die Entfernte nicht verstehen, „wenn sie mir nun selbst im Gemüthe, in meinem Innern wohnt, besitze ich sie dann nicht näher als jeder andre Sterbliche?"

Unerschütterlich ist sein Glaube, daß, wenn er sie nun sehen wird, die Wirklichkeit seine Ahnung noch übertrifft. „Ja, so wird es mit aller Schönheit sein, wenn sie sich einst schleierlos unserm entkörperten Auge zeigt." Zum Beweise, daß dies beständige Ueberschwanken aus der irdischen in die himmlische Liebe nicht nur der Sprache der Dichtung, sondern auch der des Lebens geläufig war, führe ich aus den Briefen des Aesthetikers Solger an seine junge Frau eine Stelle an, wie sich ähnliche in Menge finden: „Ich fürchte nicht zu fehlen, noch zu sehr auf das Irdische und Vergängliche zu bauen, wenn ich mein Glück in deine Hände lege. Denn die wahre Liebe, die Liebe, die allein in deiner reinen Engelseele wohnen kann, ist nicht vergänglich. Sie ist selbst einerlei mit dem Unsterblichen und Ewigen in uns: von dieser reinen Wahrheit ist mein Innerstes durchdrungen, und ich fühle es auch in allen ihren Wirkungen, daß ich mich weder in meinen eigenen Gefühlen täusche, noch in dir. Es ist mir, als wäre ich durch dich geheiligt, als besäße ich nun in sichtbarer Gestalt und als den Gegenstand meiner heißesten Triebe das, was der Religiöse und der Philosoph in fremden Welten sucht."

Daß in der That Liebe und Religion eins sei, entwickelte Friedrich Schlegel folgendermaßen als Theorie:

Den Zusammenhang mit dem Universum fühlen, das Göttliche anbeten, ist Religion; aber das Göttliche erscheint am reinsten im Menschen, er ist ein Bild des Universums, hat eine Welt in sich. Sie werde geneigt sein, sagt er zu Dorothea, an die er den Brief über die Philosophie richtete, wo diese Stelle vorkommt, im Anschluß an diese Lehre ihm die Frage einzuwerfen: „Wenn es also nur auf die Andacht und auf die Anbetung des Göttlichen ankommt; wenn das Menschliche überall das Höchste ist; wenn der Mann von

Natur der erhabenere Mensch ist: so wäre es ja der rechte und wohl der nächste Weg, den Geliebten anzubeten und so die menschenvergötternde Religion der menschlichen Griechen zu modernisiren?" womit er sich einverstanden erklärte, im Falle nämlich, daß der Geliebte einer solchen Symbolisirung fähig und werth sei. „Ich wenigstens", so fährt er fort, „könnte nicht lieben, ohne auf die Gefahr der Chevalerie etwas anzubeten; und ich weiß nicht, ob ich das Universum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte. Aber freilich, das Universum ist und bleibt meine Losung. Liebst du wohl, wenn du nicht die Welt in der Geliebten findest?"

Zu demselben Schluß kam Novalis, wenn er die Liebe zur Geliebten angewandte Religion nannte, was bei ihm freilich doch noch eine andre Bedeutung hatte als bei Friedrich, der die Liebe, insofern sie ein geistiges Wesen ist, nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen erfaßte.

Was der gemeine Menschenverstand Sichverlieben nennt, wurde hier zu einem Weltenschicksal, der Begegnung zweier Gestirne, die in geheimnißvoller Weise einander wechselseitig Sonne und Planet sind. Wenn auch sicherlich von jeher jedes liebende Herz seine Liebe mit unbewußter Mystik „meine Welt" genannt hat, so ist es doch noch ein ganz Andres, wenn einem denkenden Menschen ein Mensch Symbol wird für das Höchste, das er zu fühlen und sich vorzustellen fähig ist, ja wenn er gerade das, was über seine Fassungskraft hinausgeht, in diesem Menschen fassen und sich eins machen will. Dann entsteht jenes Gefühl der Unendlichkeit und die Maßlosigkeit, die sich vergeblich in Worten und Zeichen auszudrücken sucht, und die wesentlich verschieden ist von der plastischen Umgrenztheit des antiken Empfindens. Wundervoll malt diesen in's Unendliche verschwimmenden

Liebesdrang eine Stelle in Tieck's Genoveva, wo die alte Gertrud dem Golo räth, sich erst listig schmeichelnd in Genoveva's Gunst zu stehlen und dann die ihm halb Hingegebene durch kühne Ueberraschung sich zu erobern.

Golo: Welch' unverständig Wort hast du gesprochen!
Ist es mir drum zu thun als Schalk, als Knecht,
Als Dieb mir ihre Gunst zu stehlen? Fühlst du nicht,
Was sie mir ist, was ich ihr werden möchte? . . . . .
Gertrud: Was wollt ihr denn?
Golo: Das Ferne und das Nahe,
Das Mögliche, was doch unmöglich ist,
Was ich in meinem Herzen wünsche, was
Der Feige nie besitzen kann, was kaum
Dem auserwählten Edelsten gegönnt ist,
Das heil'ge Feuer, das die Erd' erleuchtet,
Den Glanz beglänzt und Licht der Sonne leiht,
Das, was du nimmermehr verstehen wirst,
Das was — o schweig, verstumme, eitle Zunge!
Was soll der Frühling durch den Winter scheinen?
Wer will die Kirche auf dem Markte halten,
Die große Raserei dem Pöbel pred'gen?
Gertrud: Ja, rasend seid ihr, so gehabt euch wohl.

Nur Musik, die wesentlich sentimentale Kunst, kann das „Mögliche, was doch unmöglich ist" ausdrücken; daher Tieck's bekannter Vers:

Liebe denkt in süßen Tönen,
Nur in Tönen mag sie gern,
Denn Gedanken steh'n zu fern,
Alles, was sie will, verschönen.

Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Auffassung der Liebe hohe Ansprüche an die geistigen Fähigkeiten der Frauen gestellt wurden, wie denn alle Romantiker mehr oder weniger die Ansicht Friedrich Schlegel's theilten, daß die Geschlechtsverschiedenheit nur eine Aeußerlichkeit des

menschlichen Daseins und am Ende doch nichts weiter sei als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man der Vernunft unterordnen und nach ihren höheren Gesetzen bilden dürfe. Auch die hübscheste Frau hätte damals kein Glück gehabt ohne Geist, und eine Gefallsüchtige jenes Zeitalters hätte es umgekehrt machen müssen wie die des jetzigen, die während sie mit Männern zusammen sind, ihre geistigen Interessen in einen Winkel schieben und mit einem bunten Vorhang zudecken. Für den in's tiefste Innere tauchenden Blick des Romantikers war nur die Schönheit schön, die eines liebreizenden Geistes durchsichtige Form ist, und die, mit dem Unsterblichen im Menschen verbunden, in ihrem eigensten Wesen die vergängliche Materie überlebt. Ueber das Alter sah man mit den großen idealistischen Augen hinweg. Man liebte mit derselben himmelstürmenden Leidenschaft Matronen und Kinder. Karoline war 35 Jahre alt, als sich der 24jährige Schelling mit löwenhaftem Ungestüm in sie verliebte. Als sie nach elf Jahren als seine Frau starb, sagte er, daß sie die Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, bis an's Ende behalten habe. Dorothea war neun Jahre älter als Friedrich, Rahel 13 Jahre älter als Varnhagen. Grillparzer erzählt, was für einen wunderbaren Eindruck diese alternde, keineswegs hübsche, von Krankheit zusammengekrümmte Frau auf ihn machte. Auf der andern Seite hatte die spielende Zuneigung, mit der alle Männer des Freundeskreises Karoline's kleine Tochter Auguste behandelten, in ihrer Zartheit und Wärme etwas von Liebe. Hardenberg's Braut, Sophie v. Khün, war, als er sie kennen lernte, 13 Jahre alt, und dieses Kind machte er zur Sonne seines Lebens. Als die Sonne erlosch, zweifelte er nicht, daß er ihr nach müsse, wie der Körper sich auflöst, wenn das Herz nicht mehr schlägt. Es ist nichts Unerhörtes,

wenn auch etwas Seltenes, daß ein Mann sich in der ersten Verzweiflung über den Tod der Geliebten tödtet; aber Novalis dachte durch den bloßen Willen zum Tode, durch den mystischen Umgang mit einer Abgeschiedenen zu sterben. Er wähnte oder hoffte es nicht etwa, sondern beschloß es. Ueber die Liebe zu dem gemalten Bilde eines Mädchens, wie sie Tieck schilderte, schwang sich sein Geist noch hinaus, indem er sich auf ewig einer Todten widmete. „Eine Verbindung, die auch für den Tod geschlossen ist, ist eine Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht giebt. Im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Lebenden ist der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß süßer Mysterien:

„Ist es nicht klug, für die Nacht ein geselliges Lager zu suchen?
Darum ist klüglich gesinnt, wer auch Entschlummerte liebt."

Wem träfen diese Laute nicht das Herz mit der Gewalt selbstverständlicher Wahrheit? Bedenkt man nun aber die Thatsache, daß Novalis sich schon ein Jahr nach dem Tode seiner Braut wieder verlobte, das häufige Knüpfen und Lösen von Liebesverhältnissen im Leben der Romantiker überhaupt, so könnte man vielleicht höhnisch sagen: Das ist nun die edle, hohe, ewige Liebe! auch die durchsichtigste, verfeinertste Empfindung ist nur ein silberner Dunst, der grobe Sinnlichkeit verschleiert; oder es könnte Einer fragen, ob nicht der simple Mann, der sich schlechtweg in ein hübsches Gesicht verliebt, sein Mädchen heimführt und vielleicht, wenn sie vor ihm stirbt, sich nicht wieder verheirathet, weil ihm keine so gut wie sie gefällt, sich nicht besser auf die echte Liebe versteht als diese Schwärmer mit ihren hochklingenden Worten und spitzfindigen Theorien. Worauf zu entgegnen wäre, daß eben in dem Maße, als das Instinktive in's Bewußtsein tritt, es zunächst an Kraft verliert; Thiere irren sich nicht in der Wahl ihres Lebensgefährten. Das alte

Sprüchwort sagt — „Wer die Wahl hat, hat die Qual". Mit dem Wählenkönnen beginnt die Schwierigkeit der Auslese, die Möglichkeit des Irrens, das Hin- und Hergerissenwerden zwischen mannigfachen Lockungen und Reizungen. Wo einmal die Meinung herrschend geworden ist, die Liebe sei die Hauptsache im Leben, wo der Anspruch entstanden ist, das geliebte Wesen solle einem zur Vervollkommnung und Verklärung behülflich sein, wo zwei eine harmonische Einheit bilden sollen, bekommt die Personenfrage unendliche Wichtigkeit. Soll die Frau dem Manne nur Gattin im körperlichen Sinne, Regiererin seines Hauswesens und Wärterin seiner kleinen Kinder sein, so ist kein Grund, warum er nicht mit jeder gesunden und tüchtigen Frau zufrieden sein sollte. Etwas ganz Andres ist es, wenn wir eine mystische Seelenverbindung mit Jemand eingehen wollen, wenn das eheliche Verhältniß die Grundlage unsres ganzen, auch des innerlichen Lebens sein soll. Wäre nun ein ruhiges Wählen des ganzen, gesammelten Menschen möglich, wären wir unfehlbar, so könnte die erste Liebe uns dauernd befriedigen und die einzige bleiben. Aber die Sinnlichkeit ist nicht weniger thätig als früher, im Gegentheil, da sich das Geistige von ihr abgelöst hat, ist der pure Trieb, der zurückgeblieben ist, um so hitziger und gewaltsamer. Er wirft sich auf einen beliebigen Gegenstand, blindlings, hastig, ehe noch das geistige Gefühl sein Urtheil bilden oder ihm Gehör verschaffen kann. Gerade in der ersten Jugend ist dieser Trieb am unbändigsten. Wie unmoralisch, ja unheilig erscheint es von diesem Gesichtspunkt aus, wenn man die erste Liebe ewig machen will. Es heißt, den Instinkt sanktioniren. Die Kirche würde hier einwerfen, daß die Ehe eine erziehliche Einrichtung sei, und daß das Individuum desto gründlicher erzogen werde, je widerstrebender das Andre sei, dem es sich anpassen müsse. Aber

dieser strenge, unpraktische Idealismus, der Menschen voraussetzt, wie sie in der Wirklichkeit nie oder fast nie zu finden sind, ist dem modernen Menschen fremd. Er will zwar die Natur beherrschen, aber Unnatürliches und Widernatürliches stößt ihn ab. Das Gefühl, daß jeder Organismus etwas Lebendiges, Bewegliches, Veränderliches, Sichentwickelndes ist, durchdringt die Anschauungen auf jedem Gebiete. Zwischen todter Starrheit und gesetzloser Ungebundenheit soll sich die freie Ausbildung bewegen. Schleiermacher sprach sich über das Vorurtheil der ersten und einzigen Liebe folgendermaßen aus. Alles, sagt er, beginne mit instinktiven Regungen, die sich erst durch Uebung zu bestimmtem Wollen und Bewußtsein entwickelten. „Warum sollte es mit der Liebe anders sein als mit allem Uebrigen? Soll etwa sie, die das Höchste im Menschen ist, gleich beim ersten Versuch von den leisesten Regungen bis zur bestimmtesten Vollendung in einer einzigen That gedeihen können? Sollte sie leichter sein als die einfache Kunst zu essen und zu trinken? Auch in der Liebe muß es vorläufige Versuche geben, aus denen nichts Bleibendes entsteht. Bei diesen Versuchen nun kann auch die Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand nur etwas Zufälliges, höchst Vergängliches sein, ebenso vergänglich als das Gefühl selbst. Mach dir ja kein solches Hirngespinst von der Heiligkeit einer ersten Empfindung, als beruhte nun Alles darauf, das etwas Ordentliches daraus würde. Die Romane, die dieses beschützen und zwischen denselben zwei Menschen die Liebe vom ersten rohen Anfang bis zur höchsten Vollendung sich in einem Strich fort ausbilden lassen, sind ebenso verderblich als sie schlecht sind.“ Gerade das, fährt er fort, daß man glaube, jeden Versuch durch Treue verewigen zu müssen, sei das Gefährliche. Er versteigt sich zu der Behauptung,

einen neuen Versuch mit demselben Gegenstande anzufangen, sei unter Umständen weit widerwärtiger als die Ehe zwischen Schwester und Bruder.

Auch Schleiermacher liebte ja, und zwar gerade während er dies schrieb, eine verheirathete Frau und hat später die Wittwe eines verstorbenen Freundes geheirathet. Er konnte an sich und an vielen Freunden die Erfahrung machen, daß später und mit Bewußtsein gefaßte Neigungen die frühen Jugendlieben an Fülle und Tiefe übertreffen. Es ist wunderbar, wie in dieser Zeit die höchste Idee von der Wichtigkeit und Ewigkeit der Liebe mit der weitherzigsten Nachsicht gegen Untreue und allerhand Liebesirrungen zusammengeht. Scheidungen und Wiedervermählungen waren nichts Seltenes. Schelling's Vater, ein braver schwäbischer Pastor, der außer sich war, als sein Sohn auf der Schule in den Verdacht kam, die Marseillaise in's Deutsche übertragen zu haben, nahm keinen Anstand, ihn mit der geschiedenen Frau Wilhelm Schlegel's, deren wechselvolle Vergangenheit ihm gewiß bekannt war, selbst zu trauen. Auch wenn man annimmt, daß Karoline's Liebenswürdigkeit etwaigen Widerstand in ihm besiegte, bleibt es doch bemerkenswerth, mit welcher grenzenlosen Liebe und Hochachtung die alten Pfarrersleute stets von ihrer Schwiegertochter, die 11 Jahre älter als ihr Mann war, sprachen. Wenn auch darüber gesprochen wurde, ging es doch unbeanstandet hin, daß Schleiermacher, ein Geistlicher, innig befreundet mit der schönen Jüdin Henriette Herz und ihr täglicher Gast war, und daß er die Frau eines andren Geistlichen liebte. Daß diese sich zur Scheidung von ihrem Manne nicht entschließen konnte, machte Schleiermacher ihr zum bitteren Vorwurf.

Anderseits aber lebten diese Menschen häuslich und sittlich.

Eben daß der geschlechtliche Trieb sich ganz in echter Liebe ausleben sollte, daß nichts davon auf der Gasse verschwendet wurde, machte die offenkundigen, gebildeten Verhältnisse so stürmisch und leidenschaftlich. Je mehr die Liebe in's Bewußtsein tritt, je erhabener man sie auffaßt, desto größer muß auch die Rolle werden, die sie, nicht nur in segensreicher, sondern auch in verhängnißvoller Weise, im Leben spielt. Im Herbste prangen die Blumen in brennenderen Farben als im Sommer, während im Frühling Weiß und blasses Gelb und Blau vorherrscht.

Die entsetzlichsten Folgen gerade für die Liebe hat das Zwiespältige im romantischen Menschen. Er möchte in sich einig sein, möchte in einem Gefühl Alles fühlen, sinnlich und geistig zugleich, aber nur Wenigen wird das zu Theil. Das geistige Gefühl, das mit spiritualistischen Augen die pure Sinnlichkeit beobachtet, schrickt vor ihr zurück. Und dann wieder rächt sich die Natur. Gerade in dem Augenblick, wo der Mensch durch die Schwungkraft der Liebe sich gänzlich von seinem Körper losgerissen zu haben glaubt — ähnliche Wendungen kommen häufig bei Tieck vor — und an das Reich der Geister klopft, fühlt er sich in thierische Faunengestalt verwandelt und stürzt, gelähmt vor Entsetzen, auf die Erde zurück.

Man muß nicht glauben, daß die Romantiker dies Alles nicht vollkommen gewußt und durchschaut hätten. „Gewiß ist die sublimirte Mystik und die ordentlich scholastische Pedanterie in der Metaphysik der Liebe vieler moderner Dichter von echter Grazie sehr weit entfernt“, sagt Friedrich Schlegel. Und Novalis: „Mir scheint ein Trieb in unsern Tagen allgemein verbreitet zu sein, die äußere Welt hinter künstlichen Hüllen zu verstecken, vor der offenen Natur sich zu schämen und durch Verheimlichung und Verborgenheit

der Sinnenwesen eine dunkle Geisterkraft ihnen beizulegen. Romantisch ist der Trieb gewiß, allein der kindlichen Unschuld und Klarheit nicht vortheilhaft; besonders bei Geschlechtsverhältnissen ist dies bemerklich.“ Und wer wäre sich des Ursprungs der Qualen, die ihn selber zerfleischten, besser bewußt gewesen als Tieck, der im Phantasus sagt: „Im Mittelalter (er hätte sagen sollen im Alterthum) war die übersinnliche, außersinnliche Liebe noch nicht von der sinnlichen getrennt, sondern sie waren mit Leib und Seele verbunden, in der höchsten Vergeistigung gesund, in dem freiesten Scherze unschuldig.“ Nun stehen die geistigste und die sinnlichste Liebe getrennt, feindselig einander gegenüber. Eine sinnliche Gluth entsteht in der Romantik, von der der antike Mensch nichts weiß. Zuweilen weht sie nur wie ein feuchter, sanft anschmiegender Athemzug, zuweilen aber mit dem verzehrenden Hauche des Wüstenwindes, der sich tödtlich um den blühenden Reiz der Natur windet. Es ist das lechzende Verschmachten des kranken, zerrissenen Menschen, der einen Abgrund in sich ausfüllen will; des Schattenleibes im Hades, der Blut trinken muß, um irdische Lebenskraft zu gewinnen. Aus den Gräbern des Mittelalters werden sie wieder heraufbeschworen die Helden der furchtbar schönen Unersättlichkeit, die eine dunkle, stürmende Sehnsucht durch's Leben jagt. Faust, der in seinen eigenen Flammen verbrennt. Keiner hat diese mörderische Liebesgluth so zerreißend dargestellt wie Tieck, auch Goethe nicht; wenn auch nur die ihm angeborene Rücksicht auf die Schönheit ihn verhinderte, solche Laute brennender Sinnlichkeit anzuschlagen. Sie so in sich erlebt zu haben, war er zu harmonisch vollendet. In Tieck's Phantasus taucht zuerst das bleiche verwilderte Bild des Tannhäusers wieder auf. Welches Symbol für den modernen Menschen! Dieser Jüngling, dessen dämonische Sehnsucht

die Erde nicht sättigt, dem die Göttin der Liebe, hingerissen, ihr unterirdisches Reich öffnet! „So mochte ein Jahr verflossen sein, als meine Angst bis zur Verzweiflung stieg; es drängt mich weiter, weiter hinein in eine unbekannte Ferne, ich hätte mich von den hohen Bergen hinab in den Glanz der Wiesenfarben, in das kühle Gebrause der Ströme stürzen mögen, um den glühenden Durst der Seele, die Unersättlichkeit zu löschen; ich sehnte mich nach der Vernichtung, und wieder wie goldene Morgenwolken schwebten Hoffnung und Lebenslust vor mir hin und lockten mich nach. Da kam ich auf den Gedanken, daß die Hölle nach mir lüstern sei. . . . . .“ Die Venus im Hörselberg hat nichts zu thun mit der griechischen Aphrodite, deren Reinheit und ruhige Vollendung der mittelalterliche Mensch nicht mehr verstand; er sah in ihr nur die eine Seite seines Wesens, vor der er sich fürchtete und die ihn lockte, er nannte sie die schöne Teufelin. Das muß man bei Tieck lesen, wie der Balsam ihrer Wonne die heißen, blutenden Wunden seiner Seele schließt, wie in einer seligen Berauschung das ewig drängende, pochende Blut sich beschwichtigt. Nun aber, da der stachelnde Dämon eingeschläfert ist, öffnet der Engel in ihm seine reinen Augen entsetzt und jagt den Bezauberten auf von der weichen Brust, wo er glücklich war. Das ist die Geschichte, die Tieck weniger wohl im Leben als in seiner Phantasie erlebte. Das verzweifelte Hin- und Hergerissensein zwischen der heidnischen Venus und der heiligen Elisabeth ist das Thema fast aller seiner Jugendwerke. Die Schärfe und Wahrheit, mit der das Problem im Lovell zum Ausdruck kommt, macht dies verschmähte Werk so eigenthümlich anziehend und werthvoll. Zuerst die mystische Wonne der jungen Seele, die sich auf den unsichtbaren, starken Flügeln eines guten Engels durch die goldene Fluth

des Himmels getragen fühlt, wohin anders könnte es sein, als in den Schoß Gottes, mitten in die Fülle der Liebe, wo alles Weh und Verlangen heilt, wo unerschöpflicher Ueberfluß die irdischen Mängel ausfüllt? Nun kommt der höchste Augenblick, wo die Geliebte sich liebegewährend dem anbetenden Verehrer hingiebt. Aber er macht eine fürchterliche Entdeckung; denn der Durst ist zwar gelöscht, aber an die Stelle der Sehnsucht ist keine Befriedigung der Seele getreten, sondern Wüstheit und Oede. Alles Gute, Schöne und Hohe scheint mit der Sehnsucht hinweggenommen, ja das Leben selbst. War es denn kein Engel, der ihn so leicht über die Erde wegtrug? War es ein höhnender Teufel, der sich mit ihm herabstürzte, als er in die heilige Gottesnähe kam? Oder war es nur die lächerliche Einbildung des Rausches, daß er zu schweben wähnte, und er hatte vielleicht die Erde niemals verlassen? Es war nichts als gemeiner, thierischer Hunger gewesen, den körperliche Speise stillte. Lovell geht an diesem Zwiespalt zu Grunde; er kann den Glauben nicht zurückerobern, den er verloren hat, als er zum ersten Mal die Erfahrung machte, daß seine geistigsten Entzückungen auf sinnliche Genüsse hinausliefen.

Tieck aber, obwohl er kaum 20 Jahre alt war, als er den Lovell schreibt, zieht doch, obwohl er seinen Helden schmählich zu Grunde gehen läßt, nicht den Schluß, es gäbe nichts Geistiges, Edles in der Liebe; vielmehr spricht er klar seinen Glauben an Menschen aus, die sinnliches und geistiges Empfinden in sich verschmelzen und dadurch beides veredeln können. „Wenn der Mensch sich in keiner Stunde durch diese Verbindung gestört fühlt, dann, glaube ich, hat er seine schönste Vollendung als Mann erhalten, er ist über niedriger Wollust und über schaler, fein ausgesponnener und langweiliger Zärtlichkeit gleich weit erhaben.“

Aber Tieck hat seine Liebe und zugleich sein Leben nicht so vollendet gestalten können. Von seiner „lieben Amalie“, mit der er sich als halber Knabe verlobt hatte, weiß man wenig; daß sie einzuschlafen pflegte, wenn er ihr seine Werke vorlas, womit er sonst Jedermann bezauberte, deutet auf geringe geistige Regsamkeit; aus der flüchtigen Art, womit die Freunde des Hauses sie erwähnen, möchte man schließen, daß sie unbedeutend war, aber gutartig und bescheiden. Die Discretion der zahlreichen Freunde Tieck's hat dafür gesorgt, daß nichts Bestimmtes über sein Verhältniß zu der Gräfin Finkenstein, die in seinem Hause lebte und als Familienmitglied betrachtet wurde, bekannt geworden ist; nur das ist sicher, daß das Glück des Hauses durch diese sonderbare Verbindung zerstört war.

Tieck war ein Genie der Freundschaft, der Liebe nicht; die Frauen waren für ihn ein Element, das die sinnliche Hälfte seines Wesens gewaltsam anzog und sich verband, wodurch er den Zusammenhang und die Einheit in sich verlor. Nur der Glückliche, dessen Trieb bewußtlose Weisheit und dessen Geist der Natur befreundet ist, kann sich seinem Herzen hingeben und sein Heil auf die Liebe gründen; diese Grazie und Frömmigkeit des Herzens besaß Novalis. Der Adel seiner Leidenschaft hätte das Seelenlose nicht lieben und die Ueppigkeit seines Geistes sich im Naturlosen nicht wohl fühlen können. Wenn seine Kräfte nicht ganz im Gleichgewicht waren, so lag die Disharmonie darin, daß das Himmlische in ihm das Uebergewicht hatte über das Irdische, oder besser gesagt Sinnliche; denn er lebte ja gern im Lande der Sinne, — so drückte er selbst es aus — nur nicht in dem der Sinnlichkeit. Es war ihm interessant, sich hierin mit seinem Freunde Friedrich Schlegel zu vergleichen, in dessen Lucinde er eine Idealisirung des

Vegetativen sah. An Karoline schrieb er darüber: „Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die höchste Liebe gewirkt. Bei mir war Alles im Kirchenstyl oder im dorischen Tempelstyl componirt. Bei ihm ist Alles korinthisch." Seine eigene Ansicht über das Sinnliche in der Liebe hat er in demselben Briefe klar ausgesprochen in den Worten: „Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe wie der Schlaf zum Leben. Der edelste Theil ist es nicht, und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen als schlafen. Auch ich kann den Schlaf nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen." Noch deutlicher wird die Bedeutung des Bildes, wenn er gelegentlich den Schlaf als eine Entziehung des geistigen Reizes definirt, der für die schwache Organisation des Menschen jetzt noch nothwendig sei; einst aber würden wir immer zugleich wachen und schlafen. Was Friedrich Schlegel's Verstand forderte, daß man in der Geliebten Gott lieben müsse, war dem schönen Gemüthe Hardenberg's natürlich. Darum sagte Karoline, man wisse aus seinen Reden nie, wen er liebe, ob es die Harmonie der Welten oder eine Harmonika sei; Harmonika nannte sie seine Braut, deren Dasein sie vermuthete, ohne ihren Namen zu wissen. Die platonische Liebe, zu der ein Andrer seine Leidenschaft vielleicht erzieht, war die himmlische Lichtnatur seiner elementarsten, dunkelsten Triebe. Nicht nur um seiner Schönheit Willen liebe ich den Geliebten, läßt Plato seine Diotima sagen, sondern weil er mir hilft, das Schöne hervorzubringen. Viele ähnliche Gedanken finden sich bei Novalis, die sicher warm und unmittelbar aus der Erfahrung seines Herzens strömten.

„Das höchste Glück ist, seine Geliebte gut und tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist Sorge für ihren Edelsinn."

„Jede unrechte Handlung, jede unwürdige Empfindung ist eine Untreue gegen die Geliebte, ein Ehebruch."

„Eine Ehe sollte eigentlich eine langsame, continuirliche Umarmung, Generation, wahre Nutrition, Bildung eines gemeinsamen harmonischen Wesens sein."

Der Drang, sich mit der Geliebten zu vervollkommnen, ihr zur Vollendung zu helfen, ist die Seele seiner Liebe; vielleicht ist das die allerfeinste und allergrößeste Selbstlosigkeit der Liebe, daß ihm ihre Vollkommenheit mehr am Herzen lag als seine eigene. Nur muß man nicht denken, daß die Folge dieses Idealismus jemals Unduldsamkeit gewesen sei; seine Phantasie weilte nicht bei etwaigen Mängeln, sondern bei der in Vollendung vorschwebenden Gestalt, der sie zu gleichen bestimmt war.

Es ist eigenthümlich, wie Novalis' Auffassung übereinstimmt mit der Liebestheorie des Naturphilosophen Baader, den er zwar über Alles verehrte, dessen darauf bezügliche Schriften aber erst nach seinem Tode entstanden sind. Allerdings ist der Kern von Baader's Lehre nichts Andres als die Mystik Plato's und Jakob Böhme's, zu welchen beiden alle Romantiker eine innige Verwandtschaft fühlten. Baader's Gedankengang ist etwa so: Adam, so wie ihn Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen hatte, war Mann und Weib zugleich, ein ganzer Mensch. Er sank aus seiner höheren Natur in die fleischliche dadurch, daß er nach dem Weibe in ihm gelüstete, und mit dieser Spaltung, der Schöpfung des Weibes aus ihm, wurde das Gottesbild zerstört. Die Wiedervollendung des Gottesbildes ist das Ziel des Menschen. Dies Jedem vorschwebende Bild nennt Böhme Idea oder auch Sophia, Weisheit, weil es nämlich die Menschen zur Vollkommenheit weise. Ein einziger Mensch ist auf der Erde erschienen, in dem beide Naturen Eins waren, Christus, der

Gottmensch, der, wie Adam, der erste Halbmensch, am Eingange des alten Testamentes, am Eingange des neuen steht, das die Religion der Liebe verkündet, als Bürge, daß der Mensch das verlorene Paradies wieder gewinnen kann. Auch die Engel, die kein Geschlecht haben, sind Verkörperungen der Androgyne.

Nur hieraus läßt sich begreifen, warum Novalis eine so besondere Freude an dem Namen seiner Braut, Sophie, hatte, und warum er nach ihrem Tode wie ein Feldgeschrei oder eine Parole die Worte: Christus und Sophie! in sein Tagebuch niederzuschreiben liebte.

Wenn nun eine Mannes- und eine Weibesseele fühlen, daß sie mit einander das verlorene Gottesbild herstellen können, so entsteht Liebe. Sie müssen in Sehnsucht zu einander entbrennen, nicht weil sie Hälften eines Ganzen sind, sondern Hälften, aus denen ein Ganzes werden kann. Es ist die Art der Idea, daß sie dem Manne als Frau erscheint, der Frau als Mann, obwohl sie keines von beiden ist. Daraus, daß der Liebende das Bild der Vollkommenheit durch die Gestalt der Geliebten hindurchschimmern sieht, erklärt Baader die Idolatrie der Liebe, und er nennt diese Vision den Silberblick der Liebe, der den meisten Menschen leider allzu rasch entschwinde. Denn in ihrem ersten Stadium ist die Liebe nur Trieb, kräftig, warm, einig, aber gebrechlich. Niemals gleitet sie ganz unmerklich in das zweite über, wo sie bewußt wird. Es bedeutet dasselbe, wenn Friedrich Schlegel einmal sagt: „Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält sich zur Liebe wie ein correktes Gedicht zu improvisirtem Gesang“; nur daß man vielleicht in der Art des Ausdrucks eine Vorliebe für das Volksmäßige und also für die Liebe im Gegensatz zur Kunstpoesie und zur Ehe wittern könnte, welche Ansicht aber Schlegel eigentlich fremd war. Man täuscht sich, sagt Baader, wenn man

glaubt, die Liebe könne passiv genossen werden; vielmehr ist sie ein zu lösendes Problem, Gabe und Aufgabe zugleich. Er führt das allerliebste Gleichniß von den Affen an, die, wenn sie die Menschen sich am Feuer wärmen sehen, das zwar ihnen nachmachen, aber, da sie kein Holz nachlegen, bald frierend an der Asche sitzen. Die Aufgabe ist, daß das Bild, das nicht körperlich ist, sondern nur in der Extase der Liebe wahrgenommen wurde, hervorgebracht werde. Gegenseitig sollen Mann und Weib sich behilflich sein, ihre Mannheit und Weibheit in einander zu überwinden und zu ergänzen, welches Wort ja bedeutet ganz machen, trotz der Schmerzen, die diese Entwickelung mit sich bringen muß. Denn das neue Bild kann nicht vollendet werden ohne Zerstörung des alten. Also kommt Baader zu dem Schlusse, daß wahre Liebe nicht sein könne, ohne daß Mannheit und Weibheit ihr geopfert werde; „was auch dagegen sentimentale oder einfältige Dichterlinge und Romanschreiber zur Apotheosirung der Männlichkeit und Weiblichkeit uns vorleiern, womit sie doch nur das Thier im Menschen apotheosiren wollen.“

Jemand sagte einmal von Tieck's Werken, man müsse sie nicht einzeln beurtheilen, sondern alle zusammen als ein Ganzes, wie man etwa einem gothischen Münster gegenüber verfahren müsse; dies ließe sich ebenso gut auf die Romantik selbst anwenden. Denn sie wird erst dann zu einer so majestätischen Erscheinung, wenn man das Ineinandergreifen und Ineinanderwirken aller Ideen sieht, und wie das Eine das Andere erleuchtet, bekräftigt, erweitert, so daß in dem ganzen großen Bilde jedes, was für sich allein betrachtet vielleicht willkürlich oder verzerrt erschien, an seiner Stelle das schönste, wahrste Leben hat. Wie vieles zum Beispiel, ganz unabhängig von Baader Entstandenes vereinigt sich so

glücklich mit seiner Anschauung: so die Ansichten Friedrich Schlegel's über die Männlichkeit und Weiblichkeit, daß sie nämlich beide zur höheren Menschlichkeit gereinigt werden müssen, und in Folge dessen seine Sympathie für die antike Meinung, daß edle oder himmlische Liebe nur zwischen Männern zu finden sei; welche Meinung für diejenigen berechtigt ist, die nicht daran glauben oder nicht darauf kommen, daß das Geschlecht zwar nicht vertilgt werden solle, aber doch der Menschheit untergeordnet werden könne. Oder dann, wie schön und bedeutend erscheint auf diesem Grunde der anmuthige Satz Wilhelm Schlegel's: Mystik ist, was allein das Auge des Liebenden an dem Geliebten sieht. Wie klar verständlich wird die fast leidenschaftliche persönliche Liebe zu Jesus in Novalis' geistlichen Liedern. Ganz wundervoll aber ist es, wie auch diese Untersuchung Baader's durchaus aus dem Grundzuge der Romantik erwachsen ist, das Unbewußte bewußt zu machen, aus dem Triebe eine Kunst werden zu lassen. Wie er immer dagegen eifert, Glauben und Wissen als etwas nothwendig Entgegengesetztes zu denken, so bekämpft er hier alle die, welche die Wissenschaft in und für die Liebe als entbehrlich oder unmöglich oder schädlich ansehen; „da ja doch die Schlechtigkeit des nur irdischen, sowie die Vortrefflichkeit des himmlischen Eros darin besteht, daß jener blind, dieser hellsehend ist."

Insofern als das Wesen der Liebe Sehnsucht nach Einheit und die Kraft ist, das Auseinanderfließende zusammenzufassen, beruht auf ihr die Möglichkeit formellen Lebens überhaupt; so daß man in thatsächlichster Bedeutung sagen kann: inferi sunt ubi non amatur. Wenn aber mit dem Drang nach Vereinigung der nach Vervollkommnung nicht verbunden ist, so ist die Liebe eigentlich nichts als ein Zurücksinken des vom

Leben ermatteten Menschen in die wonnige Ruhe der bewußtlosen Natur oder, was dasselbe bedeutet, in den Tod. Das ist der Charakter der heidnischen Liebe, deren verführerischer Schmelz um so mehr anzieht, weil man fälschlich glaubt, er müsse nothwendig dem himmlischen Eros fehlen. Das muß man aber nie vergessen, daß die Romantiker durchaus keine Spiritualisten waren: mit der unantastbaren Seligkeit der himmlischen wollten sie die elementare Kraft und Süßigkeit der irdischen verschmelzen.

Baader beklagte es, daß die Liebe noch nirgends in der modernen Kunst und Poesie würdig dargestellt sei, und wünscht, es möge sich ein Dichter diese Aufgabe stellen; sie müßte, sagt er, als ein rechter Gegensatz zu der Liebe Faust's und Gretchen's erscheinen, die allerdings alle Schönheit des Triebes hat, aber tragisch enden muß, weil sie zum Uebergang in das zweite Stadium nicht durchdringen kann. Novalis hat, weil er kein vollendetes Werk hinterlassen hat, auch eine vollendete Darstellung der Liebe nicht geben können. Wahrscheinlich hätte seine Kraft auch nicht dazu ausgereicht. Aber der Geist dieser Liebe lebt überall in Allem, was er geschrieben hat, durchleuchtet Alles wie die erwärmende Sonne mit der lindernden Zärtlichkeit des Mondes. Wie ein goldener Duft die Bilder mancher italienischer Maler ganz überzieht oder wie der mystische Karfunkelstein der morgenländischen Märchen in die entfernteste Dunkelheit glüht, so ist ein Schmelz von Liebeslust darüber ausgebreitet, zieht der leise, entzückte Athem einer inbrünstigen Seele hindurch. Ich will als Beispiel das Liebesgespräch zwischen Heinrich und Mathilde im Ofterdingen anführen, nachdem sie sich verlobt haben; ohne übrigens bestreiten zu wollen, daß es diesen ätherischen Gebilden an kräftiger, packender Erscheinung mangelt.

„O Geliebte, der Himmel hat Dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete Dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund thut. Was ist die Religion als ein unendliches Einverständniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo Zwei versammelt sind, ist Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an Dir zu athmen; meine Brust wird nie aufhören, Dich in sich zu ziehen. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle."

„Ach! Heinrich, Du weißt das Schicksal der Rosen; wirst Du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an Deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe sein?"

„O könntest Du durch meine Augen in mein Gemüth sehen! aber Du liebst mich, und so glaubst Du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize sagt. O sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu Dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest Du nur sehn, wie Du mir erscheinst, welches wunderbare Bild Deine Gestalt durchdringt und mir überall entgegenleuchtet, Du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten, heiligen Welt."

„Ich verstehe Dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Aehnliches, wenn ich Dich anschaue."

„Ja, Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir

erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. . . . Wer weiß, ob unsre Liebe nicht dereinst noch zu Flammenfittigen wird, die uns aufheben und uns in unsre himmlische Heimat tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daß Du mein bist, daß ich Dich in meinen Armen halte, daß Du mich liebst und ewig mein sein willst?"

„Auch mir ist jetzt Alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern, wer weiß, ob sie uns nicht verklärt und die irdischen Bande allmälig auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob Du auch schon das grenzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu Dir habe? Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe."

„Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich Dir nicht Alles auf einmal sagen, daß ich Dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es ist auch zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor Dir mehr geheim haben; Du mußt Alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem Deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimnißvolles Zusammenfließen unseres geheimsten und eigenthümlichsten Daseins."

„Heinrich, so können sich noch nie zwei Menschen geliebt haben, ich kann's nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. Auch keinen Heinrich. . . ."

Diejenigen, denen diese Sprache unwahr und überschwenglich scheint, haben vielleicht die Gefühle ihrer Jugend vergessen; und was bedeutet es, daß die Erfahrung oft oder meistens die schwindelnden Traumbilder verzückter Liebe zer-

stört? Was zu überschwänglich erscheint, ist es oft nur nicht genug. Wer weiß, ob nicht sogar der lächerlichen, sich ewig wiederholenden Täuschung jedes Liebespaares, nie zuvor sei so geliebt worden, weil es nie zuvor einen solchen Mann und eine solche Frau gegeben habe, eine Thatsache von selbstverständlicher Klarheit zu Grunde liegt? „Alle Wünsche der Liebenden“, sagt Friedrich Schlegel, „und alle Bilder der Dichter sind buchstäblich wahr: nämlich der klassischen Dichter, der echten Liebenden.“ Das war ja die Losung der Romantiker, die stolzesten Phantasien des Glaubens in Wirklichkeit zu versetzen. Grade, was am wunderbarsten und dem Verstande am unzugänglichsten scheint, wählten sie mit Vorliebe zum Stoff für ihr geharnischtes Denken. Daher ihr beständiges Zusammentreffen mit den dunkeln, gewaltigen Weissagungen der Bibel. Auch in Hinsicht auf die Liebe war ihnen jene Verkündigung des Apostel Paulus: „— und werden Zwei ein Fleisch sein. Das Geheimniß ist groß, ich sage aber von Christo und der Gemeinde“; die Behauptung also, daß die Liebe zwischen Mann und Frau ein großes Gleichniß der menschlichen und göttlichen Beziehungen sei, die geläufige und selbstverständliche. Baader erregte bei Manchen Anstoß damit, daß er beständig die geistigsten religiös-philosophischen Vorgänge durch Herbeiziehung erotischer Bilder erläuterte; denn nicht Jeder konnte die Lauterkeit und Unbefangenheit dieser Conquistadoren der Wahrheit begreifen. Das Gefühl, daß die Lösung aller Räthsel im Geheimniß der Liebe liege, trieb sie zum unermüdlichen Fluge gegen diese Sonne. Und wie es fast immer Novalis war, der die romantischen Gedankenträume in dem reinsten Krystall wiederspiegelt, so hat er auch diese Ueberzeugung hell und lieblich gefaßt in das Märchen von Hyacinth und Rosenblüthchen; und noch kürzer und schlichter in dem herzlichen Distichon:

Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinne,
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.

Was man als Motto über fast alle modernen Romane schreiben könnte, wo das gewaltige Drängen und Treiben des Helden stets mit einem Verlobungskuß beschlossen wird. Und auch darin läge also, soviel es auch verspottet wird, eine tiefe Bedeutung und Berechtigung.

Romantische Ironie.

Denn der Herr ist der Geist. Wo aber
der Geist der Herr ist, da ist die Freiheit.

Die Kuh, welche auf der Wiese ihr Futter sucht, verbindet ohne Zweifel mit dem Anblick ihrer fettigen grünen Fläche ein schmeichelndes Gefühl von Wollust. Aber wieviel beglückender ist die Theilnahme des Menschen, die selbstlos über dieser Flur ruht und wie unendlich viel edler ist gar der Genuß des Kindes, das mit der Wiese spielt: dem sie vielleicht ein Teppich für tanzende Elfen ist, oder ein Zauberwald, in dem die goldnen Käfer als verwünschte Prinzen herumirren, oder ein schwellender Königsthron für die junge Majestät. Es ist schmerzlich, daß die Menschen die Kunst zu spielen so bald verlernen, verlustig gehen der erstaunlichen Geisteskraft und -freiheit, die dem Kinde aus einem grünen Blatt nach Belieben einen Teller oder einen Hut oder einen Schirm macht. Das Kind macht die todte Natur lebendig oder tödtet die lebende, je nachdem es sie gerade für das Drama seiner Phantasie braucht: ein Baumstumpf kann ihm als Mensch dienen und im nächsten Augenblick ein Mensch als ein Haufen Steine. Wie sein Körper ungemeine Leichtigkeit zum Tanz hat, so sein Geist, der über die Erde hinfliegt mit zärtlicher und doch gleichgiltiger Eile, da sie ihm nicht als tragender und nährender Boden dienen muß. Unermüdlich einen bunten Ball in die Lüfte zu werfen

und sich daran zu ergötzen, wie die wirbelnde, immer kleiner werdende Kugel aufstrebt und wieder zurückgezogen wird, stundenlang im Grase sitzen und warten, bis eine gewisse kleine Eidechse mit rosa Leibchen aus ihrem Verstecke schlüpft — wie bald verliert der Mensch diese glückselige, man möchte fast sagen erhabene Uneigennützigkeit über zweckvollen Bestrebungen und gewaltigen Leidenschaften. Allerdings ist dies Vermögen des Kindes, die Dinge an sich und nicht nur in Hinblick auf ihre Anwendung und Beziehung auf uns zu sehen, unbewußt, und nur wenn sie willkürlich wäre, ziemte sie dem reifen Menschen. Auch ist es nothwendig, die Dinge benützen und besitzen zu wollen; denn wer ewig mit der Welt nur spielte, würde sich nie an ihr reiben, und doch kann man nur in Kämpfen sich entwickeln. Aber nachdem der Mensch die verhängnißvollen Kräfte seines Spielzeugs und die schönen, gefährlichen Schätze, die darin versteckt sind, kennen gelernt hat, wenn er dann wieder mit ihr spielen lernte! Wenige sind dazu stark, frei und rein genug. Wo unter Erwachsenen gespielt wird, handelt es sich doch meistens, wenn man von Mode und Ehrgeiz ganz absieht, um Gewinnen oder um Kräftigung des Körpers, und so löblich auch das Letztere ist, so kann man doch nur von Demjenigen wirklich sagen, er spiele, der es aus zweckloser Lust thut, die allein mit sich und der Natur einen Zeitvertreib machen könnte.

Die Aufgabe des Malers sei, sagte Wilhelm Schlegel, in den Gemälden, die Menschen sehen zu lehren, nämlich die Dinge so zu sehen, wie sie erscheinen, nicht wie wir uns gewöhnt haben sie aufzufassen zu untergeordneten Zwecken. Gerade so in der Poesie: der Durchschnittsleser fragt zunächst, wovon ein Buch handelt — wie in der Malerei, was ein Bild darstellt — was doch keineswegs das Wesentliche

ist. Wer gern historische Romane liest, aus denen man beiläufig Belehrung schöpfen kann, thut noch groß damit; Diejenigen, die etwas nach einem philosophischen Gehalte fragen und Gedanken aufstöbern, glauben vollends auf der Höhe zu sein und zu den oberen Zehntausend zu gehören. Das aber macht ebensowenig das Kunstwerk aus, wiewohl der Künstler natürlich Geist und Gedanken hat, was immer irgendwie zur Geltung kommen wird. Das schönste Kunstwerk entsteht — wie der schönste Körper — wenn die Kraft des Dichters groß genug ist, mit dem Stoffe zu spielen, was desto schwieriger, freilich auch desto schöner in der Wirkung ist, je schwerer und gehaltvoller der Stoff. Wie wenn der Mond die Schwerkraft der Erde überwände und willkürlich, wie man es sich wohl von verklärten, freigewordenen Seelen vorstellt, sanft und sicher seinen Ring durchkreiste. Oder wie wenn ein Kind, statt seine Orange zu essen, sie als Ball in die Luft wirft. Der Wunsch zu fliegen, der immer wieder in der Menschheit auftaucht und jetzt als ernstlicher Versuch unternommen wird, ist auch nur die Sehnsucht, die Schwere des Stoffes zu überwinden. In der Kunst soll diese Sehnsucht Befriedigung finden. Dasselbe meinten Schiller und Goethe, wenn sie verlangten, daß die Form — denn das ist ja die Geisteskraft des Dichters — den Stoff verzehre. Und dasselbe bedeutet die vielberedete romantische Ironie, eine von den vielen Begriffsbestimmungen, die Friedrich Schlegel in die Literatur einführte. Denn das beständige Vernichten und Neuschaffen seines Gegenstandes, wozu nach ihm der Künstler fähig sein soll, ist ja nichts Andres als seine Meisterschaft über den Stoff, den er sich selbst gewählt, in den er sich vertieft hat, aus dem er sich aber jederzeit erheben kann, um ihn beliebig zu verwandeln und in jede Form zu bringen. Ein geistiges Fliegenkönnen.

Aehnlich wie romantische Poesie nichts Andres ist als Poesie überhaupt, Poesie der Poesie, der Extrakt, der nach Ausscheidung alles Unpoetischen übrig bleibt, also verdichtete Dichtung, so daß unromantische Poesie nichts Andres heißt als unpoetische Poesie, ist auch der Begriff der romantischen Ironie durchaus nicht etwas so Besonderes, von den Romantikern Erfundenes oder ihnen Anhaftendes, wie man vielfach gemeint hat. Man könnte romantische Ironie am Besten mit Geistesfreiheit übersetzen. Nicht naturlos, aber naturfrei ist der wahre Ironiker. Er hat die Fähigkeit, sich von dem irdischen Element, in dem er lebt und webt, zu lösen, als ein Luftschiffer emporzusteigen und die Erde als winzigen Punkt unter sich verschwinden zu sehen, die verhältnißmäßige Nichtigkeit der lebenden Kugel zu erkennen, die, so lange sie fest unter seinen Füßen war, sich so breit machte und unermeßlich ausdehnte. Auf Erden schon eine solche Ansicht des Lebens haben können wie ein seliger Geist, der mit ätherischem Leib, ein wehendes Lüftchen, über den tosenden Markt des Tages hinstreicht.

Nichts Anderes scheinen mir die verschiedenen Aussprüche der Romantiker über Ironie zu bedeuten, wenn z. B. Friedrich Schlegel sagt: „Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität des unendlich vollen Chaos“ und „Wir müssen uns über unsre eigne Liebe erheben und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: sonst fehlt uns, was wir auch für andere Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall.“

Tieck bemerkt einmal, daß man einen Gegenstand, den man liebt, erst besitze, wenn man etwas Lächerliches an ihm finde; daß er keinen Freund und keine Geliebte haben möge, über die er niemals lachen oder lächeln könne. So ist es reizende Ironie in den Griechen, wenn sie ihre Götter in anmuthiger Weise dem Gelächter preisgeben, ohne dadurch

ihre olympische Herrlichkeit anzutasten; wie auch die Götter selbst über Ares und Aphrodite lachen, die deswegen doch hehr an Kraft und Schönheit in ihrem Kreise thronen. Und schließlich beruht es auf derselben Kraft, wenn man, wie Novalis es von den Menschen verlangt, das ganze Leben wie eine „schöne genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel“ betrachten kann. Sich allzutief in den Schmerz versenken und in ihm haften bleiben, erachten sie für Sünde, für Dummheit, wenn man den Scherz auf die Kinder beschränken und eines ernsten Mannes unwürdig achten will. Wie Tieck im Zerbino sagt:

„Habt ihr's schon versucht den Scherz als Ernst
Zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln?
Mit Leiden
Und Freuden
Gleich lieblich zu spielen
Und Schmerzen
Im Scherzen
So leise zu fühlen,
Ist wen'gen beschieden.
Sie wählen zum Frieden
Das eine von beiden,
Sind nicht zu beneiden;
Ach gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden.“

Einstimmig waren die Romantiker in dem Ruhme der Vielseitigkeit, die ohne große Schnellkraft des Geistes, mit der er sich von dem einen Gegenstande zu einem andern schwingt, nicht zu erreichen wäre.

Friedrich Schlegel: „Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch,

antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade."

Novalis: „Der vollendete Mensch muß gleichsam an mehreren Orten und in mehreren Menschen leben, ihm müssen beständig ein weiter Kreis und mannigfache Begebenheiten gegenwärtig sein. Hier bildet sich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geistes, die den Menschen zum eigentlichen Weltbürger macht und ihn in jedem Augenblicke seines Lebens durch wohlthätige Association reizt, stärkt und in die helle Stimmung einer besonnenen Thätigkeit versetzt."

Wenn man nun sagt, es sei, gerade bei Tieck, die Ironie Schuld daran, daß er Nichts recht ernst und gründlich habe erfassen können, oder die Ironie sei eigentlich nur Unfähigkeit, ein warmes, echtes Gefühl für irgend einen Gegenstand zu haben, weswegen auch die romantischen Künstler sich bei dem tiefen deutschen Volke nie hätten einbürgern können, so ist daran so viel wahr, daß der tiefsinnige, ernsthafte Geist selten so leicht und schnell ist wie der oberflächliche und darum oberflächlich, leicht und ironisch oft zusammengehen und vielfach als unzertrennlich betrachtet werden. Aber man möge nur an Goethe denken. „Man lasse sich also dadurch", sagt Friedrich Schlegel in seiner Besprechung des Meister, „daß der Dichter selbst die Personen und Begebenheiten so leicht und so launig zu nehmen, den Helden fast nie ohne Ironie zu erwähnen und auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint, nicht täuschen, als sei es ihm nicht der heiligste Ernst." Leicht und schwer zugleich, naturfrei, aber nicht naturlos sein, das ist eben die paradoxe Aufgabe, die dem Künstler gestellt wird; und so versteht man auch den zunächst etwas dunkel

klingenden Ausspruch Friedrich Schlegel's: „Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist Alles, was zugleich gut und groß ist.“

Es ist eine Kümmerlichkeit, daß die Menschen sich gewöhnt haben, an dem schäbigen, hölzernen Entweder-Oder zu hinken. Sie würden niemals glauben, daß ein Denker praktisch sein könne, und wenn er vor ihren Augen, in Abwesenheit seiner Frau, einen Haushalt mit sieben Kindern sparsam, vernünftig und geräuschlos regierte, würde man nach wie vor dabei bleiben, daß er zwar schwerverständliche Werke schreiben, aber nicht einen einzigen kleinen Koffer leidlich packen könne. Die Folge davon ist, daß, wer nach einer gewissen Richtung hin ehrgeizig ist, das Entgegengesetzte oder Gegenüberliegende in sich unterdrückt; wie denn junge Mädchen und junge Künstler ihren Verstand meistens verbergen, am liebsten ausrotten möchten, jene um für schön und naiv, diese um für genial zu gelten. Anderseits hält man es auch für überflüssig, wenn man eine Gabe oder Neigung hat und hier ausgezeichnet ist, die anderen Seiten des menschlichen Wesens auszubilden, aus Furcht, jenes zu beeinträchtigen oder weil es ja doch erfolglos sein müsse. Daß es unmöglich sei, zugleich groß und gut zu sein, ist jedem selbstverständlich, so daß man häufig lesen oder hören kann, Jemand sei zu groß gewesen, um gut sein zu können; während man vielmehr sagen sollte, er sei nicht groß genug gewesen, um zugleich gut zu sein.

Ironie kann und soll zwar in jeder Dichtung sein; aber die eigentliche Kunstform der Ironie ist die Komödie. Sie entsteht, wenn die Geisteskraft des Dichters so groß und so beständig wirksam ist, daß er das natürlich-Leidenschaftliche, woraus das Tragische hervorgeht, vollkommen auflösen und in geistiges Genießen verwandeln kann. Darum tritt die

Komödie als die späteste Blüthe der Kultur mit der wachsenden Besonnenheit und dem Freiwerden des Geistes auf, und ein Jüngling wird viel eher ein wirksames Trauerspiel als eine leidliche Komödie verfassen können. Alle Versuche der Gegenwart, die tragische Kunst neu zu beleben, müssen fehlschlagen, aber mehr und mehr wird das Lustspiel, das wahre Spiel höchster Lust, sich entfalten. Diejenige Komödie, wo die Heiterkeit nur hie und da aufflackert wie Flämmchen auf dunklem Grunde, läßt sich dem gewaltigen Erguß der vernichtenden Leidenschaft im Trauerspiel nicht gleichsetzen; Energie und Leidenschaft des Jubels, ein rosiger Feuerstrom der Freude muß das Zukunftslustspiel sein, das Shakespeare's Muster uns ahnen lassen. Ebenso wie in der Tragödie das innerste Herz durch den erhabenen Jammer und unausweichbaren Untergang des Lebens erschüttert wird, so muß es hier durch den Schwung unsterblicher Wonne von der Erde weggerissen und unter die Götter versetzt werden. Das wäre die neue Dichtungsart, die Friedrich Schlegel das Entzückende nennt. Er hat das Wesen und die Zukunft der Komödie meisterhaft in seinen Schriften über die Griechen besprochen und als ihre Aufgabe bezeichnet, mit dem kleinsten Schmerz das höchste Leben zu bewirken.

„Das komische Genie verlangt auch äußere Freiheit, kann ohne diese sich nur bis zur Grazie, nie bis zum höchsten Schönen erheben. Sie wird es erreichen, wenn die Absicht vielleicht in einer späten Zukunft ihr Geschäft vollendet und mit Natur endigt, wenn aus Gesetzmäßigkeit Freiheit wird, wenn die Würde und die Freiheit der Kunst ohne Schutz sicher, wenn jede Kraft des Menschen frei und jeder Mißbrauch der Freiheit unmöglich sein wird. Alsdann würde auch die reine Freude, ohne den Zusatz des Schlechten, welcher jetzt dem Komischen nothwendig ist, an sich genug

dramatische Energie haben; die Komödie würde das vollkommenste aller dramatischen Kunstwerke sein: oder vielmehr an die Stelle des Komischen würde das Entzückende treten, und wenn es einmal vorhanden wäre, ewig beharren."

Es lag gewiß nicht nur an dem Mangel äußerer Freiheit, sondern auch an Tieck's Natur selbst, daß sich sein komisches Genie nur bis zur Grazie erhob. Vielleicht hatte Friedrich Schlegel den Begriff der Ironie und Komödie gerade deswegen so durchdringen können, weil ihm, dem Schweren, Alles fehlte, um ein Kunstwerk in diesem Geiste schaffen zu können. Aber sein Freund Tieck, von dem er mit gutmüthiger Geringschätzung, der stattlich runde Mann, sagte, daß er ihm an Leib und Seele gleich mager vorkomme, verstand sich auf das Tanzen und Fliegen. Und wenn auch sein Gestiefelter Kater davon fern war, das hohe Ideal der Komödie, das Friedrich aufgestellt hatte, zu erreichen, so konnte er doch als kleiner Morgenstern, bescheidener Vorläufer der Sonne gelten und rief in sofern ein berechtigtes Entzücken unter den Romantikern hervor. Denn dies Lustspiel war wirklich nichts als Spiel, eine luftige Composition, wie der Dichter selbst sagte, ganz aus Schaum und leichtem Scherz bestehend. Schon das scheint Spiel, ein Kindermärchen, so ein recht kindisches, muthwilliges, so ernst zu nehmen, daß man es zum Inhalt eines Dramas macht. Aber: warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichtes ausmachen? hat Tieck einmal gesagt. Und wie nun die Entrüstung des Philisters über die thörichte Kinderei mit auf die Bühne gebracht wird, bemerkt man, daß es sich garnicht um das Märchen handelt, sondern um das Publikum, das ihm zusieht. Dennoch kann man nicht sagen, daß auf eine eigentliche Verspottung des Publikums abgezielt sei, wodurch in das Spiel eine störende Absicht und Herbigkeit

getragen würde: die biederen, ehrenfesten Männer, die mit so viel tüchtiger Bestrebung und alles Kunstgefühles bar in's Theater gehen, werden in Reih und Glied auf die Bühne gesetzt, und das leise, herzliche Gelächter des guten Dichters gaukelt beinahe mehr verschönernd als verhöhnend um ihre breiten Figuren. Man muß sie doch fast liebgewinnen; den treuherzigen, behaglichen Müller, der sich so recht gemüthlich für die Ewigkeit zurechtsetzt, den Theaterzettel liest und sagt: „Ich hoffe doch nimmermehr, daß man die Kinderpossen wird auf's Theater bringen. Ei! ei! nach all den Wochenschriften, den kostbaren Kleidungen und den vielen, vielen Ausgaben! Denn es ist das Zeitalter für diese Phantome nicht mehr.“ Der aber doch nie abläßt das Beste zu hoffen und sich innig wünscht, einmal eine recht wunderbare Ausstattungs-Oper ohne Musik zu sehen oder denn ein ordentliches Familiengemälde. Dann den idealischen Schlosser, der nach tiefsinniger religiöser Philosophie und Freimaurerei verlangt und in dem Kater den verlarvten Präsidenten einer geheimen Gesellschaft wittert, der in einem verborgenen Keller für das Edle und Gute wirkt. Den geschmackvollen Fischer, dessen scharfem Verstande keine Unnatürlichkeit und kein Widerspruch entgeht, der aufmerkt, ob die Charaktere sich auch treu bleiben, der so garnicht prahlt mit seiner Ueberlegenheit, sondern sie fein und gesetzt, wie ein paar Orden, die aus alter Gewohnheit schon mit zur Kleidung gehören, spazieren trägt. Unermüdlich ist der Dichter bemüht, uns sacht in eine gelinde Illusion einzuspinnen, in dem Augenblicke aber, wo wir, schwerfällig dem Gesetz der Trägheit nachgebend, uns in ihr festsetzen wollen, faßt uns der Leichtfüßige bei der Hand und wir müssen ihm folgen, das Gewebe zerreißend, das uns eben den Blick zu umschleiern begann. Wir meinen dann, das Fliegen ge-

lernt zu haben, während es doch nur das ist, daß der Traumgott uns eine Weile mit sich führt.

Sollte es die Absicht des Dichters sein, Theater mit dem Theater zu spielen, sich über den schlechten Geschmack des Publikums lustig zu machen, so würden wir, obwohl die Dichtung ohne gewichtigen Anspruch auftritt, meinen können, es sei viel Lärm um Nichts geschlagen. Aber, wie Tieck selbst sagt, man kann nicht über das Theater scherzen, ohne über die Welt zu scherzen. Wenn der Zuschauer Wiesener sich über die Husaren freut, die im Gestiefelten Kater auftreten; „denn es sind die Leute selten so dreist, Pferde auf's Theater zu bringen, und warum nicht? Sie haben oft mehr Verstand als die Menschen. Ich mag lieber ein gutes Pferd sehen als so manchen Menschen in den neueren Stücken" und der Nachbar beistimmt und hinzusetzt: „schade daß sie so bald wieder weggingen; ich möchte wohl ein ganzes Stück von lauter Husaren sehen — ich mag die Kavallerie so gern" oder wenn das Publikum keine Ruhe hat, bis Einer im Stück auch durch Feuer und Wasser gegangen ist wie in der Zauberflöte, so handelt es sich da keineswegs allein um ästhetische Dummheit. In jedem Urtheil drückt der naiv urtheilende Mensch sich selbst aus, und insofern als sich auf den Brettern immer ein Stück Leben abspielt, hört man im Urtheil des Publikums über ein Drama seine Auffassung des Lebens. Tieck's Gestiefelter Kater wie auch seine anderen phantastischen Komödien sind trotz aller Beziehungen auf gewisse literarische Persönlichkeiten und Zustände wesentlich ein jubelnder Scherz über die Welt von Philistern, über die Unfähigkeit der Menschen, sich über den nächsten irdischen Zweck zu erheben, über die Behäbigkeit, mit der sie sich in ihrem weichlichen Moraste wohlgefallen, über die Blindheit, mit der sie an der Außen-

seite der Dinge kleben bleiben. Wie sie beim albernsten Geschwätz zweier Verliebter so froh sind, daß doch auch einmal etwas für's Herz kommt, und sich so wohlig fühlen, wenn sie recht weinen können; wie sie die Narrenspossen verachten, sich vielmehr bilden und bessern wollen, ohne doch jemals um einen Zoll von ihrem niedrigen Standpunkt weiterzurücken; wie der König nicht ohne ein belehrendes Tischgespräch speisen will, derart: „Wie weit ist die Sonne von der Erde? Hochgelehrter: Zweimalhunderttausend fünfundsiebzig und eine viertel Meile, fünfzehn auf einen Grad gerechnet. König: Und der Umkreis, den die Planeten so insgesammt durchlaufen? Hochgelehrter: Wenn man rechnet, was jeder Einzelne laufen muß, so kommen in der Total-Summe etwas mehr als tausend Millionen Meilen heraus. König: Tausend Millionen! Man sagt schon, um sich zu verwundern: ei der Tausend! und nun gar tausend Millionen! Ich mag doch auf der Welt nichts lieber hören als so große Nummern — Millionen, Trillionen — da hat man doch dran zu denken — wie das den Geist beschäftigt!“ ja, wie am Schluß die beste Dekoration mit dem Feuer- und Wasserzauber herausgerufen nnd beklatscht wird, während die Dichtung durchgefallen ist — bei alledem denkt man nicht an Theater-Literatur, sondern lachend mit dem übermüthigen Dichter: ja so, so sind sie! Immer nehmen sie den Schein für das Wesen, niemals wissen sie, worauf es ankommt.

Und gegenüber den schwerfälligen Menschenthieren, die er an uns vorbeiziehen läßt, des Dichters eigner Geist, der, einem lebendig quellenden Füllhorn gleich, unaufhörlich seine muthwilligen oder tiefsinnigen Einfälle um sich her ausschüttet, daß man sich zunächst nur an der Fülle freut, wie wenn man vor einem übereinander geworfenen Haufen

Blumen steht, ohne die eine um die andre zu betrachten. Seifenblasen scheinen aufzusteigen: während der Blick der einen folgt, die so wonnig schimmernd, leicht und feierlich dahinschwebt, sind schon andre da und locken das Auge zu sich, so daß es kaum gewahr wird, wie schnell die einzelne zerplatzt und sich auflöst. Wie reizend ist es im Zerbino, wenn der Waldbruder dem unglücklich verliebten Helikanus räth, die Einsamkeit zu suchen und sich an der Betrachtung Gottes zu trösten, und Helikanus so ungebärdig seinen Rath verschmäht; und wie, wenn Helikanus, durch alle unendlichen Liebesschmerzen aufgelöst, endlich doch auf den Ausweg geräth, sich dem Einsiedler zu ergeben, dieser unterdessen seiner Beschaulichkeit überdrüssig geworden ist und sich nach thätigen Werken unter den Menschen zurücksehnt. Wie eigen muthet es uns an, wenn der kindische alte König mit Bleisoldaten spielt und immer den fünfzehnten Mann erschießen läßt: er nennt es Schicksal spielen.

„O weh, der schönste Mann geht zur Vernichtung
Ach ja, das Schicksal kehrt sich nicht an Kronen,
An Schönheit, Reichthum und Talente nicht!
Die unerbittlich blinde Hand, gelenkt
Von einem dunkeln, räthselhaften Willen,
Greift unversehns hinein und führt die Leute
Zum Orkus, ohne sie nur zu betrachten.
Wenn wir die Fünfzehn, die geheime Regel
Der Mächte doch erforschen könnten, die
Wir nur die himmlischen zu nennen pflegen,
Weil himmlisch uns das Unbekannte ausgedrückt.“

Und wieviel dreister, entzückender Muthwillen, wenn Zerbino, der Rolle, die der Dichter ihn spielen läßt, überdrüssig, seiner Existenz ein Ende machen will, indem er die Maschine des Stückes zurückdreht bis hinter die Scene, wo er zum ersten Mal aufgetreten ist, und nur die vorletzte

Scene wiederkommt mit ihren Personen, die sehr unwillig sind, daß sie ihre vorigen Reden nun rückwärts sprechen sollen und noch dazu mit ihren damaligen Wünschen und Meinungen in Conflikt kommen; wodurch sich aber Zerbino nicht storen läßt, der vielmehr unermüdlich dreht und schraubt, daß ihm der Schweiß von der Stirne läuft, bis Verfasser, Kritiker und Setzer herzulaufen, ihn überwältigen und binden und dann das Stück schleunig zu Ende bringen, ehe sich dergleichen wiederholen kann. Neben dem Scherz und der Tollheit geht aber beständig leise, süßklingende Wehmuth, halb verborgener Tiefsinn und unerschöpfliche Liebeswonne her.

Einem schönen Feuerwerk, das bald mit Knistern und Prasseln, bald sanft und gemach, sprühend und in den buntesten Farbentönen leuchtend in die Tiefe des dunkelblauen Nachthimmels versinkt, gleicht das Musikmärchen vom Ungeheuer und dem bezauberten Walde. Es möchte dem Gestiefelten Kater an Rundung und glänzender Laune vorzuziehen sein; aber im Kater herrscht die Ironie vor, hier das Märchenhafte. Ueber ein bilderreiches, groteskes, mehr romanisches als germanisches Märchen ist das Ganze hingesponnen: eine böse königliche Stiefmutter, die mit Hülfe von bösen Feeen den edeln Königssohn in ein Ungeheuer verzaubert hat und dem zweiten Prinzen nach dem Leben stellt, und wie nun die Guten den Schlimmen entgegenwirken und der junge Prinz, ohne es zu ahnen, den Bruder erlöst, indem er ihn bekämpft.

„Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Keiner wird ihn je beneiden
Bei dem süßen Becherklang!“

So versetzt uns ein schäumendes Lied, im Garten zwischen Springbrunnen und Statuen von jungen Männern und Frauen gesungen, gleich in die volle Freudenmitte hinein. Unter diese tritt der bedenkliche Minister Sebastiano, der in einer prächtigen Arie das Singen als eine unerlaubte Schwelgerei mit Zunge und Sprache verbietet:

„Bei hoher Strafe wird geboten
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man ertappet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt:
So hat das Reich durch mich erkannt.
Was sollen diese Trillerkünste,
Durch die man sonst den Mond beschwur?
Sie sind ein Nichts und leere Dünste
Und immer gegen die Natur.
Spricht Leidenschaft in Paukenschlägen?
Der Schmerz in Flötenmelodie?
Empfindung geht auf andern Wegen;
Was sagt dazu Philosophie?

Unnachahmlich ist die komische Würde und majestätische Einfalt, womit er von den Heimsuchungen des Landes erzählt und seine Besorgniß, man möchte ihrer nie ledig werden, da seine Gesundheit ihm nicht erlaubt, nach dem Rechten zu sehen; und daneben die Unverblüfftheit des aufgeklärten Minister Lomelli, der dem Könige die Sorge über das Ungeheuer und den verzauberten Wald damit ausredet, daß diese Phantome einer kindischen Imagination ja garnicht existiren, und daß ein blühendes, mit geistreichen Köpfen und einsichtsvollen Leuten angefülltes Land nicht ein Ball in den Händen der Dummheit bleiben darf. Und dazwischen der gänzlich rathlose alte König, der bald diesem glaubt, bald dem Jammer des Volkes und feurig beschließt, daß binnen Kurzem alle diese Ungeheuer, verzauberten Haine,

Propheten und Weissagungsfelsen ihm über die Grenze tanzen sollen; ohne daß sich jemals Mensch oder Geist um seine Befehle kümmerte. Zuletzt der Zweikampf im Gebirge: der Prinz ringt mit dem Ungeheuer, zwei Nebenbuhler schlagen sich um ein Liebchen, die beiden Minister, weil Lomelli dem Sebastiano vorwirft, er habe den König im Aberglauben an das Ungeheuer bestärkt, das garnicht existire. Sebastiano wird besiegt:

Willst du dich ergeben?
Ich will mich gern ergeben,
Nur schonen Sie mein Leben —

im Augenblick aber, wo Sebastiano, um sein Leben zu retten, einen Schwur thut, daß es kein Ungeheuer gibt, weil diese Zeit vorüber sei, da erscheint es, und beide Minister entfliehen unter entsetzlichem Wehgeschrei Hals über Kopf nach verschiedenen Seiten. Zwischen dieser tollen Komik das leise Liebesgeflüster des Prinzen und Angelika's, das Schwirren der guten und bösen Geister, das holde Lied der dienenden Mädchen, die der Königin folgen:

Zieht, ihr warmen Lüfte,
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt, spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang —

stolze, schmetternde Jagdfanfaren und der reizende Wahnsinn des verzauberten Waldes, in welchem Trappola allein seinen Verstand behält; denn der alte Satz bestätigt sich an ihm, „daß gewisse Leute nicht unsinnig werden können, wenn man auch alle Anstalten dazu trifft.“

Daß Tieck diese Art von ironischer Komödie, die sich selbst aufhebt und mit sich selbst Theater spielt, nicht erfunden hat — denn Aristophanes, Shakespaere, Gozzi, Holberg waren seine Vorbilder — ist bekannt; übrigens gleichgültig, denn es thut ihrem Werthe keinen Eintrag. Ebenso wenig, wie ich beiläufig noch einmal erwähnen will, darf man das gegen sie anführen, daß alle die literarischen Beziehungen uns ohne Commentar nicht mehr verständlich sind; denn sie machen den Kern der Dichtung nicht aus. Und trotzdem ist es gerechtfertigt, daß diese realistischen Märchenspiele auch von ästhetischen Feinschmeckern nicht zur höchsten Kunst gerechnet werden, daß ihnen etwas zu wünschen übrig bleibt; ja selbst Schiller's Urtheil, der sie nichts als leer und geschwätzig fand, so beschränkt es auch ist, läßt sich doch bis zu einem gewissen Grade wenigstens verstehen. Im Prolog zum Zerbino sagt Tieck:

„So haltet unser Spiel für nichts als Spielwerk.
Kein Vogel darf mit schwerer Ladung fliegen,
Ein Liebesbriefchen tragen wohl die Tauben,
Die Schwalbe Wolle nach dem warmen Nest,
Nur jenem großen Vogel Rock ist es
Vergönnt, die Luft mit kühnem Flug zu theilen,
Den Elephanten in den Klauen haltend.“

Da haben wir das Problem ausgesprochen: der Uebermensch, der Zukunftsmensch oder wie man das Ideal nennen will, dem wir entgegenwachsen, ist von dem Geschlechte jenes fabelhaften paradoxen Vogels. Tieck wußte, daß er selbst nicht das wundervolle Geschöpf war, das schwer belastet in die Wolken steigen kann; man muß die Freiheit seines Intellektes bewundern, die ihm ermöglichte, sich über das so klar zu sein, was seine Größe und was seine Schwäche war. Auch über die Geschwätzigkeit, die Schiller ihm vor-

warf, wußte er Bescheid: auf ihn selber paßt, was der Narr in der Verkehrten Welt sagt, als ihm Lisette schmeichelt: Sie drücken sich sehr angenehm aus! „Ich schüttele die Worte zwischen den Zähnen herum und werfe sie dann dreist und gleichgültig wie Würfel heraus. Glauben Sie mir, es geräth dem Menschen selten, alle Sechse zu werfen, er mag nun besonnen oder unbesonnen spielen.“ Diesen Eindruck hat man wirklich, als wenn ein übermüthiger Verschwender, beim Spiele sitzend, in seinen glitzernden Haufen hineingreift und austheilt, Zahlpfennige und Goldstücke durcheinander, wie es gerade kommt. Es ist selten, daß Einer so verschwenderisch ist, wenn er zugleich bedächtig genug ist, um auszulesen. Wenn man an Tieck die Gediegenheit, Schwere und Kraft vermißt, die im Charakter liegt, muß man daran denken, daß er eben diesem Mangel an Gewicht die entzückende Leichtigkeit verdankt, mit der er schweben konnte. Es läuft immer wieder auf den Vogel Rock heraus; nur das kann man Tieck vorwerfen, daß er der geflügelte Löwe nicht war, der doch der Sage nach nur alle hundert oder tausend Jahre erscheint. Er hat selbst unter dem Gefühl des frevelhaften Leichtsinns gelitten, der ihm eigen sei, und der ist ohne Zweifel die Ursache, daß seine Werke zu dem neigen, was man spielerisch, leichte Waare, unecht nennen kann. Man kann sich einen Dichter denken, der sich von seinem Gegenstande, den er leidenschaftlich an's Herz gedrückt hat, kraftvoll losreißt und mit dem Schwunge der Anstrengung siegreich lächelnd über ihn erhebt, während Tieck ihn von vornherein nicht als etwas Gleichgültiges, aber doch als etwas Entbehrliches scherzend umflattert. Wenn man den Liebreiz und die vielen höchst dichterischen Einfälle in seinen Märchendramen genießt und bewundert, fragt man sich oft, warum trotzdem das Ganze nur mit einem Flügelschlage an

unserm Herzen vorüberfliegt, während jede Komödie von Shakespeare sich sofort darin festhakt und es innig mitzittern macht. Jene sind eben nur vom Geiste erzeugt und darum ergreifen sie auch einseitig nur unsern Geist, nicht unsre Natur mit.

Aber schwelgt auch das Gefühl nicht mit an diesen Symposien, die Tieck's dramatische Muse veranstaltet, so ist doch auch der zarte Rausch des Geistes, den sie einflößt, reizend und angenehm.

„In welcher Trunkenheit jauchzt unser Geist, wenn es ihm vergönnt ist, tausend wechselnde, bunte, schwebende, tanzende Gestalten zu erblicken, die stets erneut und vergnügt in ihm aufsteigen. Angerührt, angelacht von tausendfältiger Liebe wickelt die Seele sich in Lieder von aller Farbe und jubelt himmelan, daß dies träge, alltägliche Leben ihn lange nicht wiederfindet." So spricht das Allegro in einer von Tieck's Wort-Symphonien; und das war gewiß sein Idealbild der Komödie.

Romantische Bücher.

Alle heutige Kunst beruht auf dem Roman, selbst das Drama.
Solger.

Der Roman ist ein romantisches Buch, sagte Friedrich Schlegel; das heißt, es ist bestimmt, gelesen, nicht dargestellt zu werden wie das Drama und es soll einen sentimentalen Inhalt in phantastische Form fassen, nämlich gemischt aus Erzählung, Gesang und Wechselrede. Keineswegs sei der Roman mit dem Epos verwandt, was man daraus sehe, daß im epischen Styl die subjektive Stimmung nicht sichtbar werden dürfe.

So ist mit der allmäligen Entwickelung des Menschen aus dem objektiven Epos der subjektive Roman geworden: der alte epische Dichter, der vorzüglich äußeren Sinn und Weltbewußtsein hat, schildert den Menschen nur, insofern er die Welt schildert, der moderne Romandichter mit seinem erweiterten Ich-Bewußtsein giebt den Menschen und in ihm die Welt — das All wird Person. Nicht auf das, was der Dichter darstellt, kommt es also an, sondern ihn selbst suchen wir in seinen Büchern, und was für eine Welt seine Organe ihm schaffen. Darum verlangten die Romantiker nach Selbstschilderungen und Bekenntnissen und erklärten Rousseau's Confessionen für einen weit vorzüglicheren Roman als seine Heloïse. „Mancher der vortrefflichsten Romane", sagt Friedrich Schlegel, „ist ein Compendium, eine Ency-

klopädie des ganzen geistigen Lebens eines genialischen Individuums; Werke, die das sind, selbst in ganz andrer Form, wie Nathan, bekommen dadurch einen Anstrich von Roman. Auch enthält jeder Mensch, der gebildet ist und sich bildet, in seinem Innern einen Roman. Daß er ihn aber äußre und schreibe, ist nicht nöthig." Und es folgt daraus, was er weiter sagt, daß es überflüssig zu sein scheine, mehr als einen Roman zu schreiben, außer wenn etwa der Künstler ein neuer Mensch geworden sei. Als den Hauptunterschied zwischen antiker und moderner Poesie bezeichnet er, daß die moderne auf historischem Grunde ruhe, nämlich Selbsterlebtes schildere: „was gut ist, da liegt immer wahre Geschichte zu Grunde." Und sind unsre modernen großen Romane etwas andres als Bekenntnisse? Nur Erlebtes ist uns schön und lieb: der Mensch mit unkundigen, ungeübten oder schwachen Augen will durch ein fremdes Ich wie durch ein geschliffenes Glas die Welt schöner und klarer erkennen.

Nicht das ist die Meinung, es könnten etwa gut gezeichnete, interessante Charaktere ein Buch werthvoll machen: „Das bloße Darstellen von Menschen, von Leidenschaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, so wenig wie die künstlichen Formen, und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt." Sondern der Duft, der unsichtbar darüber schwebe, der milde Widerschein der Gottheit im Menschen, das, sagt Friedrich Schlegel, mache das Buch romantisch und macht es überhaupt erst zur Dichtung. Die unermeßliche, unerforschte Innenwelt des Menschen, die also soll der tiefste Grund sein, den die bewegliche Meeresoberfläche des Romanes widerspiegelt „oder, was dasselbe ist, die Gottheit des Dichters, seine Religion." Wiederum führt die romantische Poesie durch die Person hindurch zum All. Ein

durchsichtiges, bewegliches Element ist das romantische Buch, das in allen seinen Theilen durchleuchtet und durchseelt werden kann, „ein Meer, dem der Widerschein der Tiefe oder des Himmels die Farbe, den Charakter, den Ton giebt.“ Die innerliche Welt des Dichters ist die versunkene Stadt, die der träumende Schiffer wahrnimmt, der sich Nachts über den Rand des Schiffes beugt, das schwimmende Geläut, das er sehnsüchtig vernimmt, ohne zu wissen, von wo es ausgeht, die farbige Wunderwelt, die in der Finsterniß des unbesonnten Grundes ihr heimliches Leben spielt. Das Symbol eines Ich kann man kurz das romantische Buch oder den modernen Roman nennen.

Als das große Muster des Romanes betrachten die Romantiker den Don Quixote. Hier fanden sie die Mischung aller Formen, in den Gang des Ganzen eingestreute Novellen und Lieder, sie fanden jeden Ton des Ernstes und Scherzes angeschlagen und alle die Theile des mannigfaltigen Chaos verbunden durch den Geist des Dichters, der darüber schwebt, leicht und mächtig, frei, herrschend, ein Lichtäther, der Alles durchdringt und es hell und kenntlich macht: die romantische Ironie. Hier kommt es eigentlich nicht auf die Handlung an — so reizend auch die bunte Menge der Abenteuer ist — sondern auf das, was nirgends mit Worten gesagt ist und was man doch überall in der Seele fühlt: ein lebendiges, unsterbliches Ich, Spiegel einer Welt und Keim einer Gottheit.

Und nun erschien mitten aus der Gegenwart heraus, von einem bekannten und verehrten Meister geschaffen, ein Buch, das wie zum Beispiel für die Theorieen der Romantiker gemacht schien. „Wer Goethe's Meister gehörig charakterisirte“, schrieb Friedrich Schlegel, „der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer

zur Ruhe setzen." Es ist eins seiner bekanntesten Paradoxen, daß er den Meister neben der französischen Revolution und Fichte's Wissenschaftslehre für die größte Tendenz des Jahrhunderts erklärte. So fängt seine Abhandlung über Wilhelm Meister an: „Ohne Anmaßung und ohne Geräusch, wie die Bildung eines strebenden Geistes sich still entfaltet, und wie die werdende Welt aus seinem Innern leise emporsteigt, beginnt die klare Geschichte;" und in diesen Worten liegt schon Alles angedeutet, was die Romantiker an dieses Buch fesselte, nämlich, daß es in fertiger vollendeter Form etwas Werdendes darstellte. Wie kommt im Grunde Wilhelm Meister dazu, daß eine ganze Welt sich um ihn dreht, der der Held eines Buches heißt und doch von den meisten Nebenpersonen der Handlung an Charakter und Tüchtigkeit überragt wird? „Sein ganzes Thun und Wesen", sagt Schlegel, „besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden." Gerade diese „grenzenlose Bildsamkeit" aber und „vielseitige Empfänglichkeit" macht ihn geeignet, Held einer Entwickelungsgeschichte zu sein. Er ist, was ich einen romantischen Charakter genannt habe; seine Vorsätze und Handlungen laufen — das ist wieder ein Ausspruch Schlegel's — in parallelen Linien neben einander her, ohne sich je zu stören oder zu berühren. Wenn er nicht handeln kann, so hat er dafür die „Vorempfindung der ganzen Welt" und durch ihn hat sie das ganze Buch. Man darf es nicht nehmen „als einen Roman, wo Personen und Begebenheiten der letzte Endzweck sind. Denn dieses schlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem Gattungsbegriff beurtheilen, das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in ein Schächtelchen packen will." Es ist eben der moderne Roman, das romantische Buch, das, soviel auch von Theater und

Kunst darin die Rede ist, doch immer das große Schauspiel der Menschheit und die Kunst des Lebens im Auge hat.

Aelter als Wilhelm Meister ist William Lovell. Die Sonne Goethe'scher Gesundheit hat auf den unheilbar wunden Jüngling nicht geschienen: blaß, mit wehvollem Blick aus tiefen, flackernden Augen, schwanken Schrittes tritt er uns entgegen. Viel schärfer und einseitiger als bei Goethe treten hier die neuen Tendenzen in's Leben: die Fabel und ihr Zusammenhang ist dem Dichter so gleichgültig, wie es dem Helden ist, ob er einen zerfetzten Mantel und einen abgegriffenen Hut trägt. Nichts als ein Mensch ist das ganze Buch oder besser gesagt: als eine Seele, die rastlos, krampfhaft, immer und immer wieder versucht sich darzustellen, um sich selbst zu erkennen und erkannt zu werden. Es ist eine Scene in dem Buche, so innig und erschütternd, daß sie sich aus der verschwommenen Masse des Ganzen klar heraushebt und dem Gedächtniß einprägt, nämlich wo Eduard seinem einst und noch immer geliebten Freund William, der inzwischen zum Verbrecher geworden ist und ihn selbst in der Wildheit seines kranken Gemüthes von sich gestoßen hat, der ihm die Schwester, ohne sie zu lieben, nur aus seiner zerstörungssüchtigen Verzweiflung heraus, verführt hat und im Begriff ist, sie zu entführen, vorsichtig und treu, der Getäuschte, das Geleit giebt, um ihm zur sicheren Flucht behülflich zu sein.

„Wie im Traume ging ich mit ihm fort, keiner von uns ließ einen Laut vernehmen, wie zwei Gespenster schlichen wir durch den Garten. Es war mir wunderbar, als wir den Lauben und den Bänken vorübergingen, wo ich so oft mit ihm gesessen hatte; die Bäume neigten sich wehmüthig, als wir unter ihren Wipfeln hinweg gingen. — Arm in Arm war ich sonst hier mit Lovell auf- und abgegangen,

hier hatte sich uns mit Entzücken die Welt Shakespeare's aufgeschlossen, hier hatte ich ihn am Morgen zuerst gesucht, und noch der Abend traf uns in diesen Gebüschen, wenn die Uebrigen schon längst zu den Zimmern zurückgekehrt waren, — hier hatte er mir sein ganzes Herz enthüllt, und ich ihm das meinige; — o! und nun gingen wir mit dicht verschleierten Seelen neben einander, kein Mund öffnete sich, keine Hand streckte sich nach einem Drucke aus."

Da spürt man deutlich, nicht um Eduard und William handelt es sich hier, sondern Tieck selbst ist es, der mit bohrenden, entsetzten Augen seinen eigenen Dämon anstarrt, der halb verhüllt neben ihm wandelt, dessen Hauch und Einfluß er fühlt, den er einmal deutlich sehen möchte, wenn ihm auch graut vor dem Augenblick, wo ihm vielleicht ein verzerrtes, hassenswürdiges Antlitz aufginge. Kaum glaublich ist, wie der Dichter uns dadurch glaubte täuschen zu können, ja sich selbst dadurch täuschte, daß er den vielen auftretenden Figuren verschiedene Namen anheftete; denn aus jeder der stereotypen Masken glühen uns dieselben Augen, spricht uns dieselbe zerrissene Seele an. Der Blick in die wirre Ueberfülle dieser Brust macht es uns begreiflich, daß da kein Raum für die Außenwelt ist, und nur ein solches Ich kann uns auch dafür entschädigen. Es ist unzweifelhaft, daß ein vollendeter Charakter schöner wäre; aber was für ein reizendes und bezauberndes Schauspiel ist es auch, in das gährende Chaos eines Werdenden hineinzusehen. Man ahnt da die Möglichkeit eines Genusses, der ebensosehr wissenschaftlich wie künstlerisch ist; freilich im Lovell ahnt man sie nur. Der Künstler, der dieses zerfließende Werk verwirft, weil es keine organische Gestalt, kein körperliches Leben hat, wird doch, wie hoch er auch immer seine bildende Kraft schätzen mag, mit Bewunderung oder Neid auf die Ver-

schwendung von Seele blicken, die hier wuchert. Es ist einem beim Lesen zu Muthe, als ginge man über einen mit Blumen bestreuten Festweg und müsse auf der Hut sein, die vielen Blüthen und Blätter nicht zu zertreten.

Ironie ist nicht im Lovell; während er seine Qualen schildert, steht der Dichter immer noch am Marterpfahle.

Verwandt und ähnlich, aber doch anders geartet ist Tieck's zweiter Roman, Franz Sternbald, der wandernde Maler, dessen bürgerlicher Name Wackenroder ist. Ein sehnsüchtig brennendes Auge sieht uns an unter einer demüthigen Stirn, aus einem Gesicht von rührender Zartheit, das man sich nur als das eines kindlichen Jünglings denken kann. Man sieht es dem gläubigen Schwärmer an, daß er das Mark und die aufgespeicherte Kraft nicht in sich hat, um auszureifen und ein Mann zu werden, und so wundert man sich nicht, daß der Dichter ihn verläßt und aufgiebt, nachdem er seine Blüthe reichlich besungen hat und man anfängt auf Früchte zu warten. Diese Wanderungen sind Lehrjahre wie Meister's, aber von einem geschrieben, der nicht über seinem Stoffe stand, sondern der selbst ein einseitiger Romantiker war, und das war die Ursache, warum das junge Geschlecht von dem grünen, unvollendeten, unkünstlerischen Sternbald noch innerlicher ergriffen wurde als von dem Goethe'schen Meister- und Musterwerke. Sternbald half ihnen mehr sich selbst zu suchen und zu finden; denn er hat nichts marmornes, stylisirtes oder idealisirtes, durch seine kränklich durchsichtige Haut sieht man das jagende, sickernde, ewig zwischen brausender Hitze und sterbender Ermattung wechselnde Blut.

Als Tieck und Wackenroder, zwei junge, einander liebende, überschwänglich strebende und hoffende Menschen über die waldigen Hügel Mitteldeutschlands und durch die alterthümliche Pracht Nürnbergs streiften, träumte Tieck davon, der

Entdecker des vergangenen, vergessenen Deutschlands zu werden, wie es sich seinem schwelgenden Herzen darstellte, und es in einem Buche zu schildern, das wie eine hinreißende Dichtung wirken sollte. Anstatt dieses Buches, das nicht geschrieben wurde, kann man Sternbald's Wanderungen nehmen. Es ist ein Echo jener seligen Frühlingstage, ein klagendes, weil inzwischen der eine der wandernden Genossen seinen Freund verlassen hatte. Zum ersten Male thut sich hier in engem Zusammenhange jene mittelalterliche Welt auf, die das Eldorado der Romantiker werden sollte: die ernsthaften frommen Malerkünstler, die reuigen Pilger und stillseligen Eremiten, die reisenden Kaufleute und Kunstjünger, die über die Alpen herüber und hinüber wandern, die ragenden gothischen Thürme, die Städte voll Gewerbfleiß und Handelsmacht, die unergründlichen Wälder voller Hirsche und Rehe. Die ersten zarten Skizzen zu einem solchen Bilde hatte Wackenroder in seinen Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders entworfen und hatte die goldige mystische Farbenstimmung, in der die Traumfiguren wie in einem fernen Abendrothe wandern, darüber gehaucht.

Man weiß längst, daß das wirkliche Mittelalter ganz anders aussah, als die ersten Romantiker es sich reconstruirten. Es kam ihnen ja auch nicht darauf an, zu ergründen, wie es wirklich gewesen war: sie knüpften nur ihre Luftschlösser an den Ruinen der alten Zeit fest, banden ihren Ballon an eine gothische Thurmspitze und überließen sich den Winden und Wolken. Die ganze mittelalterliche Dekoration ist überhaupt nur etwas Negatives, nämlich die Sehnsucht des Dichters, sich von jeder Schranke, die ihn festhält innerhalb des Wirklichen, Thatsächlichen, zu befreien. Damit dies Ich nirgends anstößt, wird die allzugreifbare Gegenwart hinweggeräumt, die es einengen möchte, aber die Folge ist, daß es

aus Mangel an Gegendruck in die unermeßliche Phantasienwelt zerfließt. Goethe hatte sich's zugetraut, seine Menschen inmitten der bekannten Alltagswelt groß und poetisch erscheinen zu lassen, allerdings nicht ohne zu allerhand Wunderlichkeiten die Zuflucht zu nehmen, die statt des Wunderbaren dienen sollten. Tieck flüchtete sich aus seiner Zeit in eine Nicht-Zeit; denn das ist eigentlich sein vorgebliches Mittelalter. Daß er es sich zu leicht gemacht hat, rächt sich an seinem Werke, dem es an aller Wahrhaftigkeit und Eindrucksfähigkeit fehlt, wenn es auch phantastisch genug sein möchte; es ist wie eine süße Speise, von der man nicht zu viel vertragen kann und die zwar schnell übersättigt, aber nicht nährt. Keinesfalls aber darf man sich durch die fremdartige Einkleidung täuschen lassen, als sei der Sternbald etwas Andres als Selbstbekenntniß so gut wie Meister oder Lovell. Die ganze Außenwelt ist ja nur für das Innere da; was außer dem Gemüthe da ist, hat keinen andern Werth, als etwa den eines Gürtels, an dem man das Schwimmen lernt. Was sollen im Grunde die zahllosen Schatten, die an uns vorüberstreifen, die Handwerker, Bauern, Nonnen, Bildhauer und Eremiten; was sind sie anders als Seelenspeise für Franz? Sie haben kein eigenes Leben, sie sind Automaten, Phantome, an denen er leben lernt. Man würde ihrer mechanischen Gestikulationen bald müde, wenn nicht die wohlbekannte Stimme des Dichters beständig den Sinn dieses Puppentheaters so ernst und rührend erläuterte.

Wer nicht die Ansicht der Romantiker theilt, daß Bildung, also Entwickelung des Ich, das höchste Gut und das allein Nützliche ist, sollte allerdings ein solches Buch nicht in die Hand nehmen.

Als eine ärgerliche Mißgestalt mischt sich die sonderbare Lucinde in den Reigen dieser phantastischen Gebilde. Niemand

mag ihr die Hand reichen, vereinsamt und grämlich steht sie zur Seite. Nicht schön ist sie, noch reizvoll, noch interessant, noch liebenswürdig, obwohl sie Alles das zu sein behauptet; verwachsen, langweilig und anspruchsvoll, hat sie niemals vermocht, Herzen zu gewinnen. Von Anfang an schreckte die sehnsüchtig erwartete und breitspurig verkündete Lucinde sogar die nächste Verwandtschaft und Freundschaft ab. Friedrich in seiner naiven Autorfreude hatte Herolde mit Trompeten vor ihr hergeschickt, die es ausblasen sollten, was für eine epochemachende, nochniedagewesene, echt romantische Erschei-scheinung ihnen folgte. Man hatte sich, nicht ohne ängstliche Spannung, auf etwas vielleicht Groteskes oder sehr Gewagtes oder schwer Verständliches gefaßt gemacht: nnd es kam eine Mißgeburt, keine laideur intéressante, nichts als ein unansehnlicher, etwas widerlicher Krüppel. Wilhelm erklärte die Lucinde für einen Unroman, in welcher bündigen Kritik allerdings Alles enthalten ist, was sich darüber sagen ließe.

„Was werden Sie zu dieser Lucinde sagen“, schrieb Karoline an Novalis. „Uns ist das Fragment im Lyceum eingefallen, das anfängt: Sapphische Gedichte müssen wachsen oder gefunden werden. Ich halte noch zu dieser Zeit diesen Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Paul's Sachen, mit denen ich es übrigens nicht vergleiche —.“ Und Novalis antwortete: „Friedrich lebt und webt darin. Vielleicht giebt es nur wenig individuellere Bücher. Man sieht das Treiben seines Innern, wie das Spiel der chymischen Kraft in einer Auflösung im Zuckerglase, deutlich und wunderbar vor sich. Tausend mannigfache, helldunkle Vorstellungen strömen herzu, und man verliert sich in einen Schwindel, der aus dem denkenden Menschen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüstige Existenz des Instinkts verwickelt. An romantischen Anklängen fehlt's nicht, indes ist das Ganze

und das Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein von Schulstaub genug. — An den Ideen ist übrigens nichts auszusetzen. — Der Roman hat zu früh das Licht der Welt erblickt. — Es müßte den Titel haben: Chymische Phantasien oder Satanisken."

Wenn eine vorsichtige Freundin sich so ausdrückt, Lucinde sei kein Roman, sondern ein Romanextract, daraus nun Jeder selbst welche machen könnte, ist im Grunde dasselbe damit gesagt: die schöpferische Kraft hat gefehlt, die aus dem Embryo etwas Lebendiges hätte machen können. Nur der bewußte Gedanke hat dies künstlichste Kunstwerkchen, wie Friedrich selbst es nannte, hervorgebracht. Wiederum bezeichnete er es als „das wundersame Gewächs von Willkür und Liebe"; womit es vorzüglich charakterisirt wäre, wenn man statt Liebe Lust setzte.

Willkürlich und phantastisch genug ist die Form: Briefe, beschriebene Zettel, Märchen, Betrachtungen, ein Zwiegespräch, ein Stückchen Biographie, Allegorien — das war der Witz der Form, worauf er sich so viel zu Gute that, das Chaos, die romantische Verwirrung, die er so viel im Munde führte; nur freilich nicht das Chaos, aus dem die Welt entspringen kann. Auch ist der Inhalt, nach romantischer Vorschrift, nur Selbsterlebtes; aber es hängt als eine klebrige Masse an ihm, die sich nicht ablösen und formen läßt.

Das Wunderlichste ist, daß die Lucinde gewissermaßen ein Lehrbuch der Liebe sein sollte; denn aus einem verlorenen Vers, den ein Handwerksbursche singt, aus einem alten Reim, einem Gassenhauer, kann man mehr über das Wesen der Liebe erfahren. Und doch ist auch hier an den Ideen, wie Novalis sagt, nichts auszusetzen; woraus allein zu erklären ist, warum in ein Buch, an welchem die oberflächliche oder verderbte Gesellschaft Anstoß nahm, sich ein reines Herz,

Schleiermacher meine ich, mit Entzücken vertiefte. Als ein ganz unkünstlerischer Mensch nahm er nichts auf, als die Absichten des Verfassers. Nur Kopf auf Kopf und Kopf auf Gemüth wirkte hier; kein genialer Instinkt war da, der das Lebensunfähige, das Todte von sich stieß. Den Zweck aber Friedrich's, die Liebe darzustellen als eine Gottheit zwiefacher, nämlich geistiger nnd sinnlicher Natur, die Sinnlichkeit in der Liebe nicht heuchlerisch oder beschämt zu verhüllen, sondern sich ihrer zu freuen, ja stolz auf sie zu sein, den durchschaute und billigte er, um dessentwillen hauptsächlich war ihm das ganze Buch theuer. Die bisherigen Schriftsteller, schrieb er in einem seiner vertrauten Briefe, hätten aus der Sinnlichkeit nichts Andres zu machen gewußt, als ein nothwendiges Uebel. „Denke recht lebhaft daran, welche Sehnsucht uns diese Einseitigkeiten erregten, die göttliche Pflanze der Liebe einmal ganz in ihrer vollständigen Gestalt abgebildet zu sehen und nicht in abgerissenen Blüthen und Blättern, an denen nichts von der Wurzel zu sehen ist, welche das Leben sichert, noch von dem Herzen, woraus sich neue Blüthen und Zweige entwickeln können. — Hier hast Du die Liebe ganz und aus einem Stück, das geistigste und das sinnlichste . . . auf's Innigste verbunden.“ Die Aufgabe des modernen Menschen sei, die aus der neuen Entwickelung hervorgegangenen Ideen mit den alten zu verbinden, nicht die neuen den alten entgegenzusetzen; so müssen wir suchen, die antike, sinnliche Liebe mit unsrer intellektuellen zu einem vollkommenen Ganzen zu verschmelzen.

Auch Schleiermacher's vertraute Briefe über die Lucinde sind der Ansatz zu einem Roman. Er und Eleonore, die von ihm geliebte Frau eines Andern, wären die Hauptpersonen gewesen. Friedrich's Idee, daß jeder Mensch, der sich bildete, einen Roman in sich hätte, lockte alle Freunde, in die Marmor=

brüche oder Thongruben des Innern einzufahren und ein Bild ihres Ich zu entwerfen. Aber Schleiermacher war zu klug. Auf Eleonore's Bitte, er möge aus ihrer Liebe ein Gegenstück zur Lucinde machen, antwortete er ablehnend: „Nicht jeder Liebe folgt auch die Kunst, nicht jeder Pfeil, den der Sohn der Venus Urania abschießt, verwandelt sich in einen Griffel. Einen großen freien Stil des Denkens und Lebens haben wir uns selbst gebildet, und ein zartes, bewegliches Herz haben uns die Götter gegeben. So lasse uns handelnd, wie wir bisher thaten, die schöne Vereinigung der Selbständigkeit und der Liebe darstellen."

Ebensoviel Einsicht und Geschmack hatte Karoline, die es bei einem Plane zur Geschichte ihres Werdens bewenden ließ; wozu ihr freilich auch eine gewisse Bequemlichkeit geholfen haben mag. Der geschlossenste und lebendigste unter den romantischen Romanen wäre er wahrscheinlich geworden.

Noch eine Erscheinung, die vornehmste von allen, sei beschworen! Wie anders tritt er neben die plumpe, breithüftige Lucinde, Heinrich von Ofterdingen. Sein Schritt scheint über schwellende Wolken zu streifen, sein Auge strahlt einen Himmel voll unendlicher Liebe über die Erde aus, sein Haupt scheint einem sanften Zuge nach oben nachzugeben, als sauge er die lichte Aetherluft, die von den Höhen sich ergießt. Für liebliche Rede und inbrünstige Küsse scheinen seine Lippen geschaffen; sie sind geschlossen, als bewahrten sie ein großes Geheimniß, aber nur leicht, als wollten sie es gerne keuschen Seelen anvertrauen. Wer könnte diese schwebende Gestalt ohne Rührung und Bewunderung betrachten, eben weil man ihr ansieht, daß sie vergehen wird, ehe sie ihr Schönstes und Tiefstes offenbart hat! Allwissend sind die großen Augen, aber der zarte Mund wird das Wort nicht finden, um das Ungeheure auszusprechen, die allzu-

schlanken Hände werden das Gebilde nicht formen können, das dem prophetischen Blicke vorschwebt.

Nicht nur die ganze irdische Welt sollte der enge Rahmen des einen Buches umfassen, die Geschichte aller Völker, die harmonische Schönheit der Griechen, die brennenden Gedankenphantasien der Araber, die Märchenzeit der Kreuzzüge, Norden und Süden — für alle Räthsel des Daseins sollte sich hier die Lösung finden. Was uns Wunder scheint, das sollte in selbstverständlichen Symbolen, für Kinder faßlich, daraus hervorgehen; was wir für wirklich und alltäglich halten, davon sollten die äußersten Wurzelfasern bloßgelegt werden, die im Lande des Wunders haften. Das Diesseits und Jenseits sollte der Leser dieses Buches überblicken so mühelos, wie unser Auge von der Terrasse herab einen Garten und das Stück Himmel darüber umspannt.

Es war nicht jugendliche Unreife, die Novalis einen mehr als zu großen, einen unendlichen Stoff wählen ließ; er hatte die Ueberzeugung, daß die Goethe'sche Weisheit von der Selbstbeschränkung zu Gunsten der Vollendung engherzig sei und ein feiges Verzichten. Keiner hatte Wilhelm Meister, als er erschien, so bewundert wie er; auswendig gewußt hatte er ihn beinahe. Aber wie er allmälig zu seiner eigenen Individualität vordrang, änderte sich seine Ansicht, und das einst geliebte Vorbild haßte und bekämpfte er zuletzt. So lautete sein Urtheil darüber:

„Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt.

Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effekt erreicht. Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet."

So schrieb er seinen Ofterdingen im bewußten Gegensatz zum Meister. Er hat alle Vorzüge, die man an diesem vermissen kann. Die Unendlichkeit der Persönlichkeit, ihre seelenwanderische Wandelbarkeit, die Versöhnung aller Gegensätze, der Tod im Leben und das Leben im Tode, das Verborgenste und Heiligste, Alles strömt duftend aus dem tiefen Kelche dieser wunderbaren Geschichte. Könnte man sie mit Meister in Eins schmelzen, es gäbe keinen schöneren Roman. Nun ist in Ofterdingen wohl das Wirkliche in Wunder aufgelöst, nicht aber umgekehrt das Wunder in Wirklichkeit verdichtet.

Für die Form hatte Novalis das bekannte romantische Ideal. „Aeußerst simpler Styl, aber höchst kühne, romanzenähnliche, dramatische Anfänge, Uebergänge, Folgen — bald Gespräch, dann Rede, dann Erzählung, dann Reflexion, dann Bild und so fort. Ganz Abdruck des Gemüths, wo Empfindung, Gedanke, Anschauung, Bild, Gespräch, Musik u. s. w. unaufhörlich schnell wechselt und sich in hellen klaren Massen neben einander stellt." So sollte sein Ofterdingen werden. Aber daneben hatte er auch ein deutliches Gefühl für das Ganze. Die Bibel, sagte er, sei das Ideal eines Buches, und diese Form nachzubilden hat er angestrebt; nämlich daß die zweite Hälfte die Erfüllung der ersten sei, wie das Neue Testament die des Alten. Diese Zweitheilung sollte wohl der entsprechen, die die ganze Welt trennt, bindet und erhält, eben weil ja jedes Kunstwerk Abdruck des Gemüthes, also der Welt, sein sollte.

Mit einem Traume beginnt die Geschichte und endet mit

einem Traume; unaufhörlich geht sie in's Märchen über, gemäß den Uebergängen aus dem Endlichen in's Unendliche, die der Dichter darstellen wollte. Man fühlt beständig, daß nicht das, was geschieht, das Wichtige ist, sondern das, was es bedeutet. Man könnte sagen, es sei die Geschichte von dem, der die blaue Blume suchte, und wie er sie fand; die blaue Blume ist aber das, was Jeder sucht, ohne es selbst zu wissen, nenne man es nun Gott, Ewigkeit, Liebe, Ich oder Du. Wenn Novalis selbst sagt, der Roman handele von der Poesie, so ist das nur insofern richtig, als Poesie eben das Unendliche, das Ewige, die blaue Blume ist; nicht etwa als solle die Poesie als Kunst unter andern Künsten charakterisirt werden. Man könnte auch sagen, Ofterdingen sei die poetisch gefaßte Biographie Hardenberg's. Nur dadurch ist er so verschieden von den übrigen romantischen Ich=Romanen, daß Novalis nicht sich suchte — seiner war er sicher — sondern die Welt, das Nicht-Ich.

Novalis hatte mehr als die übrigen Romantiker die Idee des Ganzen gehabt, als sein Ofterdingen in ihm aufging, und man könnte mit einem Schein von Berechtigung sagen, nur sein früher Tod habe ihn verhindert es auszuführen. Es ist aber doch nicht so. Auch dieser Roman war als Fragment empfangen, es gehört zu seinem Wesen, nicht vollendet werden zu können. Zu Ende bringen hätte der Dichter ihn wohl können, aber ein Ganzes wäre er deswegen doch nicht geworden. Könnte man nicht auch von Wilhelm Meister sagen, daß er nur unter ein Nothdach gebracht sei? Muß nicht vor allen Dingen das Ich eine Stufe der Vollendung erreicht haben, ehe es seine Entwickelungsgeschichte schreiben kann? Es ist schon übergenug davon gesagt worden. Die unbewußte Kraft, die mit instinktiver Sicherheit die Form bildet, fehlte den Romantikern.

Sie waren zu wenig Griechen. Sie preßten das duftendste ätherische Oel aus allen Blumen der Heimath und Fremde, aber geeignete Gefäße sie zu sammeln hatten sie nicht bereit gehalten; nur ihre Finger trieften von Wohlgerüchen, die bald verflogen, in die Erde versickerten, mit der Luft sich mischten.

Wie gut wußten sie selbst darüber Bescheid! Im Phantasus sagt Tieck, da wo von Goethe's Märchen die Rede ist:

„Bei aller dieser scheinbaren Vortrefflichkeit fehlt die beherrschende ordnende Seele, die der flüchtigen Schönheit den ewigen Reiz geben muß. Der Dichter will:

Es soll sich das Gedicht zum Ganzen runden,
Er will nicht Märchen über Märchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen."

Bei Novalis findet sich die Bemerkung:

„Die Idee eines Ganzen muß durchaus ein ästhetisches Werk beherrschen und modificiren. Selbst in den launigsten Büchern. Wieland, Richter und die meisten Komiker fehlen hier sehr oft. Es ist so entsetzlich viel Ueberflüssiges und Langweiliges, recht eigentliches hors d'oeuvre in ihren Werken. Selten ist der Plan und die große Vertheilung ästhetisch."

Und Friedrich:

„Es giebt so viel Poesie und doch ist nichts seltener als ein Poem. Das macht die Menge von poetischen Skizzen, Studien, Fragmenten, Tendenzen, Ruinen und Materialien."

Eine Einheit haben aber die romantischen Bruchstücke doch, welche Novalis die „geistige Einheit" nennt, nämlich die Seele des Dichters, welche in der Sprache uns erscheint. Es wäre eine wundervolle Aufgabe, aus der Sprache, wie sie sich durch die Romantik, Goethe als ihr Ausgangspunkt genommen, entwickelt hat, zu zeigen, welche Erweiterung die

Bewußtseinswelt seitdem erfahren hat. Wie der Roman die moderne Form der Dichtung κατ' ἐξοχήν ist, so die Prosa die Sprache der modernen Dichtung. Sie ist der natürliche Ausdruck des Bewußtseins, die Poesie der des Unbewußten. Wenn nun das Ideal der Zukunft Einswerden von Instinkt und Geist, Trieb und Absicht ist, so muß die Sprache der Zukunft Prosa-Poesie, das heißt eine poetische Prosa oder prosaische Poesie sein. Und wie könnte man sich verhehlen, daß die Poesie mehr und mehr von der Prosa verdrängt, daß aber diese dafür immer poetischer wird! Wie viel Melodie und Rhythmus ist in der Prosa Goethe's, Tieck's, Hardenberg's! Wie unendlich viel poetischer ist sie als zum Beispiel die gebundene Rede Schiller's oder gar Lessing's.

Als das Muster moderner Prosa bezeichneten die Romantiker — das heißt Friedrich Schlegel — die des Cervantes. Sie sei durchaus modern. In keiner andren sei die Stellung der Worte so ganz Symmetrie und Musik, keine andre wirke in ihren Abwechselungen, sowie Massen von Farbe und Licht. „Darum ist auch die Prosa des Cervantes dem Roman, der die Musik des Lebens phantasiren soll . . . so angemessen, wie die Prosa der Alten den Werken der Rhetorik oder der Historie."

Auch die Sprache also soll in das Innere dringen — romantisirt werden; denn nun soll sie nicht mehr, wie die Geschichte thut, Ereignisse schildern, oder wie die Rhetorik durch starke allgemeine Schlagwörter den sinnlich beschränkten Menschen treffen, sondern den langsam aus dem Dunkel des Unbewußten an's Licht schwellenden Gefühlsmassen soll sie zur Geburt helfen. Darum nennen ja die Romantiker die Sprache Poesie, Allegorie, das erste unmittelbare Werkzeug der Magie, weil wir ein Ding gleichsam dadurch schaffen, daß wir es benennen. Es ist in dem Augenblick, wo wir

ihm einen Namen geben. In Zeiten, wo große Massen von Unbewußten sich ablösen und das Bewußtsein zu erfüllen beginnen, muß die Sprache mitwachsen. Unaufhörlich ertönt in den Schriften der Romantiker die Klage über die Unzulänglichkeit der Sprache. „O ihr Liebenden", ruft Tieck aus, „vergeßt doch niemals, wenn ihr ein Gefühl den Worten anvertrauen wollt, was läßt sich denn überhaupt in Worten sagen? Ist doch so Vieles schon dem Blick zu ungeistig und körperlich." Und ein andres Mal sagt er, daß die Menschen sich nicht verstehen können, weil sie etwas Andres aussprechen als sie meinen: „in jedem Körper liegt die Seele wie ein armer Gequälter in dem Stiere des Phalaris, sie will ihren Jammer und ihre Schmerzen ausdrücken und die Töne verwandeln sich und dienen zur Belustigung der umgebenden Menge." Oder an andrer Stelle: „Unsre Sprache besteht darin, daß wir ganze Massen von Gedanken und Bildern als einen Begriff hinstellen, wir nehmen die Phantasie zu Hülfe, um der fremden Seele zu erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist; und auf diese Art entstehen Gemälde, die dem kälteren Geiste, der nicht gespannt ist, Mißgeburten scheinen. Es ist ein Fluch, der auf der Sprache des Menschen liegt, daß keiner den Andern verstehen kann, und dies ist die Quelle alles Haders und aller Verfolgung: die Sprache ist ein tödtliches Werkzeug, das uns wie unvorsichtigen Kindern gegeben ist, um Einer den Andern zu verletzen." So spricht die Bitterkeit einer Seele, die sich wund gerungen hat, um Unsägliches zu sagen.

Am ergreifendsten und am lehrreichsten ist es, den Kampf der Sprachentfaltung mit seinen Schmerzen und Wonnen in Wackenroder's Büchlein zu verfolgen. Zahllose Empfindungen und werdende Begriffe bestürmen ihn und flehen

um Erlösung durch ein Zauberwort: das ist ja die Aufgabe des Dichters, die schwankende Welt des Unbewußten und Halbbewußten zu verewigen, dadurch daß er ihr Ausdruck giebt, sie benennt, sie verdichtet. Und nun sucht er und sucht, immer leidenschaftlicher wird sein Stammeln, immer wunderbarer und feiner werden die Klänge, mit denen er das verzauberte Heer beschwört, aber es weicht nicht von seiner Brust, wo es sich drückend wie ein Alp gelagert hat. Er verzweifelt an seiner Macht — nur die Musik könnte ihn befreien; wollen denn seine Worte nicht Musik werden?

Wie sich Prosa und Poesie gegenüberstehen, so in einem weiteren Kreise Poesie und Musik, wo nunmehr die Poesie das Bewußte, Musik das Unbewußte vertritt. Und auch hier kann man beobachten, daß die Poesie Musik werden will und die Musik Poesie: die Poesie bemächtigt sich der dunklen Stimmungen, die allgemein wie Ton, Farbe und Geruch auf unsern tiefsten Wesengrund einwirken, die Musik dagegen möchte wie das Wort unserm bewußten Geiste bestimmte Vorstellungen erregen.

Es ist schwer, sich ein andres als ein visionäres Traumbild davon zu machen, wie das erscheinen und wirken könnte, was man vielleicht in unendlicher Zukunft Kunst nennt, wenn es nur eine Kunst giebt, so nämlich daß jede Einzelkunst sich willig der allgemeinen hingiebt, ohne daß sie doch die Kraft verlöre, sie selbst zu sein. Schon aber deuten alle Zeichen darauf hin, daß auch hier das bewußte Chaos am Ziele der Entwickelung steht.

Das Märchen.

> Das Märchen ist gleichsam der Canon der Poesie. Alles Poetische muß märchenhaft sein. Der Dichter betet den Zufall an.
> Novalis.

Wenn wir lesen, wie Novalis seinen Ofterdingen zu Ende zu führen gedachte: daß Heinrich in einem tiefen Wasser einen goldenen Schlüssel finden sollte, der ihm das Wunderland aufschließt, wo Pflanzen, Steine und Gestirne sprechen und handeln wie Menschen; daß er sich in einen klingenden Baum und einen goldnen Widder und dann wieder in sich selbst verwandelt, so finden wir uns allerdings, wie es seine Absicht war, völlig im Märchen. Nur die höchste Ueberlegenheit des Geistes, die klügste, besonnenste Schreibart könnte uns dabei noch an den Roman glauben machen.

Novalis' Ansicht, der Roman müsse Märchen werden, ist nicht so überspannt, wie man zunächst denken möchte. Wenn man sich etwa vornimmt, die Lebensläufe verschiedener, beliebiger Menschen nach Märchenart zu erzählen, indem man sie liebevoll genau betrachtet, die kleinen seltsamen Zufälligkeiten und Verknüpfungen sich nicht entgehen läßt und Alles als bedeutend ansieht, so wird man finden, daß jedes, auch das ärmste Leben so wunderbar wie irgend ein Märchen ist. Und will man noch die Personifikationen und wunderbaren Anschauungen der Natur haben, die wir im Märchen gewöhnt sind, so brauchen wir uns als Erzähler

nur ein Kind oder einen mit kindlich frischer Phantasie begabten Menschen vorzustellen. Unter den neueren Romanen kommt Keller's Grüner Heinrich diesem Ideale sehr nahe.

Wie die Romantiker überhaupt darauf ausgingen, die Umrisse der Künste, wie die der Sinne, zu verwischen und in einander überfließen lassen — die romantische Verwirrung — so wurde unter ihren Händen jede Dichtungsart, auch das Drama, zum Märchen. Das ist ja eben Romantik, daß dem Wunderbaren nicht nur mehr ein Winkel im Garten der Poesie gewidmet sein sollte, Sage, Märchen oder Mythos benannt, sondern daß es ein einziger Wundergarten sein sollte; etwa wie Novalis von seinem Ofterdingen wünschte, das ganze Buch solle denselben Farben-Charakter behalten und an die blaue Blume erinnern. Daneben aber haben die Romantiker das Märchen doch auch als besondere Gattung behandelt, ja sogar mit Vorliebe; denn bis man der einen großen romantischen Zukunftspoesie einmal mächtig war, blieb es doch der Tummelplatz, wo sich die sonst überall durch die Wirklichkeit beschränkte Phantasie gehörig austoben konnte. Es gehört mit zu den größten praktischen Verdiensten der Romantiker, daß sie den verschütteten Quell des Volksmärchens wieder aufgegraben haben. Das Berliner Durchschnittspublikum war rathlos verwundert, die alten Geschichten von Rothkäppchen, Blaubart, Gestiefeltem Kater, von Tieck in den verschiedensten Variationen aufgetischt zu bekommen.

Der Blaubart ist zu Felde gezogen; daheim sitzt seine junge Frau und reibt an dem goldenen Schlüssel. Bald scheint es, als wolle der Blutfleck schwinden, bald denkt sie, er sähe ihn nicht oder würde den Schlüssel gar nicht zurückfordern; aber die Angst wächst und wächst, während sie sich vergeblich müht. Da schleicht die alte Dienerin herein mit

ihrem verwitterten Hexengesicht, um ein Märchen zu erzählen, damit ihrer Herrin die Zeit nicht lang wird. Und nun erzählt sie:

„Es wohnte ein Förster einmal in einem dicken Walde; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Stückchen hinunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang es fürchterlich. In der dichtesten Gegend des Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf und sahen gar keine Leute als ihren Vater; denn die Mutter war schon seit Langem gestorben.

Um eine gewisse Jahreszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehen.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag grade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle; aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. Nicht weit vom Hause lag ein grauer, stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegensehen; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird immer schwärzer und schwärzer; mit einem Male ist es, als wenn so Frösche darin umher hüpfen, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor und weisen mit den rothen Zeigefingern nach dem Mädchen hin" —

Ein Schauder überläuft uns, wie die arme zitternde Frau des Blaubart, über das Märchen im Märchen. Nur die Eingangsworte von dem Förster, der in dem dicken, dicken Walde wohnte — und wir hören schon das dumpfe Wehen der uralten schwarzgrünen Tannen und sehen das vermummte Schicksal geisterhaft um das kleine todtenstille Jägerhaus schleichen. Es ist ein Ton da angeschlagen, der alles heimliche, ahnungsvolle Grauen der Brust zugleich beschwört. Ob aber aus diesem Anfang ein rechtes echtes Märchen hätte werden können? Wie es in den 7 Weibern des Blaubart fortgesetzt wird, ist es nichts als ein verwildertes Entsetzen, eine phantastische Fratze. Fast alle Märchen Tieck's sind schaurig. Ich erinnere mich des Abends, als ich zum ersten Mal in einem vergilbten altmodischen Lesebuch den Blonden Ekbert las, athemlos, zwischen Grausen und Entzücken. Da wandert das kleine Mädchen mutterseelenallein durch das breite Gebirge, tagelang, zwischen Felsen und Felsen, ohne einen Ausgang zu finden, bis sie in das Tosen eines Wasserfalls hinein die alte Frau husten hört, die sie mit sich nimmt. Und nun das stille Leben im Walde bei der geheimnißvollen Alten mit ihrem Vogel und ihrem Hündchen, auf dessen Namen sich die hohe Frau, da sie ihrem Manne und seinem Freunde ihre kindlichen Erlebnisse erzählt, gar nicht mehr besinnen kann. Was für ein Gefühl aber, wenn nun der Ritter, der still zugehört hat, sich erhebt und indem er sich verabschiedet zu der Dame sagt: „Ich kann mir Euch recht lebhaft vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohmian füttertet!“ Man begreift es, daß sie vor Entsetzen krank wird und stirbt.

Die Begebenheit an sich wäre nichts ohne die liebliche Sprechweise, die wie ein Geläut aus der Ferne an unser Ohr klingt, die alles Unbedeutende ausgeschieden zu haben

scheint, dem Tropfen Rosenöl vergleichbar, der aus Hunderten von Rosen herausgepreßt, das Süßeste darstellt, das nach Vertilgung des Vergänglichen übrig geblieben ist: eine verdichtete, also echte Dichtersprache. Wiederum könnte man sagen, daß das Liedchen von der Waldeinsamkeit, das mit leichten Abwandlungen immer wiederkehrt, eine liebe Melodie, die einen nicht loslassen will, der Tropfen Rosenöl sei, von dem aus der weiche Duft sich gleichmäßig durch die kleine Dichtung verbreitet; nannte doch Friedrich Schlegel diesen Vers einen Extrakt der Tieck'schen Poesie überhaupt, der Einem ihr Wesen am eindringlichsten zu genießen gebe.

Ebenso schaurig, aber noch unklarer und unbefriedigender ist das Märchen vom Runenberge. Es erzählt von einem jungen Gärtner, der eine träumerische Sehnsucht nach der Erde hat, ihrem innersten Schoße, wo die kostbaren Metalle und bunten Gesteine durch einander glänzen. Von der friedlichen Blumenwelt weg zieht es ihn zum steinernen Berge. Und da kommt er zu einer alten, halb verfallenen Ruine, hoch oben über jähem Abhange, Nachts, wo bei Tage kein Mensch sich hinwagt, und sieht dort ein Weib von übernatürlicher Schönheit. Ist es die Natur, die heimlich und mächtig in der Erdtiefe wirkende? Ist der Blick, mit dem ihr dämonisches Auge ihn durchdringt und bindet, ein böser oder guter? Man weiß das nicht, auch nicht ob es ein böser oder guter Genius ist, der ihn wieder fort aus dem öden Gebirge unter die einfachen Menschen eines Dorfes führt, wo er ein Mädchen lieb gewinnt und heirathet. Aber nach manchem Jahre faßt ihn der Bergzauber wieder. Das Gold sieht ihn mit lachenden, funkelnden Augen an und gewinnt Gewalt über ihn, und fort muß er, zurück in das furchtbare Gebirge, von wo er noch einmal, verwildert, uralt, wahnsinnig, ein wankendes, unbegreifliches

Phantom, wieder zurückkehrt. Elend und Verderben ist das Ende.

Wir wissen, daß das Märchen vom Runenberge aus den Anregungen der Naturphilosophie entstanden ist. Tieck war damals mit Steffens befreundet, der noch im hohen Alter von den schaurigen Wundern der einsamen norwegischen Gebirgswüste so lebendig zu erzählen wußte. Steffens und Novalis hatten in Freiberg den Bergbau, unter Werner Geologie studirt; ihre Erinnerungen daran, mit romantisirendem Sinn aufgenommen, kehren häufig wieder. Das Leben des Bergmannes hatte für alle Romantiker etwas höchst Anziehendes. Das Erdinnere, wo ungesehen die allerkostbarsten Kleinodien, todt und doch lebendig, wachsen, die Erstlinge der Natur, der Reichthum der Oberwelt, das leuchtendste, farbige Licht in Krystalle gebunden, in der schwarzen Nacht, wohin die Sonne nicht dringt, heimisch; das Erdinnere, das zuweilen gewaltsam aufreißt und die inneren Kräfte furchtbar schön offenbart, sich im flüssigen Feuer ergießend, ist gleichsam das Unbewußte der Erde. Es ist kein Wunder, daß die Romantiker sich davon gefesselt fühlten.

Aber während Novalis sein frohes starkes Berglied daraus dichtete, konnte Tieck nicht aus dem beklemmenden Dunkel herauskommen. Ein Beherrschtwerden der elementaren Natur durch den Menschen konnte er sich nicht vorstellen; sie war ihm eine Frau Venus von verderblicher Schönheit, eine Teufelin, die den Menschen in ihre Arme zieht durch ihren Alles übersteigenden Reiz, aber nur um ihn zu tödten. Nur Derjenige, der sie kindlich verehrt, ohne ihrer zu begehren, der nie den tollkühnen Wunsch empfunden hat, ihren Schleier zu lüften, dem ist sie die mütterliche, segenspendende Göttin. Im Leben sah Tieck überall nur

unlösbare Verwirrung. Ein beständiges ängstliches Grauen über das steinerne Schicksal mit den festgeschlossenen Lippen, das die Puppen nach einem räthselhaften Plane hierhin und dorthin setzt, in einen Winkel wirft, vertauscht, umkleidet, in Purpur oder Lappen hüllt, zertrennt, zerfetzt, köpft und wieder zusammennäht, war sein Gefühl gegenüber dem Marionettenspiele des Lebens; eine dämmernd romantische Stimmung, geeignet zur Darstellung des Schaurigen. Denn das Schaurige ist eben Unklarheit, Verwischung und Umrisse im Zwielicht. Etwas Schreckliches, dessen Ursprung und Art wir deutlich sehen, ist nicht grausig; dagegen wissen wir ja, wie, wenn die Nacht hereinbricht, auch das Gewöhnlichste unheimlich werden kann. Die schaurig dunkle Stimmung in den Tieck'schen Märchen macht sie wirkungsvoll; aber ästhetisch ist diese Schwüle nicht und noch viel weniger gehört sie in das Märchen, wenn man an dem herkömmlichen Begriff festhält. Ein Kunstwerk mag wohl durch Nacht und Grauen hindurchgehen, soll uns aber doch schließlich zum Lichte führen; denn dazu ist der Künstler da, daß er den durch Zweifel und Rathlosigkeit gemarterten Menschen die verworrenen Erscheinungen deutend löse. Das eigentliche Märchen vollends ist immer klar und zufriedenstellend; denn es ist, mindestens in seinem Kerne, ein Stück Volksglauben, also in religiösen Gemüthern erwachsen, und der Gläubige, sei es nun daß er dem naiven Volksglauben anhängt oder sich eine reine Weltanschauung erworben hat, sieht überall Harmonie, Gerechtigkeit und Nothwendigkeit, und kann deshalb, auch wenn er es wollte, ein Kunstwerk, das seinen unbewußten Willen abspiegelt, nicht in einen Mißklang ausmünden lassen. Das grausam blinde Schicksal, das irgend Einen herausgreift, ihm eine Schuld anklebt, für die er sich nicht verantwortlich fühlt, und durch die er

doch leidet, gehört nicht in das Märchen. Es schließt niemals mit einem Fragezeichen. Es mögen in einem Märchen die fürchterlichsten Verwickelungen angeknüpft sein, wie zum Beispiel, daß der alte König seine eigene schöne Tochter heirathen will, oder daß die Stiefmutter auf das Verderben der verwaisten Kinder sinnt, oder daß die böse Fee einen Fluch über das unschuldige Kind verhängt hat, immer löst sich das ärgste Verhängniß spielend und sicher mit Hochzeit der Guten und Holden und Untergang der Schlechten und Häßlichen. Niemals ist beim Volksmärchen etwas Andres beabsichtigt, als die Erzählung einer schönen, wunderbaren Begebenheit; daß ein tiefer Sinn darin liegt, rührt daher, daß es mythologische Bruchstücke sind und Mythologie nichts Andres als Symbol ist, ja selbst wenn das nicht wäre, weil es ein Stück Natur und ein Stück Leben ist und als solches Gleichniß. Alles Unbewußte ist Symbol für das Bewußtsein, das es betrachtet.

Mit Staunen und Entzücken sieht der Romantiker in der Märchendichtung jenes wogende Chaos, jene magische Verwirrung, aus der eine harmonische Welt entstehen kann. Schon die nüchternen Köpfe, Bodmer und Breitinger, haben geahnt, daß im Wunderbaren irgendwie das Wesen der Poesie liege, wenn sie auch kaum wußten, was eigentlich wunderbar sei. Gewiß ist das Wunder ein Klang aus dem, was wir Jenseits nennen, ein Zeichen der intelligibeln Welt, eine Bürgschaft unsrer Freiheit und unsrer magischen Kräfte.

„Alle Märchen", sagt Novalis, „sind nur Träume von jener heimatlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höheren Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süßen Erinnerungen erquicken."

Das Vergnügen, das die romantischen Bewußtseins-

menschen an dem Märchenquell des Unbewußten hatten, war ein doppeltes, weil in der Aufklärungszeit alles Wunderbare in Verruf gekommen war nnd das Märchen höchstens dazu diente, auf scheinbar kindliche Art Lebensweisheit oder satirische Ausfälle an den Mann zu bringen. Als Tieck damit anfing, seine geliebten Märchen wiederzuerzählen, von denen er wohl wußte, daß sie weit mehr Poesie und Weisheit enthielten, als dicke Bände voll Aufklärungsprodukte, wie seine Zeitgenossen sie liebten, that er es mit dem kecken Uebermuth eines Schuljungen, der in der hohen Krone des Birnbaumes sitzend vor den Augen des dicken Philisters unten die schönste Frucht verspeist und ihm hie und da eine auf die Nase fallen läßt. Er erzählt sie nicht unbefangen, sondern indem er zugleich den Spott seines Publikums verspottet. Was ist dabei aus Blaubart und Rothkäppchen, der schönen Magellone und der schönen Melusine und den andern Sagen und Volksbüchern, die er uns neu geschenkt hat, geworden? Rein und lieblich zwar ist die Sonntagsstimmung in dem stillen Zimmer der Großmutter, wo Rothkäppchen seinen Kuchen auspackt und so altklug-kindisch mit der alten Frau plaudert, die ohne es zu wissen mit dem kleinen Mädchen dieselbe Geistesstufe einnimmt, auf dem Rückwege begriffen. Und das Herz klopft uns mit der jungen Blaubartsfrau in ihrer Angst, Todesnoth und Hoffnung, wie genau wir auch den Ausgang kennen. Der Blaubart selbst hebt in einem recht märchenhaften Bösewichtstone zu sprechen an, während er rechts und links köpfen läßt, was ihm in den Weg kommt; aber er und alle andern Personen verfallen auf jeder Seite in die kecke Tieck'sche Redeweise, die in jedem Satze unzählige Beziehungen andeutet, zugleich den albernsten Unsinn und den zartesten Tiefsinn anklingen läßt und eine grübelnde, wehmüthige Philosophie aushaucht. Wie wenig finden wir

hier die melancholisch-weisen Shakespearischen Narren an ihrem Platze.

Man darf aber nicht denken, Tieck habe etwa seine Märchen so eingekleidet, weil er es nicht anders gewußt oder gekonnt habe. Er sagt vielmehr gelegentlich, daß man den schlichten Kinderton des alten Buches nur mit Vorsicht und Maßen wieder verwerthen dürfe, wenn man es wiedererzählen wolle; wobei ohne Zweifel seine Meinung war, daß dem modernen Menschen nun einmal die Anschauungsweise eines von der Kultur noch unberührten nicht mehr eigen sei und er deshalb gut thue, sie sich nicht anzuempfinden, da alles Anempfundene unwahr und somit unkünstlerisch sei. Auch jetzt giebt es noch Menschen, die in einer Welt kindlicher Vorstellungen leben; aber die verfallen nicht darauf, Märchen zu erfinden. Einen Menschen, der die Kultur unsrer Zeit empfangen hat und zugleich so urthümlich sieht und empfindet, daß er selbsterlebte, selbsterschaffene Märchen mit der vollen Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit erzählen könnte, die uns so sehr bezaubert und rührt, hat es noch nicht gegeben, und er wird wohl auch erst in jener Zukunft möglich sein, der das Wunder wieder zur zweiten Natur und das Gesetzmäßige zum Wunder geworden ist.

Man sollte meinen, wenn Einer, so sei Goethe naiv genug gewesen, um ein gutes Märchen zu ersinnen. Sein Märchen, welches unter den Novellen der Ausgewanderten seinen Platz hat, wurde das Muster der romantischen. Auch kann man nicht anders als die behagliche Anmuth und den seligen Frohsinn bewundern, der diese Fabelei von innen her vergoldet und durchglänzt, wie das verschluckte Gold den biegsamen Leib der edeln Schlange, die eine Hauptrolle darin spielt. Dennoch windet sich die Geschichte stellenweise durch mühseligen Staub der Langeweile und unverständlichen alle-

gorischen Kleinkram und das vorwiegende Gefühl, am Ende, ist doch eine gewisse Enttäuschung und Rathlosigkeit. Liest man aber gar, wie Goethe selbst darüber redete, fühlt man sich vollends ernüchtert; er schrieb nämlich an Schiller, daß er nun auch dieses Feld gehörig bearbeiten wolle und etwa noch ein Dutzend Märchen zu machen im Sinn habe. Schiller seinerseits berichtet von den zahllosen und höchst verwickelten Erklärungsversuchen, die zu dem Märchen sogleich gemacht wurden, die er aber alle als untauglich abthut, um eine ebenso mühsam ausgetüftelte dagegen vorzubringen.

Wenn aber auch von Alledem nichts im Märchen ist, was man gewöhnlich vom Märchen erwartet, so hat Goethe doch damit das Muster einer neuen und berechtigten Art aufgestellt; und insofern ist die Begeisterung, mit der die Gebrüder Schlegel diese Dichtung begrüßten, ganz und gar verständlich. Warum sollte nicht auch der moderne Mensch seine Märchen haben? An die man andre Anforderungen stellen dürfte, ja müßte als an die alten Volksmärchen? Der Romantiker sieht durch das buntgewirkte mit seltsamen Figuren bestickte Märchenkleid hindurch weiße, feenhafte Formen schimmern; diese verborgene Schönheit entzückt ihn, die er durch den kindisch-bunten Putz hindurch sieht, der allein ihn niemals mehr reizen könnte. Und von dieser Schönheit handeln auch seine Märchen. Das Goethe'sche Märchen läßt den Leser keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß es symbolisch ist; nur kann man leider das zarte Leibchen, auf das es doch ankommt, nicht recht erkennen; mag es nun an ungeschickter Bekleidung liegen oder, was wahrscheinlicher ist, daran, daß der Dichter es allzu nachlässig formte und eine Hülle darüberwarf, die für Alles aufkommen sollte. So ist Tieck's Urtheil zu erklären, der von dem Goethe'schen Märchen sagte, es habe keinen Inhalt. „Ein Werk der

Phantasie", sagt er in Bezug darauf, „soll gar keinen bitteren Nachgeschmack zurücklassen, aber doch ein Nachgenießen und Nachtönen; dieses verfliegt und zersplittert aber noch mehr als ein Traum, und ich habe deshalb das herrliche Märchen von Novalis, soweit ich es verstehen konnte, diesem weit vorgezogen."

In Wahrheit leidet Novalis' Märchen an demselben Grundfehler wie das Goethe'sche, nämlich an Unverständlichkeit; nur daß das Kleid, das Goethe seinem Märchen übergeworfen hat, stellenweise reizend genug ist, um einen allenfalls glauben zu machen, es sei die Hauptsache und Gestalt sei nicht da, während das von Novalis eine offenbare, unzweideutige Allegorie ist, das sich Niemand die Mühe nimmt zu Ende zu lesen, der sich nicht für die Bedeutung interessirt. Gelehrte Männer haben es sich angelegen sein lassen, es auszulegen, vielleicht richtig, vielleicht nicht; jedenfalls sollte auch ein modernes Märchen nicht der Gelehrsamkeit bedürfen, damit man es genießen könne.

Hie und da erscheinen in den Werken der Romantiker zufällige Märchen oder Ansätze zu Märchen, die das „höhere Märchen", so nannte es Novalis, wenn „ohne den Geist des Märchens zu verscheuchen, irgend ein Verstand, Zusammenhang, Bedeutung hineingebracht wird", glücklicher als die genannten großen, kunst- und sinnreichen vertreten. So bei Tieck, da, wo die alte Zauberin, dem Blaubart zu Ehren, der sie in ihrer unterirdischen Höhle besucht, ein Turn- und Ritterspiel veranstaltet. Da erscheint auf einen Trompetenstoß eine prunkvolle Versammlung von Vögeln und Insekten: „Jetzt wurden die Schranken eröffnet, und auf einem stattlichen Hahn ritt ein rothgefleckter Papagei hinein und stellte sich in die Mitte. Auf einem andern Streitroß kam ein blaugepanzerter Uhu, der seine Lanze

gegen den muthigen Papagei schwenkte, sie trafen auf einander, und der Uhu war aus dem Sattel gehoben. Trompeten und Pauken verkündigten den Sieg des schönen Ritters, und oben auf dem Altan sah man, wie sich die Versammlung der Prinzessinnen freute, lauter bunte Tauben, die gegen einander mit den Köpfen wackelten und sich Bemerkungen über die kämpfenden Ritter mittheilten. Ein Specht ritt nun gegen den Papagei und ward ebenfalls überwunden, und so ging es eben einer Rohrdommel und zwei Rebhühnern; der rothe Papagei blieb unüberwindlich und eine grünliche Taube oben vergoß häufige Freudenthränen.

Der Papagei blieb als Sieger übrig und er erhielt den Dank des Turniers, der in einer schönen Schärpe bestand, aus hundert Schmetterlingsflügeln gewebt. Der Papagei senkte sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, indes ihm ein andrer Ritter dieses kostbare Geschenk um den Leib gürtete. Dann stand ein Hahn auf, der ein guter Barde war, und besang sein Lob in folgenden feurigen Versen:

> Wessen Lob ist es, das die Sterne singen,
> Von wem sprechen die künftigen Jahre und alle Zeiten?
> Auf den Flügeln des Sturmwinds rauscht's daher
> Und alle Völker horchen ehrfurchtsvoll,
> Dem Kühnen, Unüberwindlichen singen
> Sterne, Zeiten, Zukunft und Gegenwart,
> Erden, Sonnen und tausend mal tausend Völker
> Sprechen nur von Dir, Du bist der Rede einziger Inhalt.
> Fielen nicht, rasch von Deinem Arm getroffen,
> Selbst der tapferste Uhu, Specht und Sperber nieder?
> Niemals hat die uralte Zeit, die seit lange
> Denken kann, einen Mann, einen Helden gesehen,
> Dir nur ähnlich."

Grade, daß der Dichter hier so naiv offenkundig allegorisirt, macht die kleine Dichtung erfreulich. Die unver-

stellte Absichtlichkeit wirkt beinah wieder kindlich. Ja sogar die ganz überflüssige Erklärung, die die Zauberin dem Blaubart giebt, stört nicht, sondern scheint durchaus am Platze zu sein. „Sieh“, sagte die Fee, „Dir zu Gefallen habe ich ein solches Spiel angestellt. Betrachte die lebendige, wirkliche Welt, und es ist nicht anders. Ruhm und Unsterblichkeit ist nur ein Hahnengeschrei, das früher oder später verschallt, das die Winde mit sich nehmen und das dann untergeht ... Die Zukunft streicht mit plumper Hand über Alles hinweg und wischt es aus wie eine unbedeutende unrichtige Rechnung von einer Tafel; dann ist das verschwunden, was im Grunde nie war, und der leere Raum treibt mit der Vergessenheit da sein Spiel, wo sonst die irdischen Träume standen.“

Der Gehalt dieser Märchenfabel ist, wie fast immer bei Tieck, etwas leicht, aber desto graziöser schwebt es daher. Weltumfassend ist der Sinn des kleinen Märchens, das Novalis in seinem unvollendeten Roman, den Lehrlingen zu Saïs, erzählt. Hyacinth und Rosenblüthchen haben einander lieb. Er war recht bildschön, sah aus wie gemalt und tanzte wie ein Schatz. Sie war so lieblich, daß wer sie sah, hätte vergehen mögen. Aber auf einmal war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein wunderlicher alter Mann aus der Fremde, setzte sich vor das Haus, wo Hyacinth's Eltern wohnten, und Hyacinth bewirthete ihn ... „Da that er seinen weißen Bart von einander und erzählte bis tief in die Nacht“; und von nun an war es mit dem Glück der Liebe vorbei. Hyacinth ging einsam und sorgenvoll in die Wälder und bekümmerte sich nicht um Rosenblüthchen, obgleich er sie nicht vergessen hatte. Bis er auf einmal seinen Eltern erklärte, daß er fort in die Welt müsse, nur das könne ihn gesund machen. Dahin wolle er, wo die Mutter der Dinge wohne,

die verschleierte Jungfrau; nach der sei sein Gemüth entzündet. Und weit ging die Reise und höher wuchs die Sehnsucht, immer schneller schien die Zeit zu gehen. Endlich kam er zur Wohnung der Göttin. „Es dünkte ihm Alles so bekannt, und doch in niegesehener Herrlichkeit; da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und — Rosenblüthchen sank in seine Arme."

Die Romantik ist eine werdende Poesie, und das Ideal des romantischen Märchens ist noch nicht erreicht, so reizend auch das ist, dessen Inhalt ich eben angedeutet habe. Es müßte so scheinbar zusammenhangslos vorübergaukeln, wie das von Goethe an manchen Stellen thut, und dabei doch so einfach reich sein, wie dies letzte von Novalis. „Ein Märchen", sagt Novalis, „ist wie ein Traumbild ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine musikalische Phantasie, die harmonische Folge einer Aeolsharfe, die Natur selbst."

Symbolische Kunst.

Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk. Mit andern Worten: Alle Schönheit ist Allegorie.

Fr. Schlegel.

„Können Sie ihm den Unterschied zwischen allegorischer und symbolischer Behandlung begreiflich machen", schrieb Goethe an Schelling in Bezug auf einen jungen Maler Namens Martin Wagner, „so sind Sie sein Wohlthäter, weil sich um diese Axe so viel dreht." Ob und wie Schelling das ausgeführt hat, weiß ich nicht zu sagen. Zwei Zeitgenossen aber, Tieck und der Aesthetiker Solger, welche ebenfalls über das Verhältniß dieser Begriffe viel nachgedacht hatten, kamen zu dem folgenden Schlusse. Der Punkt, wo Philosophie, Religion und Poesie sich berühren, ist die Mystik. Mystik — so könnte man etwa das, was sie meinten, zutreffend ausdrücken, ist das unmittelbare Gefühl des Einsseins mit der Welt und Gott. Kunst ist angewandte Mystik. Auf bewußt angewandter Mystik beruht die Allegorie, auf unbewußt angewandter die Symbolik. „Beide haben ihre Grenze", so heißt es in Solger's eignen Worten, „wo die Allegorie in bloßes Verstandesspiel und die Symbolik in Nachahmung der Natur übergeht." Zwischen diesen beiden äußersten Punkten geht denn in der That die Wellenbewegung der Künste auf und nieder.

Bemerkenswerth ist, daß Solger keineswegs das Allegorische gänzlich verwirft. Wie sollte er auch, als Zögling

der Romantiker, die der vom Bewußtsein geleiteten Kunst das Wort redeten, ja, für die das bewußt-unbewußte Schaffen der Höhepunkt der Kunst war. Erst da, wo die Allegorie in Verstandesspiel übergeht, verläßt sie das Gebiet der Kunst. So einfach und schlagend diese Fassung des Unterschiedes zwischen Allegorie und Symbolik ist, so schwierig ist doch, die Anwendung im einzelnen Falle, ebenso schwierig wie die unendlich vielen, unendlich feinen Uebergänge aus dem Unbewußten in's Bewußtsein zu erkennen sind.

Daß jeder große Künstler Symboliker gewesen sei und sein müsse, durften die Romantiker, nach dieser Erklärung des Begriffes, füglich behaupten. Für den Materialisten ist die Welt, für den Spiritualisten bedeutet sie etwas, dem Romantiker — oder sage man Künstler oder Idealisten, — ist und bedeutet sie gleichviel, wie wenig er sich dieser inneren Ueberzeugung bewußt sein möge. Im Zeitalter der Romantik freilich mußte auch dem naivsten Menschen einmal von irgend woher ein Denk-Reiz anfliegen; die meisten Künstler verstanden sich ebenso gut oder besser auf den Sinn ihrer Schöpfungen als auf das Schaffen.

Da in der neuen deutschen Kunst — wie auch in der Wissenschaft — die Theorie der Praxis voraufgeht, will ich zuerst anführen, welches die Ansichten der ersten romantischen Aesthetiker über die Malerei war. In dem Gespräch über die Gemälde, wo Wilhelm Schlegel und seine Frau Karoline ihre in der Dresdener Galerie gewechselten Betrachtungen niederlegten, definirten sie die Malerei als die Kunst des Scheins*) gegenüber der Plastik als der Kunst der Formen.

---

*) Das Wort „Schein“ muß man hier natürlich nicht in dem philosophischen Sinne verstehen, wo es im Gegensatze zu Sein gebraucht wird. Hier, im Gegentheil, soll Schein Licht, das Seiende bedeuten, im Gegensatz zur Materie, die durch ihn sichtbar wird.

Kunst des Scheins, weil Färbung und Beleuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erscheinen, nicht etwa nur einen nebensächlichen Reiz des Bildes ausmachten, sondern recht eigentlich die Hauptsache wären; denn eben diesen Schein, den man im gewöhnlichen Leben, wo es einem nur auf die Körper ankommt, nicht sieht, gewissermaßen sogar unaufhörlich vernichtet, den zu sehen solle der Maler uns lehren, indem er ihn idealisirt, ihm einen Körper giebt. Daraus, daß das Erscheinen — das bloße Phänomen, wie Wilhelm sagt — das Wesentliche ist, folgt, daß auf den Körper weniger ankommt. In diesem Gefühl wird auch das Stillleben, eine Gattung, die damals als ganz untergeordnet betrachtet wurde, lebhaft in Schutz genommen. Als die höchste aber empfinden sie die Landschaft. Ganz wurden sie sich nicht darüber klar, warum; sie meinten, weil gerade dort das bloße Phänomen — die Beleuchtung — eine so wichtige Rolle spiele. Unter den Landschaften der Dresdener Galerie zogen die düstern Phantasien Salvator Rosa's sie am Meisten an. Das erklärten sie daraus, „weil er die Natur bloß wie eine Schrift gebraucht, in deren großen Zügen er seine Gedanken hinwirft."

Da sieht man schon alle Grundzüge einer Symbolik bei einander. Nicht der vergängliche Körper ist das Wesentliche, sondern der erscheinende Geist. Daß das ohne den Körper nicht möglich ist, versteht sich von selbst. Aber darin zeigt sich eben der große Künstler, daß er die Körperwelt nicht so malt, wie wir uns gewöhnt haben sie zu sehen, als Ding an sich, als Hauptsache, als etwas Seiendes, vielmehr als durchsichtige Hülle für etwas Ewiges. „Wenn der Maler dem Schein einen Körper giebt, so muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und das darf doch wohl seine eigene sein." Man sieht, wie sehr man die Meinung des Begründers der

romantischen Schule mißverstehen würde, wenn man dächte, er wollte das Bild für das vorzüglichste angesehen wissen, das sich schlechtweg durch schöne Farbe und Beleuchtung auszeichnet. Auch der Schein kann materiell aufgefaßt und dargestellt werden.

Als einer der Erstlinge der Romantik erschien bald nach dem Schlegel'schen Gespräche Tieck's Maler-Roman Franz Sternbald. Die Romfahrt eines Schülers von Albrecht Dürer, der für die Romantiker das Muster eines echt deutschen Künstlers war, ist der Inhalt des Buches. Merkwürdig ist es nun, wie, trotz der grenzenlosen Verehrung Dürer's, die überall anklingt, Alles, was Sternbald malt und über Malerei äußert, so weltverschieden von der Kunst seines Meisters ist. Das Mittelalter war für Tieck nichts Andres als ein Gestell, das er mit Kostümen seiner Erfindung bekleidete. Für die ganz moderne Kunst, von der Franz Sternbald träumt, gab es Vorbilder nur in der Phantasie Tieck's und seiner Genossen. Das erste Bild, das Franz selbständig entwarf, war für den Altar einer Dorfkirche bestimmt und stellte die frohe Botschaft von der Geburt des Herrn dar. Es hatte zwei verschiedene Lichtquellen: auf den Bergen dämmert ein dunkles Abendroth — die Sonne ist schon lange untergegangen — und in der Ferne schreiten zwei Engel durch das Korn, von denen ein himmlischer Glanz über die Landschaft ausstrahlt. Dorthin blicken die Hirten in sehnsüchtiger Verzückung, nur ein junger sieht wehmuthvoll der untergegangenen Sonne nach, als sei mit ihr die Freude der ganzen Welt versunken. Ein alter Hirte aber berührt seinen Arm, wie wenn er ihn auf die Herrlichkeit des neuen Lichtes aufmerksam machen wollte, das bereits aufgegangen ist. „Einen solch zarten, trostreichen und frommen Sinn hatte Franz für den ver-

nünftigen und fühlenden Beschauer in das Gemälde zu bringen gesucht.“

Waldscenen locken den wandernden Maler besonders. Er denkt sich die schattigen Gründe beseelt durch irgend einen leidenschaftlich menschlichen Vorgang, so aber, daß doch die Landschaft die Hauptsache bleibt. „Wenn ich mir unter diesen dämmernden Schatten die Göttin Diana vorübereilend denke, den Bogen gespannt, das Gewand aufgeschürzt und die schönen Glieder leicht umhüllt, hinter ihr die Nymphen in Eile und die Jagdhunde springend, so wird mir das von selbst zum Bilde. Oder stelle Dir vor, daß dieser Fußweg sich immer dichter in das Gebüsch hineinwindet, die Bäume werden immer höher und wunderbarer, plötzlich steht eine Grotte, ein kühles Bad vor uns und in ihm die Göttin, mit ihren Begleiterinnen, entkleidet. Da ist die Einsamkeit, Grün, Felsen und Bäume und die nackte Schönheit majestätischer, hehrer und jungfräulicher Leiber vereinigt: füge vielleicht den Aktäon hinzu, so tritt jener wundersame Schreck und die seltsame Freude noch in das Gemälde, in seinen Hunden kannst Du schon die thierische Wuth und den Blutdurst darstellen, so ist hier das Widersprechendste in ein poetisches Bild nothwendig und schön verknüpft.“

„Oder hier im tiefen Walde die Leiche eines schönen Jünglings, und über ihm ein Freund und die Geliebte im tiefsten Schmerz, vielleicht Venus und Adonis, oder ein lieblicher Knabe, von wilden Räubern erschlagen; die dunkelgrünen Schatten, unter ihnen die blendenden Jugendgestalten, der frische Rasen, die einzelnen zerspaltenen Sonnenstrahlen von oben, die nur das Gesicht und einzelne kleine Theile hell erleuchteten, der Eber oder die Räuber in der Ferne, wie von Gewitterschatten eingehüllt, Alles dies zusammen

müßte ein vortreffliches Gemälde der Schwermuth und Schönheit ausbilden."

Man sieht aus den letzten Worten deutlich, daß nicht der Gegenstand an sich wirken sollte, sondern bestimmt war, den ganz allgemeinen Sinn der Landschaft dem Beschauer desto inniger zu vermitteln. Aber auch so sind die Bilder noch zu gegenständlich, zu begrenzt. Wie die Wirklichkeit eine Schranke ist für unser Sehnen nnd Streben, so sind alle Figuren, in denen die treibende Natur sich beschränkt und bestimmt, ein Hinderniß für das unendliche Fühlen, das der Maler in's Bild fassen möchte.

„Es wurde Abend, ein schöner Himmel erglänzte mit seinen wunderbaren, buntgefärbten Wolkenbildern über ihm. Sieh, fuhr Rudolph fort, wenn ihr Maler mir Dergleichen darstellen könntet, so wollte ich euch eure beweglichen Historien, eure leidenschaftlichen und verwirrten Darstellungen mit allen unzähligen Figuren erlassen. Meine Seele sollte sich an diesen grellen Farben ohne Zusammenhang, an diesen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergötzen und genügen, ich würde da Handlung, Leidenschaft, Composition und Alles gern vermissen, wenn ihr mir, wie die gütige Natur heute thut, so mit rosenrothem Schlüssel die Heimath aufschließen könntet, wo die Ahnungen der Kindheit wohnen, das glänzende Land, wo in dem grünen, azurnen Meer die goldensten Träume schwimmen, wo Lichtgestalten zwischen feurigen Blumen gehen und uns die Hände reichen, die wir an unser Herz drücken möchten. O mein Freund, wenn ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in eure Malerei hineinlocken könntet! Aber euch fehlen Farben, und Bedeutung im gewöhnlichen Sinn ist leider eine Bedingung eurer Kunst."

Auch die Malerei also sollte ihr Gebiet erweitern, in

die benachbarten Künste, Musik und Poesie, überfließen. Auch hier sollte alles Ueberflüssige, Alles, was nur Mittel war, beseitigt werden, damit, wie eine Poesie der Poesie, eine Malerei der Malerei entstehe. Nicht alle die Zufälligkeiten der Natur sollten ferner mehr in die Kunst aufgenommen werden. Hat doch die Natur, um sich auszudrücken, die unendliche Zeit und den grenzenlosen Raum, die Kunst nur ein Stückchen Leinwand oder ein paar Verszeilen — was für verschiedene Sprachen müssen sie sprechen, um gleichviel zu sagen! Nur die Essenz der Erscheinungen kann die Kunst geben — Tausende und Tausende von Rosen, immer mehr muß man zusammenpressen, um den einzigen, süßesten Tropfen Rosenöl zu gewinnen.

Ein alter Maler, der im Rufe steht wahnsinnig zu sein und auch vom praktisch bürgerlichen Standpunkte aus so genannt werden muß, zeigt Franz die Gemälde, die er in seiner weltabgeschiedenen Gemüthsversunkenheit entworfen hat. Darunter ist ein Nacht- und Waldstück: in eine fast unkenntliche Masse hat das Dunkel Berg und Thal verschmolzen. Durch diese Nacht zieht ein Pilgrim mit Stab und Muschelhut, eine von verstohlenem Mondschein umzitterte einsame Gestalt. Voll aber ergießt sich die Fluth des Mondlichts auf ein Crucifix, das vom fernen Hügel, wo sich die Wolken theilen, herabglänzt. „Seht“, rief der Alte, „hier habe ich das zeitliche Leben und die überirdische, himmlische Hoffnung malen wollen; seht den Fingerzeig, der uns aus dem finstern Thal herauf zur mondglänzenden Anhöhe ruft. Sind wir etwas weiter als wandernde Pilgrime? Kann etwas unsern Weg erhellen als das Licht von oben? Vom Kreuze her dringt mit lieblicher Gewalt der Strahl in die Welt hinein, der uns belebt, der unsre Kraft aufrecht hält. Hier habe ich gesucht, die Natur

wieder zu verwandeln, und das auf eine menschlich künstlerische Weise zu sagen, was die Natur selber zu uns redet; ich habe hier ein sanftes Räthsel niedergelegt, das sich nicht Jedem entfesselt, das aber doch leichter zu errathen steht, als jenes erhabene, das die Natur als Bedeckung um sich schlägt.“ Auf Franzen's Bemerkung, man könne dieses Gemälde ein allegorisches nennen, erwidert der Alte, alle Kunst sei allegorisch. „Was kann der Mensch darstellen, einzig und für sich bestehend, abgesondert und ewig geschieden von der übrigen Welt, wie wir die Gegenstände vor uns sehen? Die Kunst soll es auch nicht. Wir fügen zusammen, wir suchen dem Einzelnen einen allgemeinen Sinn anzuheften, und so entsteht die Allegorie. Das Wort bedeutet nichts Andres als die wahrhafte Poesie, die das Hohe und Edle sucht und nur auf diesem Wege finden kann.“ Auch an andern Stellen des Buches wird ausgesprochen, daß das allegorische Gemälde am ehesten erfüllt, was man von der Malerei wünscht. „Hier ist recht der Ort, wo der Maler seine große Imagination, seinen Sinn für Magie der Kunst offenbaren kann: hier kann er gleichsam über die Grenzen seiner Kunst hinausgehen und mit dem Dichter wetteifern.“ Als ein Beispiel aus der älteren Kunst wird das berühmte Bild des Orcagna in Pisa angeführt, deswegen weil es das ganze menschliche Leben symbolisch darstelle.

In Tieck's Roman malt nicht nur Franz Sternbald, sondern fast ein Jeder, der auftritt, was er auch sei, mindestens mit der Phantasie, eben um den Malern von Beruf zu beweisen, wie ungenügend ihre Kunst bisher gewesen sei. Seht, ruft Einer aus, den Tieck zum eigentlichen Helden des unvollendeten Buches bestimmt zu haben scheint, wenn ich malen könnte, „dann würde ich einsame, schauerliche Gegenden abschildern, morsche, zerbrochene Brücken über zwei schroffen

Felsen, einem Abgrunde hinüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt: verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlwege heraus, angefallene und geplünderte Wagen, Kampf mit den Reisenden. Dann wieder eine Gemsenjagd in einsamen, furchtbaren Felsenklippen, die kletternden Jäger, die springenden, gejagten Thiere von oben herab, die schwindelnden Abstürze. Figuren, die oben auf schmalem, überragendem Steine Schwindel ausdrücken und sich eben in ihren Fall ergeben wollen, der Freund, der jenen zu Hülfe eilt, in der Ferne das ruhige Thal. Einzelne Bäume und Gesträuche, die die Einsamkeit nur noch besser ausdrücken, auf die Verlassenheit noch aufmerksamer machen. Oder dann weiter den Bach und Wassersturz mit dem Fischer, der angelt, mit der Mühle, die sich dreht, vom Monde beschienen. Ein Kahn auf dem Wasser, ausgeworfene Netze. Zuweilen kämpft meine Imagination und ruht nicht und giebt sich nicht zufrieden, um etwas durchaus Unerhörtes zu ersinnen und zu Stande zu bringen. Aeußerst seltsame Gestalten würde ich dann hinmalen, in einer verworrenen, fast unverständlichen Verbindung, Figuren, die sich aus allen Thierarten zusammenfänden und unten wieder in Pflanzen endigten: Insekten und Gewürm, denen ich eine wundersame Aehnlichkeit mit menschlichen Charakteren aufdrücken wollte, so daß sie Gesinnungen und Leidenschaften possierlich und doch furchtbar äußerten; ich würde die ganze sichtbare Welt aufbieten, aus jedem das Seltsamste wählen, um ein Gemälde zu machen, das Herz und Sinne ergriffe, das Erstaunen und Schauder erregte."

Das ist die romantische Verwirrung, wie Tieck sie liebte; was seinen letzten Grund darin hat, daß die allmälige Verwandlung des uranfänglichen Chaos in das bewußte Chaos

den Grundgedanken der romantischen Philosophie, wie aller Entwickelungsphilosophie überhaupt bildet.

Wem, der diese Phantasien über Malerei liest, drängte sich nicht Böcklin's Name beständig auf die Lippen! Damals, vor hundert Jahren, färbten diese Gemälde-Träume den morgendlichen Himmel des neuen Jahrhunderts; die Wende unsres Jahrhunderts schmückt die wundervolle Wirklichkeit, die Erfüllung. Auch darin ist Böcklin der Künstler, den die Romantiker verlangten und prophezeiten, daß er Maler, Musiker und Dichter zugleich ist; nicht in der Weise der großen Künstler der Renaissance, die oft mehrere Künste neben einander trieben: das Ziel des modernen Künstlers ist, den Geist mehrerer Künste in einer zu umfassen und auszudrücken. Wie fast jeder Prophet ein Moses ist, dem das gelobte Land höchstens von ferne zu schauen vergönnt ist, haben auch die Romantiker eine volle Verwirklichung ihrer Ideen auf dem Gebiete der Malerei nicht erlebt, und als sie endlich kam, war sie von ihren Zeitgenossen nicht heiß ersehnt, wurde nicht augenblicklich erkannt und willkommen geheißen; denn die Romantik war inzwischen erst verachtet, dann vergessen, und als wunderbare, mißdeutete Erscheinungen gingen die ersten Bilder Böcklin's an der Mitwelt vorüber.

Allerdings auch auf die Malerei ihrer Zeit wirkten die Romantiker. Als ihren Ideen am meisten entsprechend rühmten sie den Landschaftsmaler Friedrich, Kaspar David Friedrich, aus Greifswald gebürtig. In seinen Bildern lebte die Stimmung der Ostsee, seines heimatlichen Strandes. Seine Vorfahren waren alle biedere, gewerbtreibende Leute gewesen; er besaß die strenge Rechtlichkeit, Gradheit und Abgeschlossenheit des nördlichen Volkes. Nie hatte er auch nur versucht, eine fremde Sprache zu erlernen, durch und

durch deutsch war er und wollte er sein. Er wird geschildert als ein Mann von hagerem, starkknochigem Körper mit bleichem Gesicht und blauen Augen, die tief verborgen unter stark vorspringenden, buschigen blonden Augenbrauen lagen. Er war von melancholischem Temperament, nie zufrieden mit seinen Leistungen, was zusammen ihn vielleicht dahin gebracht hatte, einen Selbstmord zu versuchen, an dessen Ausführung er gehindert wurde. Etwas dunkel Geheimnißvolles schien ihn zu umgeben. Studirt hatte er, wie es damals vielfach geschah, in Kopenhagen, dann in Dresden, wo er Mitglied der Akademie und Professor der Landschaftsmalerei wurde. Aber er blieb immer einsam, fast ohne Verkehr. Die Dämmerung war sein Element, erzählte einer seiner wenigen Freunde; vor dem ersten Morgenlicht und nach Sonnenuntergang pflegte er allein seine Spaziergänge zu machen. Das Zimmer, wo er arbeitete, war stark beschattet; dort brütete er stundenlang über seinen Kunstschöpfungen, die eine schroffe, finstere, eigenthümlich poetische Art hatten.

Sein Grundsatz war, ein Bild solle nicht erfunden, sondern empfunden sein; woraus man schließen darf, daß die seinigen aus einer lyrisch-musikalischen Stimmung heraus entstanden. Zu seinen Besonderheiten gehörte, daß er nie eine Skizze, Karton oder Entwurf irgend welcher Art zu seinen Bildern machte, weil die Phantasie — in ihrem ersten Erguß dort ausgeströmt — dadurch erkalte. Eigen war ihm ferner ein entschiedenes Gefühl für reine Concentration des Lichts, und er behauptete — höchst charakteristisch —, daß ein Traum ihm zuerst die rechte Erkenntniß darüber gegeben habe. Meist malte er Seebilder, die für den damaligen Geschmack barock waren, stets aber die der Ostsee eigenthümlichen Lichtwirkungen mit tiefer Empfindung

wiedergaben. Drei Eichbäume neben einem schneebedeckten Hünengrabe — Der Mönch am Meeresstrande — Die Abtei im Eichwalde in Abendbeleuchtung — Felsen mit einem Kreuz im Morgennebel — diese Titel erwecken eine Vorstellung von seiner Art. Es wird erzählt, daß ein Friedrich besuchender Kunstfreund eins seiner Seestücke verkehrt auf die Staffelei gestellt und den dunkeln Wolkenhimmel für die Wellen, das Meer aber für den Himmel gehalten habe. Ein andrer damals berühmter Kunstkritiker hielt ein Bild Friedrich's, das eine weite, neblige Gebirgsferne mit einem einzigen darüberschwebenden Adler darstellte, für ein Seestück, dessen Schönheit und tiefe Bedeutung er anwesenden Damen erklärte. Auch diese kleinen Züge geben eine Idee von dem Charakter der Bilder, bei denen jedenfalls die starke davon ausgehende Stimmung das Wesentliche war.

Der eigentliche Maler der Romantik aber, der auch theoretisch mit Bewußtsein der neuen Richtung anhing, war Philipp Otto Runge, wie Friedrich aus dem Ostseegebiet, aus Wolgast, stammend. Seine Freunde verglichen ihn mit Novalis; wie ein Fremdling auf Erden erschien er ihnen. Ein echt romantischer Charakter insofern, als die eigentlich hervorbringende Kraft ihm fehlte, aufgelöst war in feinstgefasertes Denken und Empfinden. Grade dadurch konnte er mehr als die naiv schaffenden Künstler anregend auf seine Freunde wirken, und da überhaupt Unkundige die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen, von der Fähigkeit, Pläne auszuführen, selten genau unterscheiden, erwartete man allgemein das Höchste von ihm. In keinem andern der jungen Maler war die Ueberzeugung so lebendig, daß Alles, was man bisher Kunst genannt habe, überlebt sei, daß der neuen Stufe der Entwickelung, auf der man angelangt sei, auch

eine neue Kunst entspreche, die naturgemäß allmälig entstehen müsse. Den Charakter dieser neuen Kunst zu bestimmen, sie zu verkündigen und mit herbeizuführen, ihren triumphirenden Einzug vorzubereiten, war das Ziel, das er sich gesteckt hatte.

Die Kunst der Formen, das war seine Ansicht, hätte bei den Griechen ihren Höhepunkt erreicht. Vergebliches Bemühen sei es, jemals die Plastik wieder zu einer ähnlichen Blüthe bringen zu wollen. Auch innerhalb der Malerei habe es eine Kunst der Formen gegeben, nämlich die Historienmalerei, die den Gipfel zur Zeit der italienischen Renaissance erreicht habe. Der Neuzeit sei es vorbehalten, diejenige Art der Malerei zu entwickeln, die die Griechen kaum gekannt hätten, die mit der Renaissance erst in's Leben getreten sei: die Landschaft.

Und warum die Landschaft? Vielleicht weil in ihr das bloße Phänomen eine so große Rolle spielt, hatte Wilhelm Schlegel gesagt; der Maler giebt der durchleuchteten Luft einen Körper und haucht ihm seine Seele ein. So philosophirte Runge: Zuerst sah man im Geiste, nämlich im Menschen, die Natur, jetzt sieht man umgekehrt den Geist in der Natur. Damals betrachtete man den Menschen wie eine der vielen Gestaltungen der Naturkraft, seine Handlungen wie ein Wirken der Elemente, und diese Anschauung zeitigte das Historiengemälde. Dort kommt ja nicht das geheime Leben des inneren Menschen zur Geltung, sondern die großen, allgemeinen Strömungen, die uns als Massengeschöpf, als Naturwesen kennzeichnen. Michelangelo's jüngstes Gericht nennt er als das Höchste und Aeußerste, was aus dieser Kunstrichtung hervorgegangen sei.

„Jetzt fällt der Sinn", schreibt Runge in einem Briefe, „mehr auf das Gegentheil. Wie selbst die Philosophen

dahin kommen, daß man Alles nur aus sich heraus imaginirt, so sehen oder sollen wir sehen in jeder Blume den lebendigen Geist, den der Mensch hineinlegt, und dadurch wird die Landschaft entstehen, denn alle Thiere und die Blumen sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei thut; so drängt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt Alles Bedeutung und Sprache. Wenn wir so in der ganzen Natur nur unser Leben sehen, so ist es klar, daß dann erst die rechte Landschaft entstehen muß, als völlig entgegengesetzt der menschlichen oder historischen Composition. Die Blumen, Bäume und Gestalten werden uns dann aufgehen und wir haben einen Schritt näher zur Farbe gethan. Die Farbe ist die letzte Kunst, die uns noch immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in Blumen verstehen."

Es ist derselbe Gang den die Dichtkunst genommen hat: die Beseelung der Natur, ihr Mithineinziehen in das Geistesleben des Menschen, verleiht der modernen Poesie seit Goethe ihren Charakter.

Wenn denn die Natur, so etwa lief Runge's Gedankengang weiter, für sich nichts Ganzes ist, erst der Beseelung bedarf, ist sie also nur ein Körper, eine Hülle, ein Kleid, und zwar Gottes; denn Gott ist ja eben der unendliche Geist. Gott aber kann man nur ahnen, einzig seiner selbst ist man gewiß: „was du in deiner ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig, was du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich; hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll." Gott also, insofern Gott in einem selber zum Bewußtsein gelangt. Demnach ist auch für Runge die Natur der Leib, dem der Künstler seine eigene Seele einhaucht.

Als Erfordernisse eines Kunstwerks stellt er in diesem Sinne folgende auf:

1. Unsre Ahnung von Gott,

2. Die Empfindung unserer selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen, und aus diesen beiden,

3. Die Religion und die Kunst; das ist, unsre höchsten Empfindungen durch Worte, Töne oder Bilder auszudrücken.

Da er klar empfand, daß das Licht, die Farbe, in der Landschaft eine ganz andre Rolle spiele als im Historiengemälde, wurde die Symbolik der Farbe im Lieblingsgegenstand seines Nachdenkens, dessen Resultat er in einem kleinen Werk, die Farbenkugel betitelt, niederlegte. Namentlich diese Arbeit brachte ihn in Verkehr mit Goethe, den dasselbe Problem beschäftigte. Auch über die Analogie der Farben und Töne verfaßte er ein Gespräch, worin von dem Satze ausgegangen wird, die Tonleiter in der Musik sei, was die Abstufung der Farben in Weiß und Schwarz.

Mit seinen in Gespräch und Brief entwickelten Theorien gingen nun aber Versuche der Ausführung Hand in Hand. Mit besonderer Vorliebe malte er Blumen, weil sie die Träger der Farbe seien. Er selbst, sagte er, würde keine Blumen-Composition ganz ohne menschliche Figuren malen, weil die neue Kunst noch zu unverständlich sei, um nicht der Vermittlung zu bedürfen. Erst allmälig würden die Künstler die Symbolik der Natur so in ihre Gewalt bekommen, daß sie des erklärenden Beiwerks entrathen könnten, um sich dem Beschauer mitzutheilen.

Beladen mit so viel Absichten und Ideen ließ sich nur schwer und langsam schaffen. Von einem seiner Bilder, der Quelle, sagte er, es solle eine Quelle im weitesten Sinn des Wortes werden: die Quelle aller Bilder, die er noch machen werde, die Quelle der neuen Kunst, die er suche,

und auch eine Quelle an und für sich. Auf diesem Bilde liegt eine Nymphe an der Quelle und spielt mit den Fingern im Wasser, wodurch sich Blasen bilden; darin sitzen muntere Knaben und wollen heraus, und wie die Blasen zerspringen, fliegen die Knaben in gewisse zu ihnen gehörige Blumen und Bäume, deren Charakter sie so völlig ausdrücken, daß sie ordentlich körperlich einen Begriff von ihnen geben. Ein Oelgemälde, die Lehrstunde der Nachtigall, war durch folgende Verse Klopstock's entstanden:

Flöten mußt du, bald mit immer stärkerem Laute,
Bald mit leiserem, bis sich verlieren die Töne;
Schmettern dann, daß es die Wipfel des Waldes durchrauscht,
Flöten, flöten, bis sich bei den Rosenknospen
Verlieren die Töne.

Das eigentliche Hauptbild stellte eine weibliche Gestalt dar, die im laubigen Baume auf Amor's Flöte lauscht. Für Runge war aber beinahe das wichtigste die arabeskenartige Umrahmung seiner Bilder. „Ich lasse unten im Bilde ein Stück von der Landschaft sehen. Diese ist ein dichter Wald, wo sich durch einen dunkeln Schatten ein Bach stürzt; dieses ist dasselbe in dem Grunde, was oben der Flötenklang in dem schattigen Baume ist. Und in dem Basrelief kommt oben über wieder Amor mit der Leyer; dann auf der einen Seite der Genius der Lilie, auf der andern Seite der Genius der Rose. Auf diese Weise kommt eines und dasselbe dreimal in dem Gemälde vor und wird immer abstrakter und symbolischer, je mehr es aus dem Bilde heraustritt.“ Wahrscheinlich meinte er aus diesem Grunde, daß das Bild dasselbe sei, was eine Fuge in der Musik.

Sein größtes Werk, die vier Tageszeiten, in allen Einzelheiten gründlich zu erläutern, bedürfte es Seiten und

Seiten. Kurz gefaßt sollten sie die vier Dimensionen des geschaffenen Geistes bedeuten.

Der Morgen ist die grenzenlose Erleuchtung des Universums.

Der Tag ist die grenzenlose Gestaltung der Creatur, die das Universum erfüllt.

Der Abend ist die grenzenlose Vernichtung der Existenz in den Ursprung des Universums.

Die Nacht ist die grenzenlose Tiefe der Erkenntniß von der unvertilgbaren Existenz in Gott.

Daß diese Bilder nur einen kleinen Kreis von Freunden fanden, versteht sich von selbst. Zu diesen gehörte Tieck, was Runge freilich die Zustimmung vieler Andrer ersetzen konnte; denn Franz Sternbald war ihm in seinem ersten dunkeln Tasten nach der neuen Kunst eine erlösende Offenbarung gewesen. Mit Genugthuung sah Tieck in Runge's Bildern den Zusammenhang von Mathematik, Musik und Farben deutlich vor Augen; aber andrerseits tadelte er das allzuweit gehende Allegorisiren und sah mit Bedenken, welches Uebergewicht hier die Betrachtung über die hervorbringende Kraft erlangt hatte. „Alle echte Kunst, sei sie welche sie wolle", schrieb er ihm, „ist nur Armirung unsres Geistes, ein Fernrohr unsrer inneren Sinne, durch welches wir neue Sterne am Firmamente unsres Gemüths entdecken wollen: das geheimste Wunder in uns, welches wir nicht aussprechen, nicht denken und nicht fühlen können, diese innerste Liebe sucht ja eben in wehmüthiger, liebender Aengstlichkeit und zitterndem Entzücken nach den magischen, symbolischen Zeichen der Kunst, stellt sie anders und will sie neu gebrauchen. Aber", fügt er hernach mahnend hinzu, „wenn wir etwas schaffen wollen, müssen wir unserm Tiefsinn eine willkürliche Grenze setzen; so entsteht alle Wirk-

lichkeit, alle Schöpfung, daß die Liebe sich auch in der Liebe ein Ziel, einen Tod setzt: die liebende Angst zieht sich plötzlich in sich zurück und übergiebt ihr Liebstes der Gleichgültigkeit, der Existenz, sonst könnte nie etwas entstehen."

Runge aber scheute sich nicht, mit einer Folgerichtigkeit, die man immerhin bewundern muß, die äußersten Schlüsse aus seiner Ueberzeugung von der Kunst zu ziehen. Was thäte es, wenn ich ein theoretischer Künstler würde? Freien ist gut, Nichtfreien ist besser. So gebe es auch in der Kunst etwas, das besser sei als Kunstwerke machen. Das Machen, das ihm so schwer wurde, konnte ihm oft als etwas Feindseliges, Hassenswürdiges erscheinen. Immer vergleicht er, was man kann, mit dem, was man thun könnte. Er will ja nichts als sich äußern, sich mittheilen. Wäre der Körper nicht, dieser schwere Vorhang, der Seele von Seele trennt, hätten die Menschen einen Sinn, der sie befähigte, sich gegenseitig unmittelbar wahrzunehmen, brauchte man keine Kunst. „Ich wollte, es wäre nicht nöthig, daß ich die Kunst treibe, denn wir sollen über die Kunst hinaus und man wird sie in der Ewigkeit nicht kennen."

Die Kunstkritiker, die nach Runge's frühem Tode das Wort über ihn ergriffen, betonten Alle, daß seine Kunst eine Kunst der Arabeske sei. In der modernen Literatur ist es nicht anders: viele Bücher gleichen reizenden Arabesken, denen nichts fehlt als der feste Kern, den sie umranken sollten. Zierrath, Dekoration, was als krönender Schmuck aus dem Stamme herauswächst, ist selbständig geworden und schwankt als ein befremdendes Wunder in der Luft.

„Und wie sollen wir die Weise nennen, in der diese Bilder gedacht erscheinen?" Mit diesen Worten beschließt der Mystiker Görres seine begeisterte Besprechung des ver-

storbenen Malers. „Sollen wir sie Arabesken heißen? Wir würden ihm Unrecht thun, indem wir, was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was bloß aus spielendem Scherz einer heitern Phantastik hervorgegangen. Die Arabeske ist Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen und kränzt damit die Götterbilder.

Nennen wir sie lieber daher Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik."

Die alte Religion.

> Manche Leute hängen wohl darum so an der Natur, weil sie als verzogene Kinder sich vor dem Vater fürchten und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen.
>
> Novalis.

„Ein Weltumsegler unsres Innern wird auch wohl noch einmal die Rundung unsrer Seele entdecken, und daß man nothwendig auf denselben Punkt der Ausfahrt zurückkommen muß, wenn man sich gar zu weit davon entfernen will.“ Das altbekannte Wort: les extrêmes se touchent drückt dasselbe aus. Gerade aus dem Kreise der Romantiker bieten sich so viele Beispiele dazu, weil sie eben die Weltumsegler waren, die mit bohrender Folgerichtigkeit den besten Gründen und Ergebnissen jeder Erscheinung nachgingen. So wurden sie zugleich die Entdecker der vaterländischen Vergangenheit und der schönen Fremde; das Heimischste wie das Ausländischste nahmen sie in die Dichtung auf. Sie waren zugleich ultra=demokratisch und ultra-aristokratisch, schwuren ebenso theuer auf äußerste Natürlichkeit, wie auf höchste Künstlichkeit. Und dahin gehört es, daß ihr kühner, alle Schranken der Autorität und des Herkommens überspringender Forschungsgeist, der den Gedanken einer neuen Religion zu fassen wagte, damit endigte, in den Hafen der alten, der katholischen einzulaufen.

Im Leben jedes Einzelnen kann man den Weg wohl wahrnehmen, den seine Seele zurücklegte, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Tieck, der von jeher häufig in poetische Stimmungen verfiel und sich dann von seiner aufgeklärt verständigen Umgebung nicht verstanden und angekältet fühlte, äußerte als Knabe einem seiner Lehrer gegenüber, wie gut er die Sehnsucht eines vom Leben verwirrten Menschen mitfühlen könne, sich in ein Kloster zurückzuziehen, um in andächtiger Glaubensversenkung Ruhe zu suchen. Die Entrüstung des wohlmeinenden Protestanten, dem der liebebedürftige Knabe noch das meiste Verständniß von Allen zugetraut hatte, bestärkte ihn in seiner Vorliebe für das weiche, tiefe Gemüthselement im Katholicismus. Allen seinen unbestimmten Wünschen und Ahnungen, die aus der einseitig gebildeten Gegenwart verbannt waren, schaffte seine Phantasie Raum in der Vergangenheit; denn die Kühnheit und Kraft besaß er nicht, mit ihnen die Zukunft zu erobern, ihnen neue Formen zu schaffen. Er erging sich mit ihnen in den alten Zeiten, mit denen der Katholicismus unzertrennlich verbunden war. Ebenso machte es sein Freund Wackenroder. Unbefriedigt von der Kunst der Gegenwart, besonders in der Malerei, wendete er sich voll Andacht zurück nach den alten Meistern und übernahm den katholischen Glauben gewissermaßen als Requisit der Zeit, in der sie lebten. Daher betonte er immer nur den Glauben im Allgemeinen als fruchtbar für die Kunst und ihr verwandt, daß es eben der katholische war, und daß daraus allerlei Folgerungen sich ziehen ließen, fiel erst dem mehr beobachtenden Tieck ein, welcher denn auch in das Büchlein seines Freundes jenen Brief einfügte, in dem Franz Sternbald seinem in Nürnberg zurückgebliebenen Freunde die Veranlassung seines Uebertritts zum katholischen Glauben schildert. Er erzählt, wie oft schon seine katholische Braut in liebevoller Angst ihn angefleht hat, seine Seele zu retten; wie er denn einmal in die Peterskirche eintritt,

eigentlich nur um sie zu sehen; wie dann aber die Feierlichkeit der religiösen Handlung, die Macht des hehren Baus, die überirdische Musik und der lateinische Gesang ihn trunken machen, die ineinsströmende Inbrunst der anbetenden Menge, zu der auch die Geliebte gehört, ihn hinreißt, daß er mit entzücktem und zerknirschtem Herzen gelobt, ihren Glauben zu bekennen. „Die Kunst hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse.“

Damit, daß Tieck Stimmungen wie diese schilderte, ist nicht bewiesen, daß er Handlungen wie diese hätte ausführen können. Selbst wenn etwa sein eines Ich ihn dazu getrieben hätte, würde sein andres Einsprache erhoben und seine entgegengesetzten Bedürfnisse geltend gemacht haben. Weil er in dem flachen Berliner Protestantismus Befriedigung der dunkeln, mächtigen Glaubenstriebe nicht fand, wollte er doch keineswegs auf die Rechte seines feinen, aufmerksamen Verstandes, auf die Freiheit zu protestiren, verzichten. Nichts ärgerte ihn deswegen mehr, als wenn später junge Leute mit unklaren modischen Uebertrittsgelüsten sich auf ihn beriefen. Das mag ihm gewesen sein, als wenn etwa alle Selbstmörder in der Wertherzeit Goethe für ihr Vorbild hätten erklären wollen.

Eine durch und durch protestantische Natur war Wilhelm Schlegel. Ohne alle Mystik, ohne alle Sehnsucht nach Bildern und Formen, die etwas unaussprechlich in ihm Wogendes ausgedrückt hätten. Er und Karoline, die mit ihrem unmittelbaren Naturzusammenhang heidnisch im Goetheschen Sinne genannt werden könnte, kamen ganz unbefangen und zufällig dazu, sich in die Schönheit der katholischen Welt zu vertiefen. Als sie in Dresden die Gemälde studirten, wurden sie mit Nothwendigkeit darauf hingeführt. Karolinen's

Andacht vor der Sixtinischen Madonna veranlaßte Wilhelm zu der Bemerkung: „Sie sind in Gefahr katholisch zu werden“, worauf sie zur Antwort giebt: „Wie dann und wann heidnisch. Es ist kein Gefahr dabei, wo Rafael der Priester ist.“ Da hat man ganz den modernen Menschen, der sich nach Belieben katholisch oder heidnisch stimmen kann. Nichts unterscheidet so sehr Menschen hoher Kultur vom Naturmenschen, der etwas ist, etwas sein muß, weil er den blinden Willen dazu in sich hat; wir können uns und die Welt überblicken und in die zahllosen Metamorphosen, durch die wir im Laufe unsrer Entwickelung hindurchgegangen sind, uns spielend hineinträumen. Ganz parteilos verglich Wilhelm das Entstehen der protestantischen Religion mit dem ersten Aufkommen des Christenthums überhaupt, und sein eigenes Gefühl dem Katholicismus gegenüber mit dem, welchem Schiller in den Göttern Griechenlands Ausdruck gegeben habe.

Anders war es mit Friedrich. Er hatte zwar als Atheist begonnen, dann aber einen Umschwung erlebt und fühlte sich zum Religionslehrer berufen. Für die ungeheure Masse von Ideen, die in ihm aufgespeichert waren, suchte er beständig nach zusammenfassenden, einreihenden Bezeichnungen, wenn er sich wissenschaftlich aussprechen sollte. In ganz ähnlicher Weise suchte er nach Symbolen für die künstlerische Mittheilung. Er, der kein Dichter war, sah die Mittel und Fähigkeiten künstlerischen Schaffens zu sehr in äußerlichen Dingen. So kam er zum Schlusse, daß es vornehmlich an dem Mangel der Symbole läge, wenn die künstlerischen Hervorbringungen der Modernen, mit den antiken und mittelalterlichen nicht zu vergleichen wären. Ohne Zweifel ist es dem Künstler bequem, ja bis zu einem gewissen Grade nothwendig, was jeder fühlt, aber keiner

sagen kann, in allgemein verständliche Bilder einzukleiden. Auch hatten ja thatsächlich alle Dichter und Künstler, denen die Madonna, die Heiligen und Engel des katholischen Himmels fernstanden, auf die alten Heidengötter, griechische, ja sogar germanische zurückgegriffen. Friedrich's Meinung war nun, die neue Religion, die uns entspreche, müsse auch ihre neue Mythologie mit sich führen. Und leuchtet das nicht als ein zutreffender und großartiger Gedanke ein, daß auch die Natur und der Geist mit ihren Kräften, wie wir sie kennen, in ewigen Gestalten und Bildern sollte erscheinen können? Es lag aber um so näher, sich der schon dagewesenen zu bedienen, als die nächstliegende Vorzeit beinah ausschließlich die antiken gebraucht hatte und die mittelalterlich-katholischen ganz gut für neu und unabgegriffen gelten konnten. Die Menschheit pflegt ja nach gewissen Zwischenpausen immer ihren alten Hausrath von Ideen wieder hervorzusuchen, so wie Kinder ein uraltes, verstaubtes, in der Rumpelkammer wieder aufgefundenes Spielzeug dem schönen neuen vorziehen; es liegt ein duftiger Erinnerungsgoldglanz darüber. Auch Wilhelm hatte im Anfang mit Prometheus, Aphrodite, den Musen und Grazien gewirthschaftet. Aber die unnennbaren unendlichen Seelenstimmungen wurden durch diese plastischen Gestalten nicht gedeckt. Das Feinste das Zarteste, gerade das Wichtigste blieb immer ungesagt. Die Romantik war ja ein neu erstehendes Mittelalter. Wie natürlich, daß mit Faust und mit Götz und der heiligen Vehme auch Gott und der Teufel und ihr ganzes Gefolge zurückkehrten. Es ist eine Renaissance wie die des 15. Jahrhunderts, nur daß man damals das Alterthum neu belebte, weil man den mittelalterlichen Idealen entwachsen war, jetzt das Mittelalter. Die antike und die mittelalterliche Mythologie sind die Ur-Symbole von Natur und Geist.

mit denen die Menschheit abwechseln wird, bis es ihr gelingt, in einer dritten beide zu verschmelzen. Auf Generationen von vorzugsweise handelnden und nach außen lebenden Menschen folgten jetzt jüngere, die mehr nach innen schauten, beschauliche, denkende, zweifelnde, zwiespaltige Seelen, die für die von ihren Eltern und Voreltern verketzerte Zeit sympathisches Verständniß hatten und den Sinn der Symbole rasch begriffen, die ihnen von einigen vorschauenden, spürenden Anführern gezeigt wurden. Die himmlische Gestalt der göttlichen Jungfrau, der die Romantiker auf so vielen der bewunderten Bilder vergangener Jahrhunderte begegnet waren, schwebt nun durch Novalis' geistliche Lieder:

Was hab' ich Armer dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnsucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?
Gebendeite Königin,
Nimm dieses Herz mit diesem Leben hin!
Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich so ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht schon seit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich schon Milch aus deiner sel'gen Brust.

Die Jungfrau Maria fing an diesen Protestanten ganz vertraut zu werden. Nach dem Tode der kleinen Auguste empfahl Wilhelm Schlegel in einem zartgedachten Gedichte das geliebte Kind, das der zärtlichen Fürsorge seiner irdischen Mutter entrissen war, dem gütevollen Herzen jener himmlischen droben. Ein ganzes Panorama der mittelalterlich-katholischen Welt breitete Tieck in seiner Genoveva aus. Das Ineinanderübergehen der entgegengesetzten Triebe und Leidenschaften,

das Aneinandergrenzen von Heiligkeit und Sinnlichkeit lockte ihn zu diesem Legendenstoffe. Eine heimliche Gluth sollte die Brust der keuschen Genoveva, ihr selbst halb unbewußt, umhüllen; inbrünstige Flammen brennen in ihrem Mädchenherzen, von denen sie selbst nicht weiß, ob sie dem Heiland oder dem unbekannten Geliebten gelten. Sie bebt vor Scham in den Armen ihres verehrten Gemahls und sehnt sich nach der verzehrenden, tödtlich ihr Wesen aufsaugenden Leidenschaft Golo's, den sie sucht und flieht. Golo selbst sollte der Held sein, dem alle Herzen gefallen, den die Natur zum König der Erde geschaffen hatte, und der, was Niemand anders vermocht hätte, mit dämonischer Lust sich selber zu Grunde richtet, um zuletzt als Büßer willig zu sterben. Ueber dem blühendsten Lebensdrange sollte das Kreuz erscheinen als Symbol der Marter und des Opfertodes, mit den süßesten, hinsterbendsten Liebesliedern sollten sich Gesänge reuiger Entsagung vermischen. Nicht daß Tieck Alles dies wirklich dargestellt hätte; man merkt nur, daß er es beabsichtigte. Wenn die altchristlichen Helden in der Genoveva mit Sehnsucht von den frommen Männern der Vorzeit sprechen, die sie eben vorstellen sollten, verräth Tieck, daß er selbst nicht mittelalterlich-katholisch empfand, nur Sehnsucht nach einem solchen naiven Glauben hatte. Und was war es, das die Jenenser Studenten so entzückte, die in der Mitternachtsstunde das „treffliche Werk“ unter Andacht und Jubel zusammen lasen? Sie sahen eine Pforte sich aufthun und köstlich bunte Gestalten daraus hervorwallen mit einem Hauch unnennbaren Lebens, leidenschaftlich, geheimnißvoll; das Reich der Unbewußten, das lange verschüttet gewesen war, stieg wieder an's Licht hervor. Viele von ihnen mochten sich einbilden, mit der Wiedereinführung des katholischen Glaubens würde auch die ganze Prozession edler Gottes-

streiter, wunderthätiger Heiliger, barmherziger Frauen wieder über die Erde ziehen.

Wie wenig die Romantiker an eine thatsächliche Wiedereinführung dachten, kann man an dem Eindruck sehen, den eine kleine Schrift von Novalis machte, die er unter dem Titel: Die Christenheit oder Europa, ein Fragment; im Jahre 1799 in's Athenäum rücken wollte. An dieser Schrift ist vielleicht das auszusetzen, daß die Weltgeschichte darin von einem zu hohen Standpunkte aus überblickt wird. Novalis betrachtet die Zeit des ungebrochenen Katholicismus als die Zeit der Eintracht — der Eintracht vor der Spaltung — also gewissermaßen der bewußtlosen, nothwendigen und deshalb verdienstlosen und unsicheren Vollkommenheit. Der Protestantismus ist nun die Spaltung, an sich häßlich und beklagenswerth, aber nothwendig als Mittel zum Zweck, als erstes Symptom des Selbstbewußtwerdens. Bevor steht nun eine Wiedervereinigung — Novalis glaubte sie schon nahe —, eine bewußte und freie Einheit, ein neuer Katholicismus, aber eben ein neuer. So verschieden vom alten, wie bewußte Vollkommenheit von unbewußter, wie ein Heiliger von einem kleinen Kinde. Das ist etwa der nackte Gedankengang des höchst farbigen, prächtigen Prosa-Dithyrambus.

„Es war eine schöne, glänzende Zeit, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches." So beginnt er mit einer idealisirenden Schilderung des Mittelalters. Ganz persönliche Erinnerungen klingen rührend an, wo er den schönen menschlichen Sinn des verpönten Reliquienglaubens erläutert: „So bewahren liebende Seelen Locken oder Schriftzüge ihrer verstorbenen Geliebten und nähren die süße Gluth damit bis an den

wiedervereinigenden Tod. Man sammelte mit inniger Sorgfalt überall, was diesen geliebten Seelen angehört hatte, und Jeder pries sich glücklich, der eine so tröstliche Reliquie erhalten oder nur berühren konnte. Hin und wieder schien sich die himmlische Gnade vorzüglich auf ein seltsames Bild oder einen Grabhügel niedergelassen zu haben. Dorthin strömten aus allen Gegenden Menschen mit schönen Gaben und brachten himmlische Gegengeschenke: Frieden der Seele und Gesundheit des Leibes zurück."

Wenn sich Novalis aber auch ein Ideal dieser Zeit bilden konnte, übersah er doch nicht, wie wenig die Wirklichkeit ihm gleichgekommen war: „Noch war die Menschheit für dieses herrliche Reich nicht reif, nicht gebildet genug. Es war eine erste Liebe, die im Drucke des Geschäftslebens entschlummerte."

Den Grundfehler des Protestantismus nennt er die Vergötterung des Buchstabens durch Alleingültigkeit der Bibel, was dem heiligen Geist die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung erschwert habe. Man könnte mit andern Worten sagen, es war eine Ausschließung, Verschüttung der unerschöpflichen Quellen des Unbewußten im Menschen zu Gunsten des Verstandes, der ohne diese Nahrung verwelkt oder erstarrt.

Als besonders anstößig mochte den Freunden die merkwürdige Stelle erscheinen, wo Novalis den Jesuitenorden verherrlicht: „Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen, aber auf ewig ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügsten Unternehmungen vereitelt. . . . . . Jetzt schläft er, dieser furchtbare Orden, in armseliger Gestalt an der Grenze von Europa, vielleicht daß er von daher sich, wie das Volk, das

ihn beschützt, mit neuer Gewalt sich über seine alte Heimath, vielleicht unter anderm Namen, verbreitet."

In der Geißelung der Aufklärungszeit hatten alle Romantiker Uebung. „Der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Noth obenan und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die, vom Strome des Zufalls getrieben und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich unechtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle ist."

Seine äußerste Spitze erreicht der Protestantismus in der französischen Revolution. Aber eben sie, und dies war auch eine alte Lieblingsansicht Friedrich Schlegel's, ist heilbringend, indem sie den Umschwung nothwendig macht. Denn: „Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor." Darum, nachdem die unfruchtbare, zerstörende Zeit vorüber ist, gebührt auch ihren Verdiensten Anerkennung. „Jetzt stehen wir hoch genug, um auch jener obenerwähnten, vorhergegangenen Zeit freundlich zuzulächeln — dankbar wollen wir jenen Gelehrten und Philosophen die Hände drücken. Reizend und farbiger steht die Poesie wie ein geschmücktes Indien den kalten, todten Spitzbergen jenes Stubenverstandes gegenüber."

Es folgt zum Schlusse die entzückte, seherhafte Prophezeiung der neuen Religion. „Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaften Kirche Platz machen? — — — Die Christenheit muß wieder

lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt und zur Vermittlerin der alten und neuen Welt wird."

Nach eifrigen Debatten wurde, namentlich auch auf Goethe's Schiedsspruch hin, die Europa nicht in das Athenäum aufgenommen, doch wohl weil man eine Aufforderung darin sah, zum Katholicismus zurückzukehren, oder wenigstens fürchtete, es könne so ausgelegt werden. Man wundert sich, daß diese Schrift so mißverstanden werden konnte. Auch in späterer Zeit thaten die protestantischen Freunde des verstorbenen Dichters gern etwas geheim damit, um zu verhüten, daß die Convertiten sie als Beweis für Novalis' katholische Gesinnung benützten.

Friedrich Schlegel war zu schwer, träge und gründlich, um nur zu spielen; er machte mit all den Stimmungen, Phantasien und Gedankenträumen Ernst. Eine besondere Stellung zum Katholicismus hatte er, solange er sich noch mit der Gründung der neuen Religion beschäftigte, nicht genommen. Gradezu antikatholisch hatte sich Dorothea vernehmen lassen. Für sie, die phantasievolle, aber im Denken anlehnungsbedürftige Frau, hatte zwar der Gedanke etwas Reizendes, einen Glauben zu haben, noch dazu ein und denselben mit Friedrich. Sie wäre gern auf Schleiermacher's Vorstellungen eingegangen, der ihr zuredete, protestantisch zu werden, hätte sie nicht auf ihren guten, redlichen Mann, Simon Veit, Rücksicht nehmen wollen, der zwar durchaus kein beschränkter, unduldsamer Jude war, aber es, etwa im Sinne des alten Moses Mendelssohn, überflüssig gefunden hätte, seine Glaubensgenossen zu verlassen, nur um eine Form zu wechseln, durch die der eigentliche Kern und Werth des Menschen nicht verändert werden

konnte. Später, als sie mit Friedrich in Paris war, verständnißlos und unverstanden, vereinsamt — Friedrich betrachtete sich „als Idealisten oder Poeten in partibus infidelium“ und schrieb seinem Bruder von dem Elephanten in der Menagerie, er habe ihm viel Achtung und Theilnahme eingeflößt und sei nächst ihm unstreitig derjenige, welcher am wenigsten hier zu Hause gehöre — fühlte sie noch mehr als sonst das Bedürfniß nach einer innerlichen Stütze. Sie las viel in der Bibel und schrieb an Schleiermacher, das protestantische Christenthum gehe sie viel mehr an als das katholische, welches viel Aehnlichkeit mit dem Judenthum habe, „das ich verabscheue“. Im Herzen sei sie Protestantin, halte aber ein öffentliches Bekenntniß für überflüssig, worin ihr sogar „katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit“ zu liegen scheine.

Ob nun ein solcher Hang zur Ostentation allmälig in ihr rege wurde oder schon immer in ihr verborgen gewesen war, im April 1804 ließ sie sich protestantisch taufen. Nicht zwei Jahre später warf ihre Freundin, Frau Professor Paulus, mit der sie von Jena her innig befreundet war, ihr vor, sie lasse sich von der modernen katholischen Wuth hinreißen, worauf Dorothea sehr gereizt und mit einem vollständigen Mangel an Logik, Kenntniß und Belehrbarkeit antwortete.

„Ob ich glaube, fragst du, daß die ewige Jugend im katholischen Glauben stäke? Freilich glaube ich das — — es ist merkwürdig genug, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten. Calderon ist über 80 Jahre alt geworden, und seine letzten Sachen sind von den Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden. Cervantes war so alt, als jetzt Goethe ist, als er den ersten Theil des Don Quixote schrieb. Dagegen ist

in Shakespeare, dem ersten der protestantischen Dichter, sehr bemerkbar, wie seine Jugendsachen gegen seine im Alter geschriebenen abstechen."

„Schon weil er so uralt ist, ziehe ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts."

„Ob ich glaube, fragst du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholicismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholicismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlecht seitdem, ja Deutschland selber ist daran zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt."

Als Frau Paulus sich nicht enthalten konnte, Dorothea daran zu erinnern, daß Friedrich einstmals eine neue Religion habe stiften wollen, antwortete sie mit der fröhlichen Sicherheit, die naiven Augenblicksmenschen eigen ist, das könne er nicht gewollt haben; wenn er von Religion gesprochen habe, so sei es immer die alte gewesen. Friedrich, dem gewiegten Denker, mochte die unbefangene Beweisführung denn doch peinlich sein, und mit einem Rest seines alten Freimuths fügte er ihren fanatischen Bravaden die Nachschrift bei: „In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß das zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen."

Dorothea hatte das Talent, solche offene Zugeständnisse

ihres Mannes völlig zu übersehen. Sie war stets bereit, jede seiner Absichten und Meinungen vor sich, ihm und der Welt zu verklären. In der Hoffnung, freundliche Aufnahme und Unterstützung in Oesterreich zu finden, ging er mit dem Plan um, ein Drama zu schreiben, in dem Karl V. verherrlicht würde. „Wie rührend", schrieb sie, sogleich Feuer und Flamme dafür, um ihn in dem Gedanken zu bestärken, „war mir gleich dieser sanfte königliche Held in seinem Kampfe gegen die schlechte Zeit, die er vergeblich aufzuhalten bemüht war; wie tragisch und heilig, daß er endlich ermattet und noch liebevoll diesen ganzen Kampf gegen sich selbst wendet und durch seine Büßung versucht, den Himmel zu versöhnen."

Das Merkwürdigste ist, wie in dem Maße, als der Fanatismus sich in ihr entwickelte, jedes andre Gefühl, von der Liebe zu Friedrich abgesehen, jede Rücksicht auf Freunde und Angehörige abnahm. An Schleiermacher, der der neuen Wendung nicht sympathisch gegenüberstand und sich immer enger an das protestantische Preußen anschloß, schrieb sie einen feindseligen Brief voller Vorwürfe und Ermahnungen, und während sie ihm gegenüber betheuerte, daß diese nur von alter Freundschaft, Sorge und Angst um ihn eingegeben seien, schrieb sie gleichzeitig an Friedrich: „Um mir einige Gemüthsergötzung zu schaffen, habe ich ihm [Schleiermacher] geantwortet und meine üble Laune in ein leises Schimpfen auszudrücken gesucht; wenn er böse darüber wird, ist es auch gleichgültig." Als Friedrich sich bedachte, den förmlichen Uebertritt auszuführen, weil er seine Geschwister und namentlich seine Mutter allzusehr zu betrüben fürchtete, stellte sie ihm vor, daß es ja ganz im Geheimen geschehen könne; denn „das geräuschvolle Bekanntmachen ist ganz dem katholischen Wesen entgegen, ist vielmehr protestantisch"; als

er aber den vollzogenen Uebertritt nun wirklich seiner Familie nicht gleich eingestand, trieb sie ihn unabläſſig zur Veröffentlichung an, damit durch sein Beiſpiel Andre — besonders auf Wilhelm hatte sie es abgesehen — hinübergezogen werden. Von Rückſichten dürfe dieſen Verpflichtungen gegenüber keine Rede sein.

Dorothea's schwärmerische Anhänglichkeit an die katholische Kirche war übrigens aufrichtig, wie schlecht sie sie auch zu begründen wußte. Sie war, was sie anging, sogar ehrlich genug, zuzugeben, daß sie den wirklichen eigentlichen Glauben nicht habe; anstatt dessen begnügte sie sich mit dem Glauben an den Glauben und mühte sich redlich, ihn allmälig zu gewinnen durch häufigen Besuch der Messe, Beten in der Kirche und Beten in der Kammer, Lesen und Bedenken der Heiligengeschichten. Die Aufopferung des eigenen Denkens, um Gott in sich denken zu lassen, wurde ihr durchaus nicht schwer, die Aussicht, als Lohn dafür Vergebung der Sünden zu empfangen und eine auserwählte, ausgezeichnete Person zu sein, befriedigte den romanhaften Hang, der immer in ihr gelegen hatte. Und es kam wohl auch in Betracht, daß ihr Verhältniß zu Friedrich, das auf durchaus ungesetzlichem Boden begründet war, durch die katholische Kirche eine nachträgliche Weihe erhielt und unauflöslich gemacht wurde.

Am peinlichsten berührt die Art, wie Dorothea ihre beiden Söhne aus erster Ehe, Jonas und Philipp, für die Kirche zu gewinnen suchte. Philipp, der unter ihrem und Friedrich's täglichem Einflusse stand, ganz mit ihren Ideen zu erfüllen, war nicht schwer. Er bekam in Köln einen Geistlichen zum Lehrer, der ihn in den katholischen Glauben einführte; Dorothea, selbst schlug ihm vor, sie wollten in Briefen die Lehren des Paters immer unter dem Namen

Moral zusammenfassen, ohne Zweifel damit der wahre Zweck nicht verrathen werde. Schwieriger war es, Jonas, dem älteren Sohne, beizukommen, der unter der Leitung seines Vaters aufgewachsen war; ein schwerblütiger, melancholischer Grübler, entschloß er sich erst nach vielen innerlichen Qualen und Kämpfen, der Mutter und dem jüngern Bruder nachzufolgen. Die seelischen Leiden Simon Veit's, der mit schlichter Großmuth Dorotheen auch in ihren materiellen Nöthen immer ein Helfer war und der nun zusehen mußte, wie alle die Seinigen, eins nach dem Andern, ihn verließen und sich auch innerlich von ihm trennten, scheinen ihr das Bekehrungswerk nicht schwerer gemacht zu haben, geschweige denn daß dadurch Zweifel an seiner Berechtigung in ihr erregt wären.

Im April 1808 traten Friedrich und Dorothea in Köln zur katholischen Kirche über; zwei Jahre später erst Philipp und dann Jonas Veit in Wien.

So berechtigt in vielen Fällen der Uebertritt zu irgend einem Bekenntniß sein kann, von Friedrich Schlegel muß man es als etwas Tragisches ansehen. Er streckte die Waffen, er kapitulirte schmählich. Wie ein Soldat, der dem Feinde, dem er sich ergeben hat, schwören muß, nie wieder ein Schwert für sein Vaterland zu ziehen. Er strich selbst seinen Namen aus der Liste der guten Kämpfer und ließ sich die Hände binden. Bestimmt, für die Wiedervereinigung der beiden Glaubenshälften, der katholischen und der protestantischen, zu einem neuen, vollendeten Ganzen zu streiten, gab er nicht nur den Kampf auf, sondern sogar die schon errungene Stufe preis, um sich auf die tiefere behaglicher Bewußtlosigkeit zurücksinken zu lassen. Sünde gegen den heiligen Geist. Dahin passen die strengen Worte von Novalis:

„Der Mensch besteht in der Wahrheit. Giebt er die

Wahrheit preis, so giebt er sich selbst preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst. Es ist hier nicht die Rede vom Lügen, sondern vom Handeln gegen Ueberzeugung."

In eigenthümliche Conflikte gerieth Dorothea, wenn Bekannte, die ihr früher unlieb waren, gleichfalls den Glauben wechselten, indem sie sich verpflichtet fühlte, sich darüber zu freuen, andrerseits aber dadurch irre gemacht und geängstigt wurde. Sie half sich dann wohl damit, daß sie die Güte der Beweggründe in Zweifel zog, indessen hoffte, die Kirche werde nachträglich die ihr zugefallenen Kinder ihrer werth erziehen. So etwa war ihre Stimmung den Tieck's gegenüber, von denen zuerst im Jahre 1805, wo sie sich in Italien aufhielten, das Gerücht ging, sie seien katholisch geworden. Soviel ich weiß, ist es niemals mit voller Sicherheit zu ermitteln gewesen, ob Ludwig Tieck thatsächlich übergetreten ist oder nicht; indessen spricht Alles dagegen und jetzt wird Niemand mehr daran glauben. Tieck's Schwester Sophie hingegen, in der das Schwanke, Unklare, das im Wesen des Bruders lag, noch mehr ausgeprägt gewesen zu sein scheint, vollzog den Uebertritt; sie gehöre nun einmal zu den Zugvögeln und müsse hin, wo der Wind hingehe, sagte Dorothea von ihr.

Welche Veränderungen das Verhältniß zu alten Idealen und alten Freunden erlitt, das machte sich allerwärts schmerzlich fühlbar. Erinnert man sich, wie Dorothea im Sommer 1799 klopfenden Herzens Goethe, den höchstverehrten Mann, kaum anzureden sich getraute, wie begierig sie in seinen Mienen forschte, ob er ihrem Friedrich wohl gewogen sei, berührt es eigen, zu lesen, in welchem Tone sie sechs Jahre später über ihn schrieb: „Den Winkelmann von Goethe habt ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidenthum? Ich gestehe Dir, mir

kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethe's Styl unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affektirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, so ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt."

Freilich zog sich Goethe desto ablehnender in sein herbes, stylisirtes Griechenthum zurück, je mehr die Schwärmerei für das bunte, wundermächtige Mittelalter um sich griff. Die Uebertritte fingen an, zahlreicher zu werden. Die Zeit aber gehört schon nicht mehr in das erste Blüthenalter der Romantik, dessen Gedächtniß ich diesen Band bestimmt habe. Damals wurde nur mit verschwenderischer Hand Samen ausgestreut, der hernach die vielen verschiedenen eßbaren, ungenießbaren und giftigen Früchte trug. Nur, da die katholische Stimmung im Grunde von Bildern her zuerst unter die Romantiker ausgestrahlt war, sollte man noch wissen, was nun die Malerei wiederum von ihnen in dieser Hinsicht empfing. In den Bildern Friedrich's, des Lieblingsmalers der älteren Romantik, ist kein katholisches Symbol zu finden. Denn wenn er etwa auch einsame Kapellen oder Abteien im Walde oder gar Mönche und Krucifixe malte, so waren das doch nur Ausdrucksmittel für andächtige oder gottsuchende Stimmung.

Runge, der die Kunst durchaus auf der Religion aufgebaut wissen wollte, war deswegen von einer Neigung zum Katholicismus doch weit entfernt. Auch sein Freund Klinkowström, der späterhin katholisch wurde, sprach sich Anfangs sogar nachdrücklich dagegen aus; denn, sagte er, das Christenthum bestehe eben in der Vereinigung, man wechsele mit dem Bekenntniß nur die Form und solle nicht neuen Most in alte Schläuche füllen. Trotzdem bediente er

sich auf seinen Bildern schon damals katholischer Symbole; vermuthlich auch deshalb, weil er nicht so viel Erfinderkraft besaß wie Runge, der sich eigene schuf. Im Jahre 1804 malte er einen St. Georg, von dem er sagte, er habe ihn ganz romantisch genommen, knieend auf einem großen springenden Pferde, rechts davon die Maria, links den tanzenden David, die Sonne aus Köpfchen in Strahlen gebildet. Die Maria mit dem Kinde und dem geschwungenen Rauchfaß sollte die Religion sein. Ueberhaupt sollte das Bild, nach seiner eignen Erklärung, die stille Religiosität, die Freude, Liebe, Macht und Herrlichkeit derselben ausdrücken. Wie ganz religiös er aber auch das Bild angesehen wissen wollte, war ihm doch der Gedanke, die Leute würden nichts als eine Versenkung in den Katholicismus darin erblicken, peinlich, und er hätte das sogar gern vermieden. Von den Brüdern Riepenhausen aus Göttingen, die siebzehn- und achtzehnjährig nach Dresden kamen, um katholisch zu werden, erzählte er Runge mit mißbilligendem Spott ihren Ausspruch: „Wir haben nun ganz den griechischen Styl fahren lassen“, anstatt dessen fingen sie eine Malerei in Nachahmung der alten Deutschen an, ganz flach, ohne Schatten und Licht. Klinkowström sah bei ihnen eine religiöse Composition: um die Maria mit dem Kinde, die auf einem Throne sitzt, zwei Engel mit traurigen Gebärden in großen altdeutschen, steifen Kleidern, die das Alte und das Neue Testament vorstellen sollten. Das Bild wie die ganze Richtung mißfielen Klinkowström durchaus. Vieles sei nur der Drang, auf die Kniee zu fallen, urtheilte er, Sinnentrunkenheit, durch die neuere Poesie veranlaßt. Auch er suchte, wie Friedrich Schlegel und Andre mit ihm gethan hatten, eine neue Religion; der alten wich er beinahe mit einer gewissen Aengstlichkeit aus, als wäre er sich heimlich

bewußt gewesen, daß sie ein Armida-Zaubergarten werden könnte, in dessen erschlaffender Pracht man die Eroberung des heiligen Landes vergäße. „Und alle meine Worte sollen nur soviel enthalten", schrieb er an Runge, „daß ich die christliche Kirche wie meine Braut suche, aber man liebt vom eignen Anschauen und kann sich nichts von der Liebe erzählen oder sich lehren lassen."

Wie Manchem schwebt das Ideal einer Braut vor, wie er sie besitzen möchte; wenn aber einiges Suchen erfolglos geblieben ist, nehmen die Meisten mit einer zwar nicht ganz entsprechenden, aber doch greif- und genießbaren Wirklichkeit vorlieb.

Tieck vergleicht einmal die Menschheit mit dem Pudel, der, wenn er eine Weile auf den Hinterbeinen gesessen und Männchen gemacht hat, glückselig ist, wenn er wieder auf die Vorderpfoten zurückfallen und auf allen Vieren laufen kann.

Daran muß man denken, wenn man den Lebenslauf dieser strebenden Idealisten betrachtet, die die unsichtbare, alle Geister umfassende Kirche auf Erden verwirklichen wollten und nach kurzem Ringen im weichen Schoße der alten katholischen untergingen.

Tod.

> O wie sind die einst zu Jena in einem kleinen Kreis Versammelten nun über alle Welt zerstreut und lehren alle Heiden.
>
> Karoline.

Während Schelling die letzten Stunden des Jahres 1800 in Weimar zwischen Lärm und Lust zubrachte, in der Gesellschaft von Goethe und Schiller, saß Karoline in Braunschweig mit ihrer Schwester allein vor einer Schale Punsch; Wilhelm, der sich nicht wohl fühlte, lag in einem oberen Zimmer auf dem Sopha und schlief. „Der Schlag zwölf überraschte uns“, schrieb Karoline an Schelling, „ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir, als könnten üble Folgen daraus entstehen, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschliefe — also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns hinuntergehen wollen, also begegneten wir uns wie die beiden Jahrhunderte auf der Treppe.“

Wie hatte sich das frohe Lebensbild für die Freunde Alle verändert! Das Schicksal hatte in den kleinen Kreis gegriffen und ihn mitten auseinandergerissen. Im Sommer des Jahres 1800 hatte sich zum ersten Male ein ungewünschter, furchtbarer Gast in ihrer Mitte gezeigt und sich nicht verscheuchen lassen, der Tod. Die Jüngste und Vielgeliebteste hatte er mit sich genommen: die kleine Auguste.

Karoline, die immer kränkelte, war zur Erholung in das

kleine Bad Bocklet bei Bamberg geschickt; es verstand sich von selbst, daß Auguste mit ihr ging. Schelling geleitete die Beiden. Daß er und Karoline einander damals schon liebten, ist ohne Zweifel. Wie war es aber mit Auguste? Welche Rolle spielte sie zwischen der über Alles geliebten Mutter und dem jungen Manne, der nicht viel Jahre mehr als sie zählte, als Karoline älter als er war? Schelling's Neckereien — welcher von den Freunden des Hauses spielte, scherzte, tändelte nicht mit dem Kinde! — nahm sie mit trotziger Sprödigkeit auf. Hatte sie ihn lieb und zürnte sie ihm, daß er statt ihrer die Mutter erkoren hatte? Oder war sie im Gegentheil auf ihn eifersüchtig und mißgönnte ihm die starke Zuneigung ihrer Mutter? Das Letztere ist wahrscheinlicher. Es scheint, daß in dem schüchternen kindlichen Herzen die Liebe zur Mutter jedes andre Gefühl überwog. „Ich danke Dir recht sehr", schrieb sie aus Bocklet an Schelling, „für das Mittel, das Du mir an die Hand gegeben hast, Mütterchen zu amüsiren, es schlägt herrlich an, wenn ich auch noch so viele Narrenspossen treibe, sie zu unterhalten, und es will nicht anschlagen, so sage ich nur: „wie sehr er dich liebt", und sie wird gleich muthig; das erste Mal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: „mehr als Alles"; sie war zufrieden und ich hoffe, Du wirst es auch sein."

Aber auch für Karoline, bei aller Leidenschaft für den geliebten Mann, war das Kind der Mittelpunkt des Daseins. Es hat den Anschein, als habe sie, die an die Möglichkeit einer Verbindung mit Schelling nicht dachte, für sich verzichtet und anstattdessen gehofft, er könne mit Auguste das Glück, das ihr ein Traum bliebe, verwirklichen.

Da Karoline sich unter Augusten's Pflege eben zu erholen anfing, erkrankte plötzlich das Kind. Es schien nicht gefährlich zu sein. Schelling, der sich viel mit Medicin beschäftigt hatte, übernahm selbst die Pflege und behandelte die Kranke nach den Grundsätzen seiner eignen Theorie, die zu der Zeit in Bamberg bedeutende Vertreter hatte. Aber die Krankheit nahm rasch zu und in wenigen Tagen war die Kleine todt.

Wilhelm, der mit der innigsten Zärtlichkeit, die er zu empfinden fähig war, an dem Kinde gehangen hatte, eilte nach Bocklet. Furchtbare Auftritte, deren Charakter wir nur ahnen können, müssen unter den verzweifelten Menschen stattgefunden haben. Von gegnerischen Aerzten war sofort die Beschuldigung gegen Schelling erhoben worden, Auguste sei infolge seiner Behandlung gestorben. Was für einen Eindruck mußte das auf Wilhelm machen, dem die Innigkeit der zwischen Schelling und seiner Frau bestehenden Zuneigung nicht fremd war. Er ließ sich hinreißen, ihr, die außer sich, selbst leblos fast vor Schmerz über den Verlust ihres Lieblings war, diese Dinge vorzuwerfen. Später, als Schelling's Feinde schamlos genug waren, ihn hämisch unter der Hand zu verdächtigen, als habe er gleichsam einen fahrlässigen Mord an diesem doch auch ihm so theuren Kinde begangen, war Wilhelm der Ritter, der sich seine Ehrenrettung angelegen sein ließ und den Angreifern öffentlich die Grundlosigkeit ihrer Beschuldigung darthat, wie auch die Niederträchtigkeit ihres Benehmens vorwarf.

Der Tod des reizvollen Kindes, das nichts als Zärtlichkeit, noch keinerlei Neid oder Eifersucht erweckt hatte, erschütterte Alle, die dem Freundeskreise angehört hatten. „Mußte dies blühende Mädchen sterben können!" schrieb Dorothea, „es ist, als ob man sich schämen müßte vor ihr."

Der Umstand, daß Wilhelm seinen Kummer schon so bald in Reime fassen konnte, darf bei ihm keinen Zweifel an seiner Echtheit erregen; denn ein so starkes Gefühl, das ihm verwehrt hätte, sich selbst darin zu spiegeln, konnte er überhaupt nicht fühlen. Jedenfalls gehören seine Gedichte auf ihren Tod zu den empfundensten, die er gemacht hat.

Oft wenn sich ihre reine Stimm' erschwungen,
Schüchtern und kühn, und Saiten drein gerauschet,
Hab' ich das unbewußte Herz belauschet,
Das aus der Brust melodisch vorgedrungen.
Vom Becher, den die Wellen eingedrungen,
Als aus dem Pfand, das Lieb' und Treu' getauschet,
Der alte König sterbend sich berauschet,
Das war das letzte Lied, so sie gesungen.
Wohl ziemt sich's, daß der lebensmüde Zecher,
Wenn dunkle Fluthen still sein Ufer küssen,
In ihren Schoß dahingiebt all sein Sehnen.
Mir ward aus liebevoller Hand gerissen
Schlank, golden, süßgefüllt, bekränzt der Becher,
Und mir zu Füßen braust ein Meer von Thränen.

Auch Onkel Fritz, der seine kleine Tyrannin mit so viel gutmüthiger Laune und uneigennütziger Zärtlichkeit verwöhnt hatte, setzte die schwerfällige, künstliche Maschine seines Dichtens in Bewegung. Kalt und geziert mochten alle diese Verse Karolinen, der untröstlichen Mutter, erscheinen.

Kaum ein Jahr nach Augusten's Tode starb Novalis. Am 5. April 1800 schrieb er, ganz in der Freude auf seine Hochzeit mit Julie von Charpentier lebend, die in kurzer Zeit stattfinden sollte, an den alten Freund Friedrich Schlegel: „Mit mir nimmt's hoffentlich bald ein fröhliches Ende. Zu Johannis denke ich im Paradiese zu sein.“ Bald darauf zeigte sich ein bedenklicher Bluthusten an ihm und die Hochzeit mußte aufgeschoben werden. Seine Braut kam

nach Dresden, um ihn dort zu pflegen; von seiner dort verheiratheten Schwester erfuhr Wilhelm, daß er nur noch ein Schatten seiner selbst sei, völlig erschöpft, nicht im Stande, an der Unterhaltung theilzunehmen, oft in der Gesellschaft einschlafend, wo er dann als ein Todter unter den Lebenden sitze. Im März des Jahres 1801 starb er in den Armen Friedrich's, der nach Dresden gereist war, um seinen Freund noch zu sehen, und unter den Klängen des Klaviers, das sein jüngerer Bruder auf seine Bitte spielte. Er sei bis zum letzten Augenblicke von unbeschreiblicher Heiterkeit gewesen, erzählte Friedrich Schlegel. Kaum lasse sich glauben, daß es möglich sei, so schön zu sterben.

Den von der Erde scheidenden Freund bat Wilhelm in einem Gedicht, seinem Kinde im Himmel schmerzliche Grüße zu bringen. Aber die Zurückgebliebenen mußten wohl oder übel versuchen, sich hienieden wieder einzurichten. Trotz des leidenschaftlich innigen Charakters, den die Neigung Schelling's und Karolinen's angenommen hatte, woraus sie auch Wilhelm kein Hehl machten, dachten die Eheleute an keine Scheidung. Sie hatten sich gegenseitig von jeher volle Freiheit zugestanden. Wilhelm konnte seinen Hang zum Kourmachen und Kokettiren nie unterdrücken, und wenn auch solche Tändeleien nicht so verhängnißvoll waren wie jetzt Karolinen's entschiedenes, ausschließliches Gefühl, so störten sie doch von Anfang an die Sicherheit und das Vertrauen der Ehe. Karoline machte ihm keine Vorwürfe und ließ ihn gewähren; aber mehr als Freundschaft und Treue glaubte sie ihm nun auch nicht schuldig zu sein. Diese gelobte sie sich ihm zu halten, was, wie es scheint, Schelling's männlich stürmische Liebe ihr zuweilen schwer machte. Aber die Trauer um den Tod des geliebten Kindes stimmte sie zur Demuth und Entsagung. Grade ihre Briefe an Wilhelm, der ohne sie nach Berlin

übersiedelte, um dort Vorlesungen zu halten, sind zuweilen von zarter und rührender Wehmuth überströmt. „Ich bin nun froh", schrieb sie ihm aus Jena, wohin sie im Frühjahr 1801 zurückkehrte, „hier das Erste überstanden zu haben und verlasse mich für das Zukünftige ruhig auf Deine Freundschaft und die stille Gewalt meines eignen guten Gemüths. Diese werden schon wieder etwas bilden, ein Hüttchen anbauen unter den Trümmern alter Herrlichkeit. O mein Freund, ich baute oft und riß oft ein. Dieses sind nun die letzten Zweige, Zweige der weinenden Weide, die ich über meinem Haupte zusammenflechte, um unter ihrem Schatten den Abend zu erwarten."

Und da sie sich wegen vermehrter Ausgaben entschuldigte, die besonders daraus entstanden waren, daß sie neue Gläser hatte anschaffen müssen, schrieb sie in der unter Thränen lächelnden Art, die ihr eigen war: „Ich dachte daran, wie Du mich mit dem ersten splendiden Einkauf der Gläser necktest und mußte lächeln, was auch ebenso ein Weinen hätte sein können, über diesen Refrain des Geschicks; Du wirst gewiß wieder finden, daß ich zu viel gekauft habe. Ich weiß nicht, warum es mir immer mit den Gläsern so geht. Dieses soll nun gewiß nicht wieder so bald brechen."

Es ist ein Aberglaube, daß man nicht dahin zurückkehren soll, wo man einmal sehr glücklich war. Nur fünf Jahre waren vergangen, seit Karoline an Wilhelm's Seite fröhlich in Jena einzog. Jetzt war Alles ebenso traurig und das Herz zerreißend wie vorher Leben und Hoffnung schwellend. Das Haus war verödet. Allerdings traf sie Schelling, der noch seine Professur innehatte, und die alte Freundin Luise Gotter schickte ihre Töchter, die Spielkameradinnen der kleinen Auguste, zu Besuch. Aber wie bitter mußten grade diese sie an das eigne Kind erinnern, und wie viel pein-

lichem Gerede setzte sie sich durch ihren Verkehr mit Schelling aus, besonders da ihre Feindin Dorothea sie beobachtete. Friedrich fing damals an, Vorlesungen über Philosophie zu halten. Im Senate der Professoren hatte er wenig Freunde; die Alten hatten jetzt gesiegt und bedienten sich ihrer Macht. Bei der Disputation, die seiner Habilitirung voraufging, drängte man ihm Opponenten auf, die die Sache viel ernster nahmen, als üblich war, und von denen einer die Taktlosigkeit hatte, Friedrich's „tractatum eroticum Lucinde“ als Beweismaterial gegen ihn heranzuziehen. Friedrich bewies die ganze Feinheit und Würde, die ihn bei solchen Gelegenheiten immer als den Ueberlegenen zeigten, bedeutete dem betreffenden Manne ruhig, daß er ein Narr sei und hatte alle Einsichtigen auf seiner Seite. Bei seinen Vorträgen indessen schadete ihm die schwere Masse seines Gehirns und sein Mangel an Virtuosität. Er war viel zu gründlich. Er langweilte die Zuhörer mit seinen wühlenden, grabenden Denkoperationen. Gegen Schelling, der viel unbedenklicher und zweifelloser dreinfuhr, dem aber, wie Novalis einmal sagte, die „wahre Strahlenkraft von einem Punkt in die Unendlichkeit“ eigen war, konnte er nicht aufkommen. Er erlitt eine entschiedene Niederlage. Die Bitterkeit, die das einschloß, war um so empfindlicher, als Schelling Karolinen's Freund war, zwischen ihr und Wilhelm, Friedrich's Bruder, stand. Weit mehr als Schelling hatte Karoline unter diesen Verhältnissen zu leiden. Dorothea, deren mit der Zeit nur unbedingter werdende Anbetung ihren Mann für alle Mißerfolge draußen entschädigen mußte, zog ihn auch dadurch immer fester an sich, daß sie ihn vollends von Karoline trennte. Seine Besuche bei der einst so geliebten und verehrten Frau wurden immer seltener, die Worte, die gewechselt wurden, immer schärfer und verletzender. Karo-

linen's pietätvoller Sinn litt darunter. „Mir ist selbst oft", schrieb sie an Wilhelm, „als könnte ich nicht ruhig sterben, ohne mich mit ihm zu verstehen. Wenn sie [Dorothea] nur Jemand todtschlagen wollte, ehe ich sterbe."

Karoline konnte in der Abneigung so hingebend und ausschließlich sein wie in der Liebe.

Wie es nun kam, daß das Verhältniß zwischen Wilhelm und Karoline doch nicht in dieser Weise bestehen blieb, ist im Einzelnen schwer zu sagen. Im Grunde freilich wäre es wunderbarer, wenn es unter solchen Umständen hätte dauern können. Schelling's ungestümem und herrischem Wesen war das Maaß, das Karoline beobachtet wissen wollte, unleidlich. Und im tiefsten Innern strebte sie ebenso leidenschaftlich zu ihm wie er zu ihr. Man fühlt aus jedem Wort der Briefe, die sie an ihn gerichtet hat, daß sie jetzt zum ersten Male eine volle Genüge in der Liebe fand; daß ihr endlich die überschwängliche Ergänzung zu Theil geworden war, nach der sie sich gesehnt hatte. Wie hätte sich dabei der Schein zufriedner Freundschaft aufrecht erhalten lassen, zumal da Beide an demselben Orte lebten! Daß Wilhelm, wenn er auch seinerseits natürlich volle Freiheit genoß, der Gedanke an Karolinen's Umgang mit Schelling, solange sie seinen Namen trug, doch eben nicht angenehm war, läßt sich denken. Obschon er es nicht äußerte, verrieth seine Gereiztheit doch Eifersucht. Vielleicht war sie ihm noch jetzt mehr, als er ihr je hatte sein können. Um das gute Einvernehmen neu zu befestigen, besuchte Karoline ihn in Berlin. Aber grade da zeigte sich, wie sehr sie sich schon auseinandergelebt hatten. Der Beifall, den Wilhelm's Vorlesungen gefunden hatten, mochte seine Eitelkeit noch gesteigert haben. Es mißfiel Karoline, daß er gar so viel Zeit „mit Waschen, Kämmen und Kokettiren

draufgehen ließ". Verwöhnt durch die Liebenswürdigkeit der Berliner schöngeistigen Damen, war seine Empfindlichkeit gegenüber Karolinen's aufrichtiger Gradheit auf's Höchste gereizt. Möglich ist es auch, daß sie sich durch offenkundige Aufmerksamkeiten, die er verschiedenen Damen erwies — Tieck's Schwester Sophie Bernhardi war darunter — verletzt fühlte. Kurz, während ihres dortigen Beisammenseins scheint es ihnen klar geworden zu sein, daß sie diesem Zwiespalt durch Scheidung ein Ende machen müßten.

Sie hatten dabei einen mächtigen Helfer, der aber nicht genannt sein wollte. Es war ohne Zweifel Goethe. Die Fassung des Gesuchs, das sie dem Herzog einreichten, die Darlegung der Verhältnisse, war von ihm berathen. Sie beriefen sich auf die vom Herzoge kurz zuvor vollzogene Scheidung des Professors Mereau von seiner Frau — der nachmaligen Gattin Brentano's —, die gleichfalls keinen andern Grund als mangelndes Einverständniß angegeben hatten. Am 17. Mai 1803 wurde die Scheidung ausgesprochen, und bereits am 26. Juni wurden Schelling und Karoline von seinem Vater, der Prediger war, getraut.

Schelling's junger Ruhm wuchs schnell. Aber mit den Ehren, die eine beneidenswerthe Stellung einträgt, nahmen auch die Anfeindungen zu. Je mehr leidenschaftliche Anhänger er gewann, desto erbitterter wurden seine Gegner. An ihrer Spitze stand derjenige, der bis vor Kurzem das alleinige Haupt der Philosophen gewesen war, Fichte, als dessen Schüler und Freund Schelling seine Laufbahn begonnen hatte. Allmälig hatte sich das Verhältniß geändert. Als Fichte im Jahre 1801 seinen sonnenklaren Bericht über das Wesen der neuesten Philosophie erscheinen ließ, parodirte Schelling, der Karolinen das Büchlein vorgelesen hatte:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit
Und an deiner Dummheit nicht.

Die letzte Zeile, die dem Scherz erst seine anmuthige Spitze giebt, machte Karoline. Goethe, dem Schelling den artigen Witz seiner Freundin mittheilte, hatte sein herzliches Vergnügen daran. Bei solchen harmlosen Späßen blieb es aber nicht. Auf Fichte's immer gehässigere Angriffe antwortete Schelling im Jahre 1806 mit der „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre“. Hier beschuldigte er Fichte, daß er vom Geiste der Naturphilosophie in seine eigne Lehre aufgenommen habe und sie nur deshalb beschimpfe, um zu bemänteln, wie er sich durch sie bereichert habe. Wenn Fichte gesagt hatte, das System nüchterner Erfahrung sterbe ab, das System wilder Schwärmerei mit all seinen ordnungzerstörenden Folgen beginne die grause Herrschaft, entgegnete Schelling, Fichte's Gefühl gegen die Natur sei das des rohesten und verrücktesten Asketen, der sich in spitzigen Dornen wälzt, nicht aus Heiligkeit, sondern um damit seiner Unheiligkeit und Unreinheit zu entfliehen.

Das war denn allerdings wohl der wesentliche und unüberbrückbare Unterschied, daß Schelling eine Natur war und Fichte nicht, daß in Schelling die Natur dachte, während Fichte nur die Natur denken konnte. Oder daß in Fichte der Quell des Unbewußten mit einem unbeweglichen Steine verschlossen war, während er in Schelling, nur allzu jäh manchmal, aufschäumte.

So kam es, daß sie von Angriffen auf ihre Werke und Meinungen zu Angriffen auf die Person übergingen. Fichte warf den Naturphilosophen vor, sie berauschten oder be-

geisterten sich, wenn die Einfälle nicht recht fließen wollten, durch physische Reizmittel. Schelling glaubte, daß das auf ihn gemünzt sei, da grade dieser Verdacht von seinen Gegnern öfters gegen ihn geltend gemacht wurde. Es wurde ihm sogar prophezeit, wie er selbst sagt, daß er nur noch wenige Jahre zu leben habe. In diesem traurigen Streite war Schelling, als der Wärmere, am meisten zu bedauern. Ihm that es weh, daß die einstige Verehrung und Freundschaft in diese bittere Entzweiung verwandelt worden war.

Goethes fortdauerndes, herzliches Wohlwollen konnte ihm eine überreichliche Entschädigung sein. Auch brachte es Karolinen's magnetisches Gemüth zuwege, daß in München, wo Schelling im Jahre 1807 eine Professur angenommen hatte, sich wieder ein Freundeskreis um sie herum bilden zu wollen schien. Aber der alte Schwung war nicht darin. Auch wenn sich die Freunde aus der Jenenser Zeit wieder blicken ließen, wollte die frühere Freudigkeit nicht mehr aufkommen.

Schon die äußeren bedrohlichen Zeitereignisse verscheuchten die ehemalige Sorglosigkeit. Kurz bevor der Krieg Jena heimsuchte, besuchte Gries, der Uebersetzer, Karoline in Würzburg, wo Schellings die ersten Jahre nach ihrer Verheirathung zubrachten. „Er reiste nach Heidelberg", schreibt Karoline, und ging von Jena weg, in der Ahnung unstreitig, daß dessen Ruin nahe wäre, wie man wohl Störche und andere häusliche Vögel vorempfindend die Stätte verlassen sieht, deren Mauern und Thürme nächstens in Schutt zusammenfallen sollen. Wie hat mir selbst schon das Herz um Jena und alle friedlichen Hügel geblutet!"

In München kehrte Wilhelm mit Frau v. Staël, in deren Begleitung er reiste, in Schelling's Hause ein. Seine ritterliche Correktheit und Karolinen's Talent zu lieben er-

möglichten einen unbefangenen, ja freundschaftlichen Verkehr. Von Schelling war Wilhelm unzertrennlich. Kein Augenblick der Spannung war trotz der peinlichen Verwickelungen zwischen diesen beiden Männern gewesen. Eine Zeitlang, während die Scheidung im Gange war, hatten sie nach Einstellung des Briefwechsels zwischen Wilhelm und Karoline, alles geschäftliche Nothwendige allein miteinander verhandelt, niemals die gegenseitige Höflichkeit, Achtung und Zuneigung beiseitesetzend. In manchen Fragen der Poesie und Kunst fuhr Schelling fort sich von Wilhelm belehren zu lassen. Für Wilhelm, der ähnlich wie nach Friedrich's Urtheil Schleiermacher, immer in Gefahr zu verwelken war, war die quellende Naturkraft Schelling's eine Erquickung.

Am Ende desselben Jahres fanden sich, von Italien zurückkehrend, Tieck und seine Schwester Sophie in München ein. Er ist noch der alte, schrieb Karoline von ihm, die Anmuth seiner Sitten hat sich nur mit einer gewissen Würde vermählt, die aber absonderlich ihren Sitz in den von der Gicht gesteiften Beinen genommen hat. Mit Tieck zugleich tauchte eine problematische Heldin der neuen Romantik auf, Bettina Brentano, mit deren potenzirter, karrikirter Besonderheit die einfach klare Karoline sich nicht befreunden konnte. Es war ihr ein merkwürdiger und zuweilen abstoßender Anblick, das sonderbar ausstaffirte Geschöpf mit dem kranken Tieck kokettiren und zugleich den abwesenden Goethe anbeten zu sehen. Einen vollends unverständlichen und widerwärtigen Eindruck machte ihr das katholische Wesen, das die Reisenden frisch von Rom heimbrachten. Tieck's Schwester hatte in Rom die Madonna der christlichen Künstler-Partei vorgestellt, gegenüber der heidnischen Venus in der Person der Frau von Humboldt. Die Hauptsache dabei waren Abenteuer und allerlei Ränke gewesen. Karo-

line, die in dem Glauben an ihr eignes Herz und im Sich-einsfühlen mit der Natur, im Vertrauen, daß Alles, was geschehe, gut und nothwendig sei, eine schöne Frömmigkeit immer besessen hatte, ohne jemals mit Christenthum zu kokettiren, sah mit Befremden Sophie Bernhardi ein großes Aufheben von ihrer Gläubigkeit machen und doch in beständiger Unzufriedenheit und Verwirrung leben.

Das Glück, das Karoline als Schelling's Frau genoß, war so vollkommen, wie Erdenglück irgend sein kann, aber von kurzer Dauer. Wenn nicht ihre Kränklichkeit sie mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht hätte, so würde es die Sehnsucht nach dem verlorenen Kinde gethan haben. Als sie im Jahre 1805 den Tod Huber's erfuhr, mit dem sie sich bei einem Wiedersehen in Würzburg völlig ausgesöhnt hatte, hatte sie einen Traum, den ich sie in ihren eignen Worten erzählen lassen will, weil es mir unmöglich scheint, ihn schöner wiederzugeben. „Ich ging durch eine Gasse an einem Fenster vorbei, wo Huber stand; ich sah ihn nur halb, der Hut, der mir tief in den Augen saß, hinderte mich, das Gesicht zu sehen, aber ich erkannte die Gestalt, den Schnitt der Kleider und eine Weste, die er zu tragen pflegte. Indem ich mich bemühte, ihn zu sehen, verwandelte sich das Fenster in diejenige Glasthür, welche aus meinem blauen Zimmer in das kleinere führt. Er stand dahinter und kam herein. Unser Eßtisch steht da jetzt, da ich im Winter das kleinere Zimmer bewohne; es war für drei oder vier wie gewöhnlich gedeckt, er setzte sich aus der Thür herein mir gegenüber, wir erwarteten, daß Schelling herunterkäme, und sprachen indeß ruhig mit einander, aber er und ich wohl wissend, daß er todt war. Von Freundschaft war nicht die Rede. Ich frug ihn, warum er uns so betrübt hätte und ich würde gern mit ihm getauscht haben;

denn, Huber, sagte ich, ich habe doch noch mehr im Himmel zu suchen wie Sie. Mir lag Auguste im Sinn, wie sie mir immer gegenwärtig ist. Er sagte, ist das Ihr Ernst, so geben Sie mir Ihre Hand — ich gab sie ihm über den Tisch, die seinige war ganz warm, das fiel mir auf, da er doch nicht lebte, und hierüber wachte ich auf."

Erst viereinhalb Jahr später, im Herbst 1809, starb sie in Maulbronn, wo sie mit ihrem Manne zu Besuch bei seinen Eltern war. „Die ganze letzte Zeit war sie lieblicher und sanfter als je", schrieb Schelling an ihren Bruder Philipp; „ihr ganzes Wesen in Süßigkeit aufgelöst." Nicht müde wurde der verzweifelte Mann zu schildern, wie himmlisch verklärt sie im Tode gewesen sei, von welcher Anmuth beseelt der erlöschende Körper. Ihre stets melodische Stimme, sagte er, töne wie sanft gestimmte Harmonikaglocken, wie geistige Klänge, immer in seinem Herzen fort.

Auf ihr Grabmal ließ Schelling die Worte setzen: „Gott hat sie mir gegeben, der Tod kann sie mir nicht rauben. Sie wird wieder mein werden oder vielmehr sie ist mein auch in dieser kurzen Trennung."

Ein Mann von so sinnlicher Naturkraft konnte Liebe auf die Dauer nicht entbehren. Nach einigen Jahren verheirathete er sich mit Pauline Gotter, der jüngsten Tochter von Karolinen's alter Freundin, deren Freundschaft und Verehrung er wie ein Vermächtniß der Verstorbenen überkommen hatte.

Ein Jahr nach Karolinen's Tode starb in München noch ein Angehöriger des Freundeskreises der Romantiker in Jena: Ritter, der noch im engen Verkehr mit Baader die eigenthümlichsten Beobachtungen auf dem Gebiete der Nachtseiten der Natur gemacht hatte und zum Entdecker des Unbewußten geworden war. Von den Uebrigen trafen sich

zwei: Schleiermacher und Steffens, in Halle wieder, wo Steffens Professor geworden war. Halle war eine Stätte der Erinnerungen: am romantischen Giebichenstein, wo Reichardt wohnte, Tieck's Schwager und Steffens' Schwiegervater, hatte die hoffende Jugend umhergeschwärmt wie auf den Hügeln von Jena. Hier hatte Tieck in seiner Studienzeit mit dem zärtlichen Wackenroder beseligende Feierstunden der Freundschaft verlebt. Auch jetzt durchstreiften hier wohl Schleiermacher und Steffens in angeregten, ja begeisterten Gesprächen die Gegend. Aber Schleiermacher's Bahn hatte die Romantik nur eine Wegstrecke lang begleitet, um dann eine ganz andere Richtung einzuschlagen. Die für ihn wesentliche Zeit, wo er sich so bildete, wie er auf die Nachwelt gekommen ist, lag noch vor ihm. Steffens, obwohl auch er noch ein langes Leben vor sich hatte, betrachtete die Jahre in Jena immer als die schönste und reichste Epoche seines Lebens, als die Blüthe der Jugend. Das jähe Ende, die vollständige innere und äußere Zerstreuung machte die Rückerinnerung an diese Zeit um so schmerzlicher und zugleich um so lieber. Sie erschien ihm wie der Thurmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprache der Arbeiter sich untereinander verwirrte und sie sich wechselseitig nicht mehr verstanden. „Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragt Einer den Andern. Ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich, und ein jeder trennte sich in die entgegengesetzten Weltgegenden — die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelthurm dennoch auf ihre eigene Weise zu bauen.“ So schreibt Steffens im Jahre 1814 an Tieck.

Vor allem erschütternd traf ihn der volle Eindruck der Veränderung, als er 1811 Jena wieder besuchte. Er fühlte sich wie auf einer Wahlstatt ritterlicher geistiger Kämpfer.

Aber von Allen fand er nur den kleinen Gries wieder, der die liebgewordene Gegend, nachdem der Krieg vorübergerast war, getreulich wieder aufgesucht hatte. „Als ich in die zierliche Stube hineintrat, erschrak ich heftig; denn Schränke, Tische, Stühle, Büsten standen grade wie zehn Jahre früher, dieselbe Magd begrüßte mich, und der kleine Dichter mit dem gelben Teint und den schwarzen Augen saß noch da. Er und seine Umgebung erschienen mir fast wie einbalsamirte Leichen aus einer schönen lebendigen Zeit.“ In einer andren, in erhabener Weise stellte ihm Goethe das Bleibende im Wechsel dar. Er war derselbe geblieben, aber stetig wachsend mit seiner Zeit, so daß er immer gleich lebensvoll und gleich groß erschien und seine Gewalt über die Geister nicht abnahm.

Wieviel jugendlicher erscheint dieser langsam sich bewegende, würdevolle Greis als die ehemaligen Götterbuben, Wilhelm und Friedrich, da sie eben erst die Grenze des Alterns streiften! Wenige Verhältnisse haben so viel tragisches wie der Ausgang dieser Brüder. Seitdem Wilhelm nach Berlin, Friedrich mit Dorothea nach Paris ging, haben sie nie mehr dauernd zusammen gelebt. Dennoch, wie unverständlich und unerfreulich für Wilhelm auch Friedrichs Uebertritt zur katholischen Kirche war, hielten sie an dem alten Ideal der Bruder-Einheit beharrlich fest. Wilhelm, der ohne Häuslichkeit war und weil ihm kein eigner Urquell im Innern sprudelte, auf fremde geistige Zufuhr angewiesen war, hätte, obwohl praktischer und äußerlich weit glänzender gestellt als Friedrich, des Haltes der Freundschaft doch viel mehr als dieser bedurft. Rührend ist das lange Gedicht, das er den ihm unrettbar entschwindenden, sich entziehenden Bruder nachruft:

„O Bruder, mir entzogen
Durch fremder Länder Weiten,
So ungern eingebüßt."

Die Natur habe sie deshalb gepaart und zu Brüdern gemacht, sagt er in diesem Gedichte, daß sie dem einen gegeben habe, was dem andern gebreche. Eine Rinde hält sie umschlossen, einen Baum bilden sie, aber Friedrich senkt die Wurzeln in die Erde und saugt Nahrung für beide, Wilhelm streckt im Wipfel liebevoll den Gestirnen, dem Aether die Arme entgegen. Dieser Eintracht verdanken sie das Gedeihen. Die Fahrt in's offene Meer wollen sie nun wagen: Friedrich soll das Steuer lenken, er selbst will nach dem Wetter spähen und die Segel richten. Oder Friedrich soll die edlen Erze aus der Tiefe fördern, er selbst will künstliche Schalen daraus bilden.

Wahrer und feiner konnte die Naturverschiedenheit der Beiden nicht ausgedrückt werden. Und gewiß hatte Wilhelm den Bruder in diesen Bildern nicht die schlechtere Rolle spielen lassen. Aber Dorothea, unfähig den Sinn zu fassen, war beleidigt, daß ihr Friedrich die schlechte Wurzel des Baumes sein sollte, während Wilhelm die Krone für sich behielt. Und unter diesem gutgemeinten, doch nicht guten Einflusse stehend, verkannte auch Friedrich die Wahrheit und seine Erwiderung des Gedichtes entbehrt der unbefangenen Innigkeit, obwohl er stolz darin betheuerte, daß der hohe Bruderbund ihm das einzig Feststehende und Erprobte in den Stürmen des Lebens geblieben sei. Da nun einmal die Willigkeit der Liebe fehlte, machte sich die vorher als so willkommene Ergänzung empfundene Verschiedenheit nur noch als Anderssein und unversöhnliches Auseinanderstreben geltend. Aber von beiden Seiten wurde das ängstlich verschwiegen. Wilhelm machte noch einmal einen Heirathsversuch,

der kläglich fehlschlug. Seine Ehe mit Sophie Paulus, der Tochter von Dorothea's einstiger Freundin, ging schon nach einigen Tagen in der häßlichsten Art aus einander. In dieser peinvollen Zeit war Friedrich dem unglücklichen Bruder reichlich mit Rath- und Trostbriefen zur Hand, in denen er für Wilhelm's Geschmack nur vielleicht zu häufig darauf hinwies, daß die sicherste Hülfe und Beruhigung im Gebet zu finden sei. Dergleichen Redewendungen mochten den alten Freunden anstößig sein nicht nur, wenn sie sie mit seinen früheren Ueberzeugungen, sondern vorzüglich wenn sie sie mit Friedrich's gegenwärtigem Leben verglichen.

Zur Zeit, als er noch in Köln war, vernahm man schon von Friedrich, er habe Anlage, ein Ketzerverfolger zu werden und solle fast schon so feit, bequem und schwelgerisch wie ein Mönch sein. Es ist bezeichnend, daß Dorothea einmal die Bemerkung machte, sie fürchte sich vor nichts so sehr, als dem Materialismus, und es gehe ihr damit wie den Leuten, die sich vor Gespenstern fürchten und immer welche zu sehen und zu hören glauben. In ihm wie in ihr hatte immer die Gefahr dieser Art des Sinkens gelegen. Die Frömmigkeit, an die sich Dorothea mit verdoppelter Aengstlichkeit klammerte, das Beten, Messehören, Kirchenbesuchen, konnte das geistige Lahmwerden nicht verhindern noch verhüllen. Als Henriette Herz die Jugendfreundin 1811 in Wien wiedersah, fand sie ein zufriedenstellendes Verhältniß — „aber wohin war die Poesie entschwunden, welche das frühere, von der Welt so verpönte durchdrungen hatte! — Eines Abends war Dorothea leidend. Ich saß vor ihrem Bett. Wir klapperten beide ein wenig vor Fieberfrost. Schlegel saß uns gegenüber an einem Tische, aß Orangen und leerte dazu eine Flasche Alicante! Ich weiß nicht, ob er auch uns dadurch von einiger südlicher Gluth zu durchhauchen suchte."

Keiner von seinen ehemaligen Freunden konnte den alten Friedrich in ihm wiederfinden. Er sprach in einem mystisch messianischen Tone, hielt dunkel verschnörkelte, unerquickliche Vorträge, bei denen der hohe katholische Adel vornehm und verständnißlos zuhörte und ließ sich nicht herbei, auf die Ideen der Andern einzugehen noch den Sinn seiner eigenen begreiflich zu machen. Einige Mönche, einige überspannte junge Leute, einige Damen, die seine Salbung und seine priesterliche Erscheinung überwältigte, bildeten seinen intimen häuslichen Verkehr. Man nahm an, es sei ihm im Grund nichts ernst, als ob der Wein gut und das Essen gerathen sei.

Indessen wurde er österreichischer Diplomat, erhielt vom Papst den Christusorden und erneuerte den alten Familienadel.

Wehmüthig sieht man zurück auf seine mühevoll ringende Jugend, wo sein hochfahrender Geist die ganze Welt in die Schranken rief. Wenn er in seinen letzten Lebensjahren die Briefe noch einmal hätte lesen können, die er als Jüngling an seinen Bruder richtete, ob sie ihn zur Wehmuth oder zur Ironie gestimmt hätten? „Es kommt nur auf dich an, ein großer Mensch zu werden.“ „Was könnte wohl eher die Sonne des Lebens genannt werden als der Enthusiasmus oder die Liebe? Ich wüßte nicht, zu was ein Alter ohne sie lebte, als etwa seinen Geist stückweise abfaulen zu sehen.“ „Es giebt nur ein unbedingtes Gesetz — Vernunfteinheit; nämlich daß der freie Geist stets siege über die Natur.“ Das sollte in der Kunst gelten; aber ist nicht auch das Leben ein Kunstwerk? Sein Leben ist ein trauriges Märchen, wo die Liebende den verwünschten Prinzen nicht hat erlösen können und er nun fernerhin als ein dumpfes, gieriges Thier, das in der Geisterstunde sich qualvoll seiner hohen Bestimmung und schnöden Erscheinung bewußt wird, den Zauberwald durchirren muß.

So traurig auch die erzwungene Freundschaft war, die Wilhelm und Friedrich einander noch vorspiegelten, diese Geschichte sollte ganz untröstlich, ganz unversöhnlich enden. Nachdem die zerreißende Feindseligkeit erbitterter Liebe oft genug aus ihren Briefen geklungen hatte, kam es schließlich dahin, daß Wilhelm dem Bruder in einem merkwürdigen Schreiben die alte Freundschaft persönlich aufkündigte:

„Bei den noch freien Römern pflegten Männer, die als Freunde miteinander gelebt und gemeinschaftlich gewirkt hatten, wenn sie nun nach ihrer Ueberzeugung von den öffentlichen Angelegenheiten sich trennen und einander entgegenwirken mußten, ihre Gegnerschaft sich förmlich aufzukündigen. Dies thue ich Dir jetzt als Schriftsteller. Mache Dich darauf gefaßt, nächstens Angriffe von mir auf Deine späteren Schriften, mit oder ohne meinen Namen, in Deutschland oder auswärts, mit den Waffen des Scherzes oder ernster Beredsamkeit ans Licht treten zu sehen. Ob die Römer dabei die geselligen Verhältnisse des Privatlebens vorbehalten, weiß ich nicht. Ich bin aber der Meinung, daß man es thun könne und müsse, und wenn Du mir durch einen Besuch die Gelegenheit dazu schaffst, so werde ich es durch die That beweisen und an der brüderlichen Aufnahme nichts fehlen lassen."

Ganz der alte Wilhelm: etwas gespreizt aber nicht geschmacklos, und so correkt! Also auch jetzt noch fristete die Bruderliebe ein trübselig erlogenes Schattendasein. Was den endgültigen Bruch herbeiführte, war eine kümmerliche Geldangelegenheit. Wilhelm hatte im Laufe der Jahre dem stets bedürftigen Bruder Geld geliehen: nun auf einmal forderte er eine noch ausstehende Schuld zurück. Es mochte ihn kränken, daß Friedrich noch Nutzen von ihm ziehen, da er doch sonst nichts mehr von ihm wissen wollte. Da nun Friedrich sich anstellte, als habe Wilhelm kaum einen An-

spruch auf das Geliehene und sich durchaus nicht aus seiner bequemen vornehmen Ruhe bringen ließ, erbitterte sich Wilhelm mehr und mehr. Darüber wurden die Briefe, die in dieser erbärmlichen Sache hin- und hergingen, spitzer und kälter; einige Monate vor seinem plötzlichen Tode, im September 1828, empfing Friedrich den letzten, den er nicht mehr beantwortete. Das Wenige, was Wilhelm öffentlich über seinen Bruder äußerte, verräth noch von der früheren Liebe und dem nie zu verwindenden Schmerz über ihr Auseinandergehen. Zu einer Zeit, als die Uebertritte zum Katholizismus zunahmen und man auch Wilhelm ganz ungerechterweise dafür verantwortlich machen wollte, hielt er es für geboten, sich über seinen Standpunkt vernehmen zu lassen. Indem er nun davon sprach, wie man sich durch Verzicht auf die freie Forschung gleichsam den Gebrauch der eigenen Augen opferte, fuhr er fort: „Mancher hat hierbei nicht viel zu verlieren, weil er schon zuvor blödsichtig war. Wenn aber einmal ein Adler, von der Natur bestimmt, gerade in die Sonne zu schauen und mit ausgespreiteten Fittigen sich ihr entgegenzuschwingen, wenn dieser sich mit seinen eigenen Klauen blendete, das wäre in der That ein beklagenswerthes Schauspiel." Wieviel verhaltene Liebe spricht aus diesen Worten, bei denen er ohne Zweifel Friedrichs gedachte.

Wilhelm überlebte seinen Bruder um siebzehn Jahre. Er hatte es immer empfunden, daß die Jugend sein guter Genius war. Nichts hatte er so gefürchtet wie das Altwerden: er mochte ahnen, daß ihm ein langes Leben beschieden war ohne die Gabe, seinen Geist jung zu erhalten. Nicht daß seine rüstige Thätigkeit nachgelassen hätte. Aber was Friedrich geweissagt hatte, vollzog sich buchstäblich: eine unzufriedene Kälte wurde herrschend bei ihm. Als er noch das frische Empfinden und die reizbareren Sinne der Jugend

gehabt hatte, war seine maßvolle Verständigkeit eine Tugend gewesen, später wurde ein leeres Virtuosenthum daraus. Ein Freund Tiecks durfte ihn mit dem alten Nikolai vergleichen, der einst die Zielscheibe seines übermüthigen Witzes war. „Der Theil von Schlegel“, schrieb Löbell an Tieck, „welcher oft mit Horaz, Boileau und andren Helden der Correktheit seinen Spott getrieben, ist verraucht und verflogen und der übrig gebliebene hat es immer halb unbewußt und heimlich mit ihnen gehalten, und nun kommen diese Geister in seinem Alter über ihn und rächen sich für die ihnen früher angethane Schmach, indem sie sich seiner ganz bemeistern.“ Ohne Sympathie für die übertreibenden Jünger, die ihm als einem ruhmwürdigen Haupte eine herkömmliche Verehrung widmeten, ganz ohne Sinn für die späteren Umstürzler andrer Art, das sogenannte Junge Deutschland, stand er vereinsamt, der versteinerte Gelehrte der Romantik. Wenn er auch zu eitel war, um es zuzugestehen, er empfand seine Vereinzelung bitter und war mit sich so wenig zufrieden wie mit der Welt. Im Innersten sehnte er sich nach der schönen Wärme, die in der sonnigen Jugendzeit in seinem Blute gewesen war, nach der Fröhlichkeit und dem herzlichen Gelächter, das einst im Kreise der Freunde erklungen war. Tieck, der in Dresden gichtbrüchig im Lehnstuhle saß, von der Gräfin Finkenstein, seiner Frau und seinen Töchtern allzu reichlich vergöttert, und seinen Bewunderern jahraus, jahrein Holberg, Shakespeare, Calderon und andrer Dichter Dramen vorlas, sah er noch zuweilen. Es gab wohl für ihn etwas Neid und Eifersucht zu überwinden angesichts der ausgedehnten und ungemessenen Beliebtheit und Berühmtheit seines einstmaligen Schützlings, aber das gab sich im Beisammensein und unter dem erwärmenden Einflusse, den das zarte Gemüth des Freundschaftskünstlers Tieck ausübte.

Welches Leiden es aber für den tändelnden Gesellschafts-schmetterling, für den ewig Verliebten war, als er bemerken mußte, daß seine Huldigungen kein Frauenherz mehr schneller schlagen machten, davon giebt das folgende Gedicht Zeugniß, dessen bescheidene Klage und schmerzende Wahrheit aus diesem oft gezierten, immer bewachten Munde doppelt rührend ist:

Zu spät! zu spät! und wollte sie auch gerne.
Die Jugend, die mein Haupt gekrönet,
Die Poesie, die meine Brust durchtönet,
Sie sind entflohen. Es blassen meine Sterne.
Ach! warum blieb ich einsam nicht und ferne?
Längst hatt' ich süßem Trug nicht mehr gefröhnet,
Doch war des Wahnes Schuld noch nicht versöhnet,
Und Zeit ist's, daß ich in mir sterben lerne.
Ein Weib begegnet mir voll Huld und Milde,
Doch ist ein heil'ger Engel ihr Gefährte.
Ich darf nicht bitten und sie darf nicht geben,
Ich schaue sehnend nach dem zarten Bilde,
Da winkt der Cherub mit dem Flammenschwerte:
Nimm Abschied von der Liebe, von dem Leben!

Das war das Traurigste, daß er dennoch nicht Abschied nehmen konnte. Daß er den Schein der Jugend, deren Entweichen er so deutlich fühlte, gewaltsam festzuhalten suchte. Wenn schon einst Karoline darüber lachte, wie er sich salbte, putzte und schmückte, betrieb er jetzt dergleichen Künste mit noch vermehrtem Eifer. Mit welcher seltsamen, beinah unheimlichen Mischung von Geckenhaftigkeit und schmerzlichem Hohn über die eigene Narrheit malt er seine Erscheinung lebendig vor in einem Briefe an Tieck aus dem Jahre 1836: „Du sagst, ich halte mich tapfer. Ich bestrebe mich freilich. Diesen Frühling rette ich sogar wieder. Abends bei hellem Kerzen-lichte, sauber geputzt und mit meinen beiden Pompons angethan, in der neuesten, noch nicht fuchsig gewordnen Per-

